



universität
wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit

Journalismus und Trauma

Eine Analyse von Erfahrungen und Reflexionen
österreichischer Kriegs- und Krisenberichterstatter
in Qualitätsmedien

verfasst von

Mag. Susanna Hamad, Bakk.

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 841

Studienrichtung lt. Studienblatt: Magisterstudium Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Betreuerin / Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
1. Einleitung	7
2. Begriffserklärung	10
2. 1. Auslandskorrespondent	10
2. 2. Kriegsberichterstatter	14
2. 3. Trauma	17
2. 3. 1. Akute Belastungsstörung	20
2. 3. 2. Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS)	22
2. 3. 3. Risiko- und Schutzmaßnahmen	26
2. 4. Journalismus und Trauma - Studienüberblick	29
3. Empirischer Teil	34
3. 1. Erkenntnisziele	34
3. 2. Methode	34
3. 3. Forschungsplan	36
3. 3. 1. Kategorie 1: Der journalistische Alltag	36
3. 3. 2. Kategorie 2: Trauma und Verdrängung	38
3. 3. 3. Kategorie 3: Coaching	39
3. 4. Interviews	40
3. 5. Stichprobe	41
4. Das Selbstbild des Journalisten	43
4. 1. Verarbeitungsmechanismen des Journalisten	46
4. 2. Motivation	50
4. 3. Selbstansprüche	52

5. Der Aufbruch - Kriegsberichterstatter bereiten ihren Einsatz vor ...	56
5. 1. Vorbereitungen der Kriegsberichterstatter	57
5. 2. Vorbereitungskurse	64
6. Unterwegs im Kriegs- bzw. Krisengebiet	68
6. 1. Die Einflussfaktoren journalistischer Arbeit im Kriegsgebiet	68
6. 2. Informationsquellen	70
6. 3. Zwischen Objektivität und Betroffenheit	71
6. 4. Veränderungen der Rahmenbedingungen im Kriegsgebiet	75
6. 5. Die psychische Belastung vor Ort	77
6. 6. Unterschiede in der journalistischen und emotionalen Vorbereitungen von Kriegserlebnissen zwischen Mann und Frau	82
7. Nach dem Kriegseinsatz	87
Exkurs: Dart Center for Journalism and Trauma	97
8. Fazit	100
8. 1. Studienergebnisse	100
8. 1. 1. Der journalistische Alltag	100
8. 1. 2. Trauma und Verdrängung	101
8. 1. 3. Coaching	102
8. 2. Handlungsempfehlungen	103
8. 3. Ausblick	106
9. Literaturverzeichnis	107
Anhang	113
Abstract	215

Vorwort

Die Idee meine Abschlussarbeit über „Journalismus und Trauma“ zu schreiben, entstand bei meinem Praktikum in der ZIB-Redaktion beim ORF im Jahre 2006. Damals habe ich einen Vortrag von Mark Brayne vom Dart Centre angehört und mich seitdem mit diesem Thema beschäftigt und diverse Kontakte geknüpft.

Danken möchte ich meinen Professoren am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Mein besonderer Dank gilt Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell, der diese Arbeit betreut hat und mir mit Rat und Tat beistand. Meiner Familie möchte ich meinen herzlichsten Dank für ihre Unterstützung und ihre Geduld aussprechen.

Weiteres danke ich meinen Freunden und Kollegen Mark Brayne, Petra Tabeling, Thomas Neuhold, Karin Neuhauser und selbstverständlich meinen zehn Interviewpartnern.

Zu guter Letzt widme ich diese Arbeit meiner Freundin Halima, die unerwartet vor ein paar Jahren von uns gegangen ist. Sie ist der Grund, warum ich begonnen habe Publizistik- und Kommunikationswissenschaften zu studieren.

Wien, April 2015

Susanna Hamad

1. Einleitung

Eine Studie von 2002, die der kanadischer Psychiater Anthony Feinstein geführt hatte, belegt, dass rund 30 Prozent der Kriegsberichterstatter innerhalb von 15 Jahren eine Posttraumatische Belastungsstörung, kurz PTBS, entwickeln. Der Fall des südafrikanischen Fotojournalisten Kevin Carter, der den begehrten Pulitzer-Preis gewonnen und 1994 Selbstmord begangen hat, ist ein extremes Beispiel. Auch Reaktionen auf das Erlebte können extrem sein. So sind Depressionen, Substanzmissbrauch wie beispielsweise übermäßiger Alkohol- oder Drogenkonsum und Ehescheidungen keine Seltenheit unter Kriegsberichterstatter.

„Wenn ich jedes Elend der Welt mir zu Herzen nehmen würde, könnte ich nicht weiter leben.“¹, zitiert der Kriegsberichterstatter Tucholsky. Doch häufig bleibt den Journalisten gar keine Wahl, denn Bilder menschlichen Leidens brennen sich in das Gedächtnis ein und wirken nach, hinterlassen eventuell Spuren auf der Seele.

Dennoch ist die Verarbeitung des Erlebten in Kriegs- bzw. Krisengebieten bei Journalisten bisher kaum ein Thema. Die Forschung zu diesem Problem befindet sich noch in den Kinderschuhen. Doch was verhindert die Thematisierung von Trauma in den Redaktionen von Sendern und Printmedien - vor allem aber in den Köpfen der Kriegsberichterstatter? Liegt es daran, dass Journalisten objektive Beobachter sind? Denn Sanitäter, Feuerwehrleute und Polizisten greifen ein, während Journalisten „nur“ beobachten.

¹ Foggenstein, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag, Wien 1993, Seite 155.

Auf den geschilderten Annahmen basieren folgende These der vorliegenden Arbeit:

- Der Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet beeinträchtigt das Berufsleben des Journalisten.
- Journalisten, die in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet eingesetzt werden, verarbeiten ihr Erlebtes auf verschiedene Art und Weise.
- In den österreichischen Redaktionen gibt es weder Vorträge noch Workshops, die den Journalisten ermöglicht, das Trauma zu überwinden.

Mittels leitfadengestützten Fragebogen mit Kriegsberichterstatern und einem interdisziplinären Ansatz, der sowohl Erkenntnisse aus der Kommunikationswissenschaft, als auch aus der Psychologie und Psychotraumatologie berücksichtigt, gilt es, diese Thesen wissenschaftlich zu überprüfen.

Ziel der Untersuchung ist es, Empfehlungen zu entwickeln, die das ganze Spektrum von Präventionsmaßnahmen über die Betreuung von Berichterstatern vor und nach dem Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet umspannen. Als Teilziele ergibt sich erstens eine Bestandsaufnahme über die Arbeitsumstände von Journalisten in Kriegs- bzw. Krisengebieten zu erstellen. Und zweitens gilt es die Unterstützung seitens der Arbeitgeber in Bezug auf die Tätigkeit der Kriegsberichterstatter zu eruieren.

Es ist eine Bewusstseinschärfung bei allen Beteiligten notwendig, sei es nun Journalistenvereinigung, Redaktionen oder Kriegsberichterstatter selbst, um die momentane Lage zu verbessern. Schließlich können nur gesunde Journalisten eine qualitativ hochwertige, professionelle Berichterstattung unter den extremen Bedingungen, die in Kriegs- bzw. Krisengebieten oftmals vorherrschen, gewährleisten.

2. Begriffserklärung

Um die Rahmenbedingungen zu untersuchen, bedarf es zunächst einer begrifflichen Annäherung an den Berufsstand des Kriegs- bzw. Krisenberichterstatters. Außerdem werden Begrifflichkeit wie „Trauma“ sowie „akute“ beziehungsweise „posttraumatische Belastungsstörung“ näher definiert.

2.1. Auslandskorrespondent

Der klassische Korrespondent im Ausland ist gewissermaßen ein „externes Mitglied der Redaktion“², das für eine bestimmte Zeit (es wird zwischen Bezirks-, Landes- und Auslandskorrespondenten unterschieden) den ausländischen publizistischen Stützpunkt des Senders oder Verlages besetzt. Der Begriff „Korrespondent“ kommt aus dem Französischen „correspondre“ und dies hat ihren Ursprung im Lateinischen: „correspondere“ und bedeutet „in Verbindung stehen, im Briefwechsel stehen“.³

Viele Journalisten sehen die Tätigkeit im Ausland als „Königdisziplin im Journalismus“⁴ an. Neben dem Gefühl, Zeitzeuge weltpolitischer Ereignisse zu sein, Begegnungen mit fremden Kulturen und Menschen zu erleben sowie häufig einen großen Bekanntheitsgrad und ausgezeichnete Verdienstmöglichkeit zu erlangen, sind es auch die Aufstiegschancen, die die Tätigkeit zu einem der begehrtesten Jobs für Journalisten machen.

² Wagner, Martin: Auslandskorrespondent/in für Presse, Radio, Fernsehen und Nachrichtenagenturen. List Verlag, München 2001, Seite 25.

³ Duden, Konrad: Band 7. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, 3. Auflage. Dudenverlag, Mannheim u. a. 2001, Seite 443.

⁴ Wagner, Martin: Auslandskorrespondent/in für Presse, Radio, Fernsehen und Nachrichtenagenturen. List Verlag, München 2001, Seite 12.

Einhergehend mit der Vertretung seines Mediums im Ausland werden sehr hohe Anforderungen an den Journalisten gestellt. Er muss sein Berichterstattungsgebiet und mit ihm die Mentalität der Menschen vor Ort sehr gut kennen, um kleinste Anzeichen einer Veränderung in der Bevölkerung wahrzunehmen und eventuell politisch einordnen zu können.⁵ Dabei ist es neben überdurchschnittlichen journalistischen Fähigkeiten von Vorteil, wenn er die Sprache vor Ort spricht.⁶ Doch nicht nur politische Sachverhalte muss der Korrespondent an seine Heimatredaktion übermitteln. Von Theaterpremierern bis hin zu Religionsfragen: Der Korrespondent berichtet nach Bedarf über alles, was sich in seinem Zuständigkeitsgebiet ereignet.⁷

Geht man der Frage nach, warum es Medien für sinnvoll erachten, eigene Mitarbeiter in das Ausland zu versetzen, so gelangt man zu einer Strategie, die mit „Glaubwürdigkeitsfaktoren“⁸ in Verbindung steht. Der Auslandskorrespondent sitzt an der Quelle, kann sich direkt mit den Menschen vor Ort unterhalten, kann das Geschehen anfassen und begreifen.

⁵ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 29.

⁶ Wagner, Martin: Auslandskorrespondent/in für Presse, Radio, Fernsehen und Nachrichtenagenturen. List Verlag, München 2001, Seite 18 f.

⁷ Wagner, Martin: Auslandskorrespondent/in für Presse, Radio, Fernsehen und Nachrichtenagenturen. List Verlag, München 2001, Seite 25 f.

⁸ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 29.

Doch ökonomische Gesichtspunkte sind der Grund dafür, weshalb es sich nicht jedes Print- und Rundfunkunternehmen leisten kann, Korrespondenten ins Ausland zu entsenden.⁹ Die öffentlich-rechtlichen Anstalten besitzen das wohl dichteste und aufwändigste Netz, das die entscheidenden Plätze der Welt wie beispielsweise Washington, Moskau, London, Brüssel, Paris und Kairo umspannt.

Häufig werden die Journalisten jedoch auf Grund der mangelnden Finanzierbarkeit vor allem bei kommerziellen Sendern und Zeitungen an einem zentralen, für den Markt wichtigen Nachrichtenplatz eingesetzt.¹⁰ Die Folge ist ein großes Zuständigkeits- und auch Sachgebiet, welches der Reporter alleine abdecken und auch aufbereiten muss.¹¹

Neben diesem wohl größten Problem von Auslandsberichterstattem ist ein weiterer Störfaktor der journalistischen Arbeit im Ausland die Verpflichtung, bei der jeweiligen Staatsregierung akkreditiert zu sein,¹² um seiner publizistischen Tätigkeit nachgehen zu können. Dabei gibt es vielfältige Arten, wie er eine Aufenthaltsgenehmigung bekommt, genau so wie es unterschiedliche Ablehnungsgründe gibt. Steht doch die Arbeit des Korrespondenten vor Ort in unmittelbarem Zusammenhang mit „der Außenpolitik der beiden Länder und den Erwartungen, die sie gegenüber dem anderen haben (...)“¹³.

⁹ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 30.

¹⁰ Wagner, Martin: Auslandskorrespondent/in für Presse, Radio, Fernsehen und Nachrichtenagenturen. List Verlag, München 2001, Seite 33 f.

¹¹ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 30.

¹² Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 30.

¹³ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 31.

Besteht eine eher gespannte politische Lage, bedeutet das nicht selten eine Einschränkung der Arbeit des Reporters. Geringe Informations- und Gesprächsbereitschaft, Kontrollen durch Geheimdienste, Militär oder Informationsministerien bis hin zu Drohungen, Bestrafungen, Gefängnis oder auch der Ausweisung sind nicht selten die Folge.¹⁴ Doch auch wenn der Korrespondent unter Druck gesetzt und in seiner Arbeit behindert wird, muss er die internationalen Beziehungen fördern und das Verständnis verbessern.

Es sind jedoch nicht nur die politischen Umstände, die die Arbeit des Auslandskorrespondenten behindern können. Beeinträchtigungen wie eine fremde Kultur, fremde Nahrung, Hygienezustände und außergewöhnliche Temperaturen tun ihr Übriges.¹⁵

Dennoch, vor allem in westlich orientierten Ländern sind die Arbeitsbedingungen für Journalisten in aller Regel gut, denn die Veranstalter von Weltmeisterschaften bis hin zu Gipfeltreffen wissen, wie wichtig eine „gute Presse“¹⁶ für sie ist. Bricht jedoch in einer Region Krieg aus, so beginnt für die Journalisten der sicher „schwierigste und auch oft gefährlichste Auslandseinsatz (...)“¹⁷.

¹⁴ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 31.

¹⁵ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 32.

¹⁶ Wagner, Martin: Auslandskorrespondent/in für Presse, Radio, Fernsehen und Nachrichtenagenturen. List Verlag, München 2001, Seite 27.

¹⁷ Wagner, Martin: Auslandskorrespondent/in für Presse, Radio, Fernsehen und Nachrichtenagenturen. List Verlag, München 2001, Seite 27.

In schwierigen Situationen werden häufig Sonderkorrespondenten aus der Heimatredaktion nachgeschickt. Im Gegensatz zum Auslandskorrespondenten hat der Journalist dabei häufig nicht die Möglichkeit, sich vor seinem Einsatz ausgiebig mit dem Land und seinen Gepflogenheiten auseinander zu setzen. Diese werden nicht selten eingesetzt, häufig innerhalb weniger Wochen. Ob ein Kriegsreporter entsandt und somit der Krieg als berichtenswert eingestuft wird, hängt wiederum von mehreren Faktoren ab. Auf diesen Sachverhalt wird in Kapitel 5 „Der Aufbruch - Kriegsberichterstatter bereiten ihren Einsatz vor“ näher eingegangen.

2. 2. Kriegsberichterstatter

Geht es um die Definition eines Kriegsberichterstatters, so lassen sich einige Unterschiede feststellen. Der deutsche Journalist Christoph Maria Fröhder unterscheidet beispielsweise zwischen Kriegs- und Krisenreportern. Der Hauptunterschied liegt nach seiner Ansicht darin, dass sich „der Krisenreporter die Konflikte nach politischen Gesichtspunkten aussucht, während der Gegentypus allein vom Pulverdampf angezogen wird.“¹⁸

Für Christoph Mangold und Lars Ultzsch hingegen meinen die Begriffe Kriegsberichterstatter, Kriegsreporter, Kriegskorrespondent, Krisenberichterstatter sowie Krisenreporter dasselbe.¹⁹

¹⁸ Fröhder, Christoph Maria: Ein Bild vom Krieg. Meine Tage in Bagdad. Hoffmann und Campe-Verlag. Hamburg 2003, Seite 9.

¹⁹ Mangold, Christoph/ Ultzsch, Lars: Kontrollierte Berichterstattung? Der Irak-Krieg 2003 aus Sicht der beteiligten Journalisten. Kopaed-Verlag. München 2004, Seite 42.

Für Theodor Marx zählt der Berichterstatter zu den „bekanntesten Erscheinungen unter den Spezialkorrespondenten“.²⁰ Diese Definition impliziert eine Abhebung und eine Aufwertung dieser Form der journalistischen Tätigkeit.²¹

Simone Richter hingegen spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Sonderform des Journalismus.²²

Kriegsreporter müssen neben den Anforderungen, die auch an Auslandsberichterstatter gestellt werden, zusätzlich aufpassen, dass sie sich von den Krieg führenden Parteien nicht zu Propagandazwecken instrumentalisieren lassen. Denn wenn Regierungen und Militärs den Auslandskorrespondenten bereits zu Zeiten des Friedens in seiner Arbeit behindern, so verstärkt sich das im Kriegszustand erheblich.²³ Daher müssen sich Kriegsberichterstatter noch mehr als Auslandskorrespondenten mit der Frage der Wahrheit auseinandersetzen.

Laut Alexander Foggensteiner, unterscheidet Kriegsberichterstatter auf den ersten Blick nichts von Auslandskorrespondenten, „nur daß bei ihnen noch Krieg hinzukommt.“²⁴ Er unterscheidet sie vielmehr anhand der Arbeitsmethoden.²⁵ Demnach gibt es zum Beispiel

²⁰ Marx, Theodor: Begriff und Rechtsstatus des Korrespondenten. In: Fischer, Heinz-Dietrich (Hrsg.): Auslandskorrespondenten in der Bundesrepublik Deutschland. Droste-Verlag. Düsseldorf 1982, Seite 209.

²¹ Mangold, Christoph/ Ultzsch, Lars: Kontrollierte Berichterstattung? Der Irak-Krieg 2003 aus Sicht der beteiligten Journalisten. Kopaed-Verlag. München 2004, Seite 43.

²² Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 32.

²³ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 33 ff.

²⁴ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 51.

²⁵ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 51 ff.

die sogenannten „Hotelberichterstatter“, die sich, wie der Name schon vermuten lässt, hauptsächlich an Cocktailbars und bei Botschaftsempfängen aufhalten, um dort mit den wichtigsten politischen Akteuren zu verkehren.

Die wohl größte Gruppe von Kriegsberichterstattern besteht nach Alexander Foggensteiner jedoch aus Reportern, die zwar in der Nähe des Frontgeschehens recherchieren, dabei ein kalkulierbares Risiko eingehen und somit in den Krisengebieten den notwendigen Überblick behalten. Außerdem gibt es laut Foggensteiner Kriegsberichterstatter, die die Frontberichterstattung nutzen wollen, um sich innerhalb der Redaktion zu beweisen und eventuell auch auf der Karriereleiter höher aufzusteigen. In dieser Gruppe finden sich häufig fanatische Journalisten, die „auf die Story (...) schlechthin warten, um sich zu etablieren“.²⁶ Dabei sind sie nicht selten kriegsbegeistert im Schützengraben zu finden.²⁷

Dennoch, die Arbeit des Kriegsberichterstatters ist nicht einheitlich zu definieren. Es sind vor allem die unsicheren Situationen, in denen sich die Tätigkeit abspielt, die die journalistische Arbeit erschweren.

Mit ihren Berichten bringen sie oft die Wahrheit von Tod, Elend, Zerstörung und Chaos in die Zeitungen und auf den Fernsehschirm. Dabei pendelt der Kriegskorrespondent immer zwischen zwei Extremen: der guten Story und der Erhaltung seines Lebens.²⁸

²⁶ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 52.

²⁷ Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Westdeutscher-Verlag. Opladen 1999, Seite 34.

²⁸ Mangold, Christoph/ Ultzsch, Lars: Kontrollierte Berichterstattung? Der Irak-Krieg 2003 aus Sicht der beteiligten Journalisten. Kopaed-Verlag. München 2004, Seite 44.

2. 3. Trauma

Das Wort „Trauma“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet „Verletzung, Wunde“. Im medizinischen Bereich war der Begriff sehr lange auf die physische Ebene beschränkt, von einem Trauma sprechen Ärzte bei einer Verletzung durch Gewalteinwirkung. Dass es diese Verletzungen auch auf psychischer Ebene geben kann, wurde vor fast 200 Jahren ansatzweise von der Wissenschaft anerkannt. Der Begriff „Trauma“ steht hier für einen seelischen Schock, eine starke seelische Erschütterung. Den Anstoß zur psychotraumatischen Forschung gaben Kriege.

Um die Problematik des Erlebens von traumatischen Ereignissen während eines Konflikts besser verstehen zu können, werden zunächst traumatische Stressoren, denen Kriegsberichterstatter oftmals ausgesetzt sind, sowie ihre Auswirkungen dargestellt. Darüber hinaus wird definiert, was unter die in der vorliegenden Arbeit häufig verwendeten Begriffe wie „Trauma“, „akute beziehungsweise posttraumatische Belastungsstörung“ fällt. Abschließend folgt eine Darstellung so genannter Risiko- und Schutzfaktoren, die vor allem im Hinblick auf die in den folgenden Kapiteln beschriebenen Rahmenbedingungen sowie die in der Schlussbetrachtung ausgesprochenen Handlungsempfehlungen von Bedeutung sind.

Wie bereits beschrieben, stellen Einsätze in einem Kriegs- oder Krisengebiet außergewöhnliche Anforderungen an Journalisten. Werden sie doch immer mit Gräueltaten unvorstellbaren Ausmaßes, Verletzten oder Toten, insbesondere Kindern, sowie Zerstörung und Chaos konfrontiert. Hinzu kommen häufig kaum einschätzbare Gefahren wie Minenfelder oder eine eventuelle Geiselnahme und Gefangenschaft.²⁹

Kein Wunder, dass das Zusammenspiel der genannten Stressoren oftmals zu einem Gefühl der Überforderung führt. Aus dem Erleben solcher Extremsituationen kann ein Verlust der Fähigkeit zur Belastungsverarbeitung resultieren. Dies hat mit der Intensität der Erfahrungen zu tun, die schlimmstenfalls zu einer Zerstörung von Orientierungspunkten und Halt gebenden Selbst- sowie Weltbild führen können. Dies führt wiederum zu einer Entstehung einer seelischen Störung, die sich sowohl schleichend (dies ist vor allem bei einer Dauerbelastung der Fall) als auch akut (oftmals bei Extremsituationen) entwickeln kann.³⁰

Die Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation (WHO) im „ICD-10“³¹ definiert traumatische Stressoren als „Ereignisse außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophalen Ausmaßes, die bei jedem tiefgreifende Verletzung auslösen würden“.³²

²⁹ Wothe, Klaus: Belastungsfaktoren im Einsatz. In: Puzicha, Klaus/ Hansen, Hans-Dieter/ Weber, Wolfgang W. (Hrsg.): Psychologie für Einsatz und Notfall. Bernard & Graefe - Verlag. Bonn 2001, Seite 65 ff.

³⁰ Biesold, Karl-Heinz/ Barre, Klaus: Auswirkungen von Stress und Traumatisierungen bei Soldaten der Bundeswehr. In: Zielke, Manfred/ Meermann, Rolf/ Hackhausen, Winfried (Hrsg.): Das Ende der Geborgenheit? Die Bedeutung von traumatischen Erfahrungen in verschiedenen Lebens- und Ereignisbereichen: Epidemiologie, Prävention, Behandlungskonzepte und klinische Erfahrungen. Pabst Science Publishers. Lengerich 2003, Seite 212.

³¹ Die International Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD) ist eine von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) herausgegebene internationale Klassifikation von Krankheiten und verwandten Gesundheitsproblemen.

³² Weltgesundheitsorganisation (WHO): Internationale Klassifikation psychischer Störungen ICD-10. Kapitel V: Klinisch-diagnostische Richtlinien. Deutsche Herausgeber: Drilling, Horst/ Mombour, Werner/ Schmidt, Martin H., Huber-Velag. Bern u.a. 1993, Seite 169.

Eine präzisere Definition des Begriffes von „Trauma“ findet sich in der vierten Auflage des „Diagnostischen und Statistischen Manual Psychischer Störung DSM-IV“ der Amerikanischen Psychiatrischen Gesellschaft (APA).³³ Aus dem DSM-IV geht hervor, dass ein Erlebnis nur dann als traumatisch eingestuft werden kann, wenn mit bestimmten Ereignisfaktoren spezielle emotionale Reaktionen einhergehen.

Definition traumatischer Ereignisse nach DSM-IV³⁴ :

- 1) Die Person erlebte, beobachtete oder war mit einem oder mehreren Ereignissen konfrontiert, die tatsächlichen oder drohenden Tod oder ernsthaften Verletzung oder eine Gefahr der körperlichen Unversehrtheit der eigenen Person oder anderer Personen beinhalten.

- 2) Die Reaktion der Person umfasst intensive Furcht, Hilflosigkeit oder Entsetzen.

Beispiele:

Kriegerische Auseinandersetzungen, gewalttätige Angriffe auf die eigene Person, Vergewaltigung, Entführung, Geiselnahme, Terroranschlag, Folterung, Kriegsgefangenschaft in einem Konzentrationslager, Natur- oder durch den Mensch verursachte Katastrophen, schwere Unfälle oder die Diagnose einer lebensbedrohlichen Krankheit.

³³ Saß Henning/ Wittchen, Hans-Ulrich/ Zaudig, Michael/ Houben, Isabel: Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen - Textrevision - DSM-IV-TR. Übersetzt nach der Textrevision der vierten Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association. Verlag für Psychologie, Hogrefe. Göttingen u.a 2003, Seite 515.

³⁴ Saß Henning/ Wittchen, Hans-Ulrich/ Zaudig, Michael/ Houben, Isabel: Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen - Textrevision - DSM-IV-TR. Übersetzt nach der Textrevision der vierten Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association. Verlag für Psychologie, Hogrefe. Göttingen u.a 2003, Seite 515.

Von besonderer Bedeutung, vor allem im Kontext der vorliegenden Arbeit, ist der Fakt, dass Ereignisse nicht nur dann traumatisierend sein können, wenn jemand direkt in Lebens- oder Verletzungsgefahr gerät. Wie beschrieben, reicht alleine die Beobachtung, dass jemand ernsthaft verletzt oder getötet wird. Somit ist es nicht verwunderlich, dass William Coté und Roger Simpson in ihrem Buch „Covering Violence“ folgendes feststellen:

(...) journalists join disaster workers and others who experience what therapists call „compassion fatigue“, the result of absorbing information about the suffering of others.³⁵

Somit sind Kriege nicht nur für Primär-Opfer, sondern auch für Kriegsberichterstatteer potenziell traumatisierend.

2.3.1. Akute Belastungsstörung

Traumatische Erlebnisse können bei Menschen zu Beschwerden führen, die sich in den häufigsten Fällen wieder zurückbilden. Klassischerweise beginnen akute Belastungsreaktionen mit einem Gefühl der Betäubung, Desorientierung und Bewusstseinsverengung.³⁶ Akute Belastungsstörung (ABS) wird diagnostiziert, wenn die Angstsymptome innerhalb von vier Wochen nach dem traumatischen Ereignis auftreten und zwischen zwei und 28 Tage anhalten.³⁷ Die Amerikanische Psychiatrische Gesellschaft (APA) hat im DSM-IV die Erkrankung wie folgt definiert:

³⁵ Coté, William/ Simpson, Roger: Covering Violence: A Guide to Ethical Reporten About Victims and Trauma. Columbia University Press. New York 2000, Seite 42.

³⁶ Teegen, Frauke: Posttraumatische Belastungsstörungen bei gefährdeten Berufsgruppen. Prävalenz - Prävention - Behandlung. Huber-Verlag. Bern u.a. 2003, Seite 18.

³⁷ Comer, Ronald J.: Klinische Psychologie. Spektrum Verlag. Heidelberg 2008, Seite 153.

Diagnostische Kriterien für eine Akute Belastungsstörung (ABS) nach DSM-IV ³⁸ :

Entweder während oder nach dem extrem belastenden Ereignis zeigte die Person mindestens drei der folgenden dissoziativen Symptome:

- Subjektives Gefühl von emotionaler Taubheit, von Losgelöstsein oder Fehlen emotionaler Reaktionsfähigkeit,
- Beeinträchtigung der bewussten Wahrnehmung der Umwelt (z. B.: „wie betäubt sein“),
- Derealisationserleben,
- Depersonalisationserleben,
- Dissoziation
- Amnesie (z. B.: Unfähigkeit, sich an einen wichtigen Aspekt des Traumas zu erinnern).

Das traumatische Ereignis wird ständig auf mindestens eine der folgenden Arten wiedererlebt: wiederkehrende Bilder, Gedanken, Träume, Illusionen, Flashback-Episoden, oder das Gefühl, das Trauma wiederzuerleben oder starkes Leiden bei Reizen, die an das Trauma erinnern.

Deutliche Vermeidung von Reizen, die an das Trauma erinnern (z. B.: Gedanken, Gefühle, Gespräche, Aktivitäten, Orte oder Personen).

³⁸ Saß Henning/ Wittchen, Hans-Ulrich/ Zaudig, Michael/ Houben, Isabel: Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen - Textrevision - DSM-IV-TR. Übersetzt nach der Textrevision der vierten Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association. Verlag für Psychologie, Hogrefe. Göttingen u.a 2003, Seite 524 f.

Deutliche Symptome von Angst oder erhöhtem Arousal (z. B.: Schlafstörungen, Reizbarkeit, Konzentrationsschwierigkeiten, Hypervigilanz, übertriebene Schreckreaktion, motorische Unruhe).

Die Störung verursacht in klinisch bedeutsamer Weise Leiden oder Beeinträchtigungen in sozialen, beruflichen oder anderen wichtigen Funktionsbereichen oder beeinträchtigt die Fähigkeit der Person, notwendige Aufgaben zu bewältigen, z. B. notwendige Unterstützung zu erhalten oder zwischenmenschliche Ressourcen zu erschließen, indem Familienmitgliedern über das Trauma berichtet wird.

Die Störung dauert mindestens zwei Tage und höchstens vier Wochen und tritt innerhalb von vier Wochen nach dem traumatischen Ereignis auf.

Dauern die Symptome länger als vier Wochen an, so kann unter Umständen eine Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) diagnostiziert werden.

2. 3. 2. Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS)

Bestehen die Symptome länger als 28 Tage, ist die Diagnose posttraumatische Belastungsstörung angemessen. Etwa 80 Prozent aller Fälle mit akuter Belastungsstörung entwickeln eine posttraumatische Belastungsreaktion.³⁹ Von den Unterschieden in Dauer und Beginn abgesehen, sind die beiden Angststörungen nahe zu identisch und umfassen folgende Symptome:

³⁹ Comer, Ronald J.: Klinische Psychologie. Spektrum Verlag. Heidelberg 2008, Seite 153.

Diagnostische Kriterien für eine Posttraumatische Belastungsstörung nach DSM-IV ⁴⁰ :

Das traumatische Ereignis wird beharrlich auf mindestens eine der folgenden Weisen wiedererlebt:

- wiederkehrende und eindringliche belastende Erinnerungen an das Ereignis, die Bilder, Gedanken oder Wahrnehmung umfassen können,
- wiederkehrende, belastende Träume von dem Ereignis,
- Handeln oder Fühlen, als ob das traumatische Ereignis wiederkehrt (beinhaltet das Gefühl, das Ereignis wiederzuerleben, Illusionen, Halluzinationen und dissoziative Flashback-Episoden, einschließlich solcher, die beim Aufwachen oder bei Intoxikationen auftreten),
- intensive psychische Belastung bei der Konfrontation mit internalen oder externalen Hinweisreizen, die einen Aspekt des traumatischen Ereignisses symbolisieren oder an Aspekte desselben erinnern,
- körperliche Reaktionen bei der Konfrontation mit internalen oder externalen Hinweisreizen, die einen Aspekt des traumatischen Ereignisses symbolisieren oder an einen Aspekt desselben erinnern.

Anhaltende Vermeidung von Reizen, die mit dem Trauma verbunden sind, oder eine Abflachung der allgemeinen Reagibilität (vor dem Trauma nicht vorhanden).

⁴⁰ Saß Henning/ Wittchen, Hans-Ulrich/ Zaudig, Michael/ Houben, Isabel: Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen - Textrevision - DSM-IV-TR. Übersetzt nach der Textrevision der vierten Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association. Verlag für Psychologie, Hogrefe. Göttingen u. a. 2003, Seite 520 f.

Mindestens drei der folgenden Symptome liegen vor:

- bewusstes Vermeiden von Gedanken, Gefühlen oder Gesprächen, die mit dem Trauma in Verbindung stehen,
- bewusstes Vermeiden von Aktivitäten, Orten oder Menschen, die Erinnerungen an das Trauma wachrufen,
- Unfähigkeit, einen wichtigen Aspekt des Traumas zu erinnern,
- deutlich vermindertes Interesse oder verminderte Teilnahme an wichtigen Aktivitäten,
- Gefühl der Losgelöstheit oder Entfremdung von anderen,
- eingeschränkte Bandbreite des Affekts (z. B.: Unfähigkeit, zärtliche Gefühle zu empfinden),
- Gefühl einer eingeschränkten Zukunft (z. B.: erwartet nicht, Karriere, Ehe, Kinder oder normal langes Leben zu haben).

Anhaltende Symptome erhöhten Arousal (vor dem Trauma nicht vorhanden).

Mindestens zwei der folgenden Symptome liegen vor:

- Schwierigkeiten ein- oder durchzuschlafen,
- Reizbarkeit oder Wutausbrüche,
- Konzentrationsschwierigkeiten,
- übermäßige Wachsamkeit (Hypervigilanz),
- übertriebene Schreckreaktion.

Das Störungsbild dauert länger als einen Monat.

Das Störungsbild verursacht in klinisch bedeutsamer Weise Leiden oder Beeinträchtigungen in sozialen, beruflichen oder anderen wichtigen Funktionsbereichen.

Eine PTBS liegt also vor, wenn erstens ein der Traumadefinition entsprechendes Erlebnis existiert, zweitens die für die PTBS typische Symptomtrias, bestehend aus dem Phänomen der Wiedererinnerung (aufdrängende Erinnerung der Ereignisse), einem erhöhten Erregungsniveau (z. B.: übermäßige Schreckhaftigkeit und Schlaflosigkeit) und dem Phänomen des Rückzugs (Vermeidung von Aktivitäten und Situationen, die Erinnerungen an das Trauma wachrufen können), gegeben ist und drittens die genannten Beschwerden seit mindestens vier Wochen auftreten und zu spürbaren Beeinträchtigungen führen.

Zusammenfassend lässt sich demnach feststellen, dass traumatische Erlebnisse dadurch gekennzeichnet sind, dass es zu einer Konfrontation der Betroffenen mit einer existenziellen Grenzerfahrung kommt. Diese löst einen starken Erregungszustand aus und kann die körperliche sowie die seelische Bewältigungsfähigkeit sowohl kurz- als auch längerfristig überfordern. Ob solche Ereignisse bewältigt werden können oder es zu einer akuten beziehungsweise posttraumatischen Belastungsstörung kommt, wird durch verschiedene Faktoren bestimmt.

2. 3. 3. Risiko- und Schutzfaktoren

Es lässt sich mit Sicherheit sagen, dass die Konfrontation mit traumatischen Erlebnissen „nicht in jedem Fall zur Entwicklung einer PTBS führt. Es gibt Menschen, die außergewöhnlich belastenden Ereignissen ausgesetzt waren und nur wenige oder gar keine langfristigen Folgeerscheinungen davongetragen haben.“⁴¹ Nun stellt sich die Frage, worauf sich diese Tatsache zurückführen lässt. Welche Faktoren befördern beziehungsweise hemmen die Entwicklung einer PTBS?

Die Faktoren, die die Wahrscheinlichkeit einer PTBS zu erkranken erhöhen, können nach Merkmalen des traumatischen Erlebnisses, persönlichen Charakterzügen sowie Fähigkeiten des Betroffenen und Umweltreaktionen gegliedert werden. Es wird davon ausgegangen, dass, wenn das traumatische Ereignis plötzlich auftritt, von Menschen verursacht ist und lange anhält, es häufig zu einer Entwicklung einer PTBS kommt. Lösen Naturkatastrophen beispielsweise bei weniger als zehn Prozent der Betroffenen eine PTBS aus, so führen Erfahrungen wie die Teilnahme an einem Kampfeinsatz oder eine Geiselnahme zu einem Erkrankungsrisiko von 40 bis 70 Prozent.⁴² Entscheidend ist zudem, wie stark das eigene Leben bedroht ist und ob sich die Situation wiederholt.

⁴¹ Saigh, Philip A.: Historisches, gegenwärtige Nosologie und Epidemiologie. In: Saigh, Philip A. (Hrsg.): Posttraumatische Belastungsstörung: Diagnose und Behandlung psychischer Störung bei Opfern von Gewalttaten und Katastrophen. Huber-Verlag, Bern 1995, Seite 38.

⁴² Teegen, Frauke: Posttraumatische Belastungsstörungen bei gefährdeten Berufsgruppen. Prävalenz - Prävention - Behandlung. Huber-Verlag. Bern u.a. 2003, Seite 30.

Welche Persönlichkeitsmerkmale eine Erkrankung begünstigen, haben Chris Brewin et al. untersucht. Ihre Metaanalyse⁴³ ergab, je jünger der Betroffene zum Zeitpunkt des traumatischen Erlebnisses ist, je geringer das Bildungs- und Einkommensniveau und je mehr psychische sowie physische Erkrankungen im Vorfeld des Ereignissen vorliegen, desto höher ist das Risiko, eine PTBS zu entwickeln. Als zusätzliche Risikofaktoren wirken die Zugehörigkeit zu einer sozialen Randgruppe, sowie eine mögliche familiäre Vorbelastung bezüglich traumatischer Ereignisse. Chris Brewin et al. belegen zusätzlich, dass bei Frauen generell ein höheres Erkrankungsrisiko besteht. Die erhöhte Vulnerabilität von Frauen lässt sich laut Frauke Teegen⁴⁴ dadurch erklären, dass sie im zivilen Leben häufiger mit potentiellen traumatisierenden Ereignissen konfrontiert werden. Unter negative Umweltfaktoren fällt insbesondere das Problem der fehlenden sozialen Unterstützung. Bezogen auf die vorliegende Arbeit gilt es vor allem, die Unterstützung seitens der Arbeitgeber zu betrachten. Schließlich erschwert laut Frauke Teegen gerade die mangelnde emotionale Unterstützung am Arbeitsplatz den Prozess der Wiederherstellung eines „Vertrauten Selbst- und Kontrollgefühls“.⁴⁵ Dass Probleme oftmals totgeschwiegen werden, liegt daran, dass es in vielen Berufszweigen nicht üblich ist, über Emotionen zu sprechen und das Zeigen von Gefühle als Schwäche betrachtet wird.

⁴³ Brewin, Chris R./ Andrews, Bernice/ Valentine, John D.: Meta-analysis of risk factors for posttraumatic stress order in trauma exposed adults. In: Journal of Consulting & Clinical Psychology, 68, October 2000, Seite 748 ff.

⁴⁴ Teegen, Frauke: Posttraumatische Belastungsstörungen bei gefährdeten Berufsgruppen. Prävalenz - Prävention - Behandlung. Huber-Verlag. Bern u.a. 2003, Seite 30.

⁴⁵ Teegen, Frauke: Posttraumatische Belastungsstörungen bei gefährdeten Berufsgruppen. Prävalenz - Prävention - Behandlung. Huber-Verlag, Bern u.a. 2003, Seite 32.

Neben der bereits erwähnten Unterstützung im sozialen Umfeld können weitere Faktoren die Bewältigung traumatischer Ereignisse begünstigen. Unter diesen Aspekt fallen bestimmte Einstellungsmuster und biographische Faktoren wie beispielsweise eine stabile, verlässliche und unterstützend wirkende Beziehung sowie das subjektive Empfinden, auch in sehr belastenden Situationen ein Gefühl von Kontrolle zu haben. Ein weiterer immens wichtiger Gesichtspunkt für eine positive Aufarbeitung ist die Bereitschaft, sich seinen Gefühlen zu stellen und diese gemeinsam in Gesprächen mit Kollegen, Freunden und Familie oder auch alleine in Form von Tagebucheintragungen oder ähnlichem aufzuarbeiten. Sehr wichtig ist zudem eine adäquate Vorbereitung. Zu dieser sollte jedoch nicht nur eine Aufklärung bezüglich der zu erwartenden Umwelteinflüsse zählen, sondern zusätzlich sollte diese „Information und Training zur Vorbereitung auf allgemeine und traumatische Stressoren (...)“⁴⁶ enthalten. Auch während des traumatischen Erlebnisses, vor allem wenn es sich um einen vorhersehbaren beruflichen Einsatz in einem Kriegs- oder Krisengebiet handelt, sollte Unterstützung gewährleistet sein.

⁴⁶ Teegen, Frauke: Posttraumatische Belastungsstörungen bei gefährdeten Berufsgruppen. Prävalenz - Prävention - Behandlung. Huber-Verlag. Bern u.a. 2003, Seite 164.

2. 4. Journalismus und Trauma - Studienüberblick

Im militärischen Bereich ist es selbstverständlich, dass Soldaten mit Emotionen und Problemen zu kämpfen haben. Diese werden durch Gespräche und eine fachkundige Beratung erfolgreich behandelt.

Im Medienbereich sieht das ganz anders aus. Dies führt unter anderem dazu, dass dieser Bereich von der Wissenschaft noch nicht ausreichend berücksichtigt wurde. Somit ist es kaum verwunderlich, dass William Coté und Roger Simpson dies folgendermaßen kritisieren:

Mental health scholars have paid little attention to those who are not among those hit by trauma's first shock waves. Police and firefighters are studied more than journalists. The new industry has paid little attention to the problem. However, modest evidence exists that violence leaves news personnel with both short- and long-term symptoms.⁴⁷

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Anthony Feinstein, Psychologe an der University of Toronto, der im Jahr 2001 die erste Studie zur psychologischen Belastung von Kriegsberichterstattem veröffentlichte.

Langsam beginnt sich das Bild jedoch zu wandeln. Auch wenn die von Anthony Feinstein et al. durchgeführten Studien noch immer die einzigen sind, die sich explizit mit der Belastungsstörungen von Kriegsberichterstattem befassen, so gibt es doch eine Hand voll anderer Untersuchungen zum Thema „Journalismus und Trauma“. Um zu verdeutlichen, an welcher Stelle des Forschungsstandes die vorliegende Arbeit anknüpft, werden nachfolgend die wichtigsten Studien und deren Ergebnisse kurz vorgestellt.

⁴⁷ Coté, William/ Simpson, Roger: *Covering Violence: A Guide to Ethical Reporten About Victims and Trauma*. Columbia University Press. New York 2000, Seite 47.

Im Jahr 1999 legten Roger A. Simpson und James G. Boggs mit „An Exploratory Study of Traumatic Stress Among Newspaper Journalists“ die erste Studie vor, die sich mit „Trauma und Journalismus“ befasste. Roger Simpson und James Boggs befragten 131 Printjournalisten und wollten mittels Fragebögen herausfinden, wie diese mit dem täglichen Druck in der Redaktion umgehen. Weiteres, ob sie häufig gewalttätigen Ereignissen ausgesetzt sind und wie sie sich durch ihre Ausbildung auf diese Erlebnisse vorbereitet fühlen. Zunächst bestätigte die Untersuchung die Annahme, dass viele Journalisten im Rahmen ihrer Arbeit mit Gewalt konfrontiert werden. Demnach hatten 86 Prozent der Befragten einen oder mehrere Vorfälle (wie beispielsweise Brände, Autounfälle und Mordfälle) erlebt und darüber berichtet. Erschreckend ist, dass 46 Prozent der Studienteilnehmer angaben, dass sie auf das, was sie am „Tatort“ zu sehen bekamen, durch ihre Ausbildung in keiner Weise vorbereitet waren. Weitere 28 Prozent meinten, sie hätten sich sehr schlecht gefühlt. Insgesamt zeigt die Studie, dass Journalisten auffallend ähnlich auf ihre Arbeit reagieren wie Feuerwehrleute, Polizisten oder Sanitäter - sowohl, was ihre Erfahrungen, als auch ihre emotionalen Reaktionen anbelangt.

Zu einer ähnlichen Schlussfolgerung kommen auch Frauke Teegen und Maike Grotwinkel von der Universität Hamburg in ihrer Studie „Traumatische Erfahrungen und Posttraumatische Belastungsstörung bei Journalisten“, die im Jahr 2001 eine Fragebogenuntersuchung zu berufsbedingter Traumatisierung von Journalisten im Internet durchführten. Es wurden 61 Reporter zu Art und Häufigkeit belastender Einsätze, traumatischen Lebenserfahrungen und Bewältigungsstil befragt. Im Durchschnitt hatten die Teilnehmer der Studie 81 Einsätze erlebt, in denen sie mit Schwerverletzten, Sterbenden und Toten konfrontiert wurden oder selbst in Lebensgefahr gerieten.

Interessant waren die Antworten auf die Frage, wie die Journalisten mit extremen beruflichen Belastungen umgehen. Hierzu äußerten sich 75 Prozent der Journalisten wie folgt: Die Hälfte von ihnen haben sich von ihren persönlichen Empfindungen während der Einsätze distanziert, die Ereignisse „nur als Story“ zu sehen oder sich durch Sarkasmus beziehungsweise den „Schutzschild der Kamera“ zu schützen.⁴⁸

Bezüglich der Bewältigungs- und Verarbeitungsstrategien gaben 43 Prozent an, dass sie nach dem Erlebten das Gespräch mit Kollegen, Familienangehörigen oder Freunden suchten und dies als entlastend und hilfreich empfanden. 28 Prozent tranken vermehrt Alkohol und lediglich acht Prozent suchten professionelle Unterstützung. Die beiden Psychologinnen stellen abschließend fest, dass 13 Prozent der befragten Journalisten eine voll ausgeprägte und 15 Prozent eine partielle posttraumatische Belastungsstörung entwickelt hatten. Das heißt, insgesamt litten über ein Viertel der Befragten unter bedrückenden Erinnerungen oder Alpträumen und unter Symptomen wie Schlaf- und Konzentrationsstörungen oder Reizbarkeit.

Die für den Kontext der vorliegenden Arbeit bislang wichtigste Studie ist „A Hazardous Profession: War, Journalists, and Psychopathology“ von Anthony Feinstein und seinen Kollegen John Owen und Nancy Blair aus dem Jahre 2001 an der University of Toronto. Ziel war es herauszufinden, inwiefern sich die psychologische Belastung von Kriegsberichterstattem von der von Journalisten, die nicht aus Kriegsgebieten berichten, unterscheidet. Insgesamt wurden 140 Kriegsberichterstatter sowie 107 Journalisten, die noch nie von einem Kriegsgebiet berichtet hatten, in einem zweistufigen Verfahren befragt. Zuerst wurden alle Untersuchungsteilnehmer gebeten einen Online-Fragebogen auszufüllen, dann wurde in einem zweiten Schritt jeweils ein Fünftel der beiden Gruppen

⁴⁸ Teegen, Frauke/ Grotwinkel, Maik: Traumatische Erfahrungen und Posttraumatische Belastungsstörung bei Journalisten. Eine internet-basierte Studie. In: Psychotherapeut, 3/ 2001, 46, Springer-Verlag, Seite 172.

in einem face-to-face- beziehungsweise in einem Telefoninterview ersucht, detaillierte Stellungnahmen abzugeben. Die Studie ergab, dass Journalisten, die in Kriegsgebieten arbeiten, vermehrt harte Drogen konsumieren und Alkohol trinken sowie häufiger unter Angstzuständen und Depressionen leiden als ihre Kollegen in der Heimatredaktion. Anthony Feinstein et al. stellten weiterhin fest, dass Kriegsreporter dennoch kein höheres Maß an psychotherapeutischer Betreuung aufweisen. Einen möglichen Grund hierfür sieht Anthony Feinstein in der sogenannten „culture of silence“.⁴⁹ Der Psychologe stellt folgendes fest:

A prevalent view was that to be a war journalist you had to have the „right stuff“. An admission of emotional distress in a macho world was feared as a sign of weakness and a career liability. Ambition, coupled with a belief that war reporting enhances a career by giving a high media profile, left journalists reluctant to speak out about their fears and insecurities.⁵⁰

Darüber hinaus unterstellt Anthony Feinstein vielen aus der Medienindustrie, dass sie mit einem hohen Maß an Naivität in ein Kriegsgebiet gehen: „(...) a diagnosis such as PTSD was for the most part unknown. Such naiveté is also consonant with a belief that as a profession they can go off to war and emerge psychologically unscathed.“⁵¹

Der Psychologe möchte die Studie als „Weckruf“⁵² für Journalistenorganisationen verstanden wissen und konstatiert dringenden Handlungs- sowie Aufklärungsbedarf.

⁴⁹ Feinstein, Anthony/ Owen, John/ Blair, Nancy: A Hazardous Profession: War, Journalists, and Psychopathology. In: American Journal of Psychiatry, 159 (9). 2002, Seite 1574.

⁵⁰ Feinstein, Anthony/ Owen, John/ Blair, Nancy: A Hazardous Profession: War, Journalists, and Psychopathology. In: American Journal of Psychiatry, 159 (9). 2002, Seite 1574.

⁵¹ Feinstein, Anthony/ Owen, John/ Blair, Nancy: A Hazardous Profession: War, Journalists, and Psychopathology. In: American Journal of Psychiatry, 159 (9). 2002, Seite 1574.

⁵² Feinstein, Anthony/ Owen, John/ Blair, Nancy: A Hazardous Profession: War, Journalists, and Psychopathology. In: American Journal of Psychiatry, 159 (9). 2002, Seite 1574.

Zusammenfassend geht aus den beschriebenen Studien klar hervor, dass Journalisten zu einer Berufsgruppe gehören, die oftmals traumatischen Stressoren ausgesetzt ist, was schlimmstenfalls zu PTBS führen kann. Weiterhin haben Anthony Feinstein et al. festgestellt, dass insbesondere Kriegsberichterstatter in einem sehr hohen Maß gefährdet sind, durch ihre Arbeit und den damit einhergehenden Eindrücken und Erlebnissen traumatisiert werden. Liegt die durchschnittliche PTBS-Lebenszeitprävalenz zwischen 7,8 und 9,2 Prozent, so liegt sie bei Kriegsberichterstattern bei 28,6 Prozent - eine erschreckende Quote, die aufrütteln sollte.⁵³ Nachdem faktisch also keinerlei Zweifel daran besteht, dass Journalisten, die aus Kriegs- und Krisengebieten berichten, einem außergewöhnlichen Gefährdungsgrad ausgesetzt sind, stellt sich die Frage, wie diesem am besten begegnet werden kann.

Zudem liegen bislang keinerlei Studien zu Vor- bzw. Nachbereitungsangeboten für Journalisten, die sich entscheiden in ein Kriegsgebiet zu reisen, vor. Es gilt zu klären, welche Angebote bestehen, wie diese genutzt werden und wo dringender Handlungsbedarf besteht.

Da es in Österreich noch keine Studie zu Belastungsstörungen von einheimischen Kriegsberichterstattern gibt, wird die vorliegende Arbeit als ein Versuch gesehen, eine zu erstellen.

⁵³ Teegen, Frauke: Posttraumatische Belastungsstörungen bei gefährdeten Berufsgruppen. Prävalenz - Prävention - Behandlung. Huber-Verlag. Bern u.a. 2003, Seite 29.

3. Empirischer Teil

3. 1. Erkenntnisziele

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es herauszufinden, inwiefern der Einsatz in einem Kriegs- oder Krisengebiet das Berufsleben der Journalisten beeinflusst. Dabei spielt das Selbstbild des toughen und oftmals emotionslosen Kriegsberichterstatte eine große Rolle.

Eine weitere These lautet, dass es in den österreichischen Redaktionen weder Vorträge, noch Workshops gibt, die den Journalisten ermöglicht, das Trauma zu überwinden.

Um diese Thesen zu überprüfen wurden 10 Journalisten, die in Österreich in einer Auslandsredaktion arbeiten und in einem Kriegs- oder Krisengebiet eingesetzt wurden befragt.

Es werden sowohl die Ergebnisse der Interviews, als auch die der Literaturrecherche ausgewertet.

Im Anhang der vorliegenden Arbeit finden sich sowohl die Leitfragen, als auch alle Transkriptionen der durchgeführten Interviews.

3. 2. Methode

Als Erhebungsinstrument dieser Arbeit dienten leitfragengestützte Interviews. Dieses Instrument wurde gewählt, da es in der Sozialforschung empfohlen wird, sofern es darum geht, Angaben über Erfahrungen, Einstellungen und das Verhalten zu einem speziellen Gegenstand zu eruieren.⁵⁴ Im Gegensatz zu einer Fragebogen-Untersuchung mit

⁵⁴ Bureau of Applied Social Research, Columbia University 1968: Das qualitative Interview. In: König, René (Hrsg.): Das Interview. Formen, Technik, Auswertung. Praktische Sozialforschung I. (6. Auflage), Kiepenheuer und Witsch - Verlag. Köln u.a. 1968, Seite 146.

feststehenden Antwortmöglichkeiten, kann das Interview als „freies Gespräch“ oder „zwanglos“⁵⁵ angesehen werden. Interviews dieser Art betonen die „individuelle Qualität jeder einzelnen Antwort im Gegensatz zur typisierten Antwort des formellen Fragebogens“⁵⁶ und zielen „auf eine gründliche Erforschung aller im Zusammenhang mit der Frage stehenden Reaktion (...)“⁵⁷ ab.

Der Leitfaden dient als Stützpfiler und Ausgangspunkt der Untersuchung. Er enthält so genannte Grundfragen, wobei es dem Interviewer überlassen bleibt, wann welche Fragen gestellt und wie sie im Detail ausformuliert werden. Zudem können jederzeit zusätzliche Sondierungsfragen herangezogen werden.

Wie bereits beschrieben, wurde die Methode des Interviews im Rahmen dieser Arbeit gewählt, da Wert darauf gelegt werden soll, ein möglichst authentisches Bild der Welt der Kriegsberichterstatter zu erhalten. Die Journalisten konnten während des Interviews ihre Geschichten selbst erzählen. Doch muss an dieser Stelle auch erwähnt werden, dass die Interpretationen der Interviewten demzufolge nur indirekt die Wirklichkeit abbilden. Die Autorin dieser Untersuchung hat alle Interviews selbst durchgeführt.

⁵⁵ Bureau of Applied Social Research, Columbia University 1968: Das qualitative Interview. In: König, René (Hrsg.): Das Interview. Formen, Technik, Auswertung. Praktische Sozialforschung I. (6. Auflage), Kiepenheuer und Witsch - Verlag. Köln u.a. 1968, Seite 145.

⁵⁶ Bureau of Applied Social Research, Columbia University 1968: Das qualitative Interview. In: König, René (Hrsg.): Das Interview. Formen, Technik, Auswertung. Praktische Sozialforschung I. (6. Auflage), Kiepenheuer und Witsch - Verlag. Köln u.a. 1968, Seite 145.

⁵⁷ Bureau of Applied Social Research, Columbia University 1968: Das qualitative Interview. In: König, René (Hrsg.): Das Interview. Formen, Technik, Auswertung. Praktische Sozialforschung I. (6. Auflage), Kiepenheuer und Witsch - Verlag. Köln u.a. 1968, Seite 145.

3. 3. Forschungsplan

Der nachfolgend vorgestellte Katalog stellt die Ausgangsbasis der Befragung dar. Dieser zielt darauf ab, sowohl quantifizierter Daten nach einem im Vorfeld festgelegten Kategorieschema zu erheben, als auch genug Raum für subjektive Eindrücke und Schilderungen zu lassen. Die hypothetischen Annahmen wurden mit den Ergebnissen der Interviews abgeglichen und dementsprechend verifiziert, modifiziert beziehungsweise falsifiziert.

Die forschungsleitenden Fragenkomplexe basieren auf den folgenden drei Teilbereichen:

3. 3. 1. Kategorie I: Der journalistische Alltag

Dieser Kategorie konzentriert sich auf das Selbstverständnis der Journalisten. Dieses bezeichnet man auch als Selbstbild oder persönliche berufliche Identität. Diese Identität setzt sich aus zwei unterschiedlichen Komponenten zusammen: einerseits den Anforderungen des Berufes und andererseits der Persönlichkeit eines jeden Journalisten. Gemeint sind der Anspruch an Professionalität an die eigene Arbeit wie auch der persönliche Wertehorizont. Was bringt Menschen dazu, sich in ein Kriegsgebiet und somit in Gefahr zu begeben? Welche Eigenschaften zeichnen diese Art von Reporter aus?

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist der journalistische Alltag. Arbeiten Journalisten in ihrer „Heimatredaktion“ anders, als während eines Einsatzes im Ausland?

Die vorliegende Untersuchung geht davon aus, dass das Selbstbild des toughen Berichterstatters die Gefahrenbereitschaft der Journalisten in einem Kriegsgebiet erhöht.

Weiter wurde angenommen, dass die Risikobereitschaft auch deshalb höher ist, da die Berichtersteller es nicht wagen, ihre Schwächen einzugestehen und sogar die eigenen Gefühle ignorieren.

Außerdem beeinflusst der Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet das Berufsleben des Journalisten. Um herauszufinden, ob das eben beschriebene Bild des Kriegsberichterstatters tatsächlich der Realität entspricht, wurden im Rahmen der Interviews folgende Fragen an die Betroffenen gestellt:

- Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?
- Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?
- Inwiefern beeinträchtigen Ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?
- Wie gehen Sie nach einem Einsatz im Kriegs- bzw. Krisengebiet an ein Thema heran?
- Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- und Krisengebiet zu der von Polizisten, Feuerwehrleuten, Ärzten bzw. Mitarbeitern des Roten Kreuzes?
- Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

3. 3. 2. Kategorie II: Trauma und Verdrängung

Ein weiterer wichtiger Punkt der Arbeit ist „Trauma und Verdrängung“. Hier liegt der Fokus auf den Erfahrungen, die Journalisten während ihres Einsatzes in einem Kriegs- oder Krisengebiet gemacht haben. Auch Erinnerungen der Kriegsberichterstatter an bestimmte Situationen spielen eine große Rolle. In diesen Teil der Befragung fließen sehr viele persönliche und private Aspekte der Interviewten mit ein, da das Thema sensibel ist. Folgende Fragen dienten als Basis:

- Haben Sie andere belastende Erfahrungen gemacht?
- Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?
- Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz?
- Welche Erfahrung in Kriegs- bzw. Krisengebieten belastet Sie heute noch?
- Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?
- Welche Situation ist schwer zu verarbeiten?

3. 3. 3. Kategorie III: Coaching

Dieser Punkt der Arbeit beschäftigt sich mit der Bewältigung von Einsatzerfahrungen der Journalisten in einem Kriegs- oder Krisengebiet. Es geht darum, den individuellen Bedarf der einzelnen Untersuchungsteilnehmer sowie deren Nutzungsverhalten von Vor- und Nachbereitungsangeboten zu eruieren. Darüber hinaus sollte ein Idealbild einer als optimal erachteten Betreuung erstellt werden. Folgende Fragen wurden den Journalisten in Bezug auf den Umgang und die Maßnahmen nach einem Kriegseinsatz gestellt:

- Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vor?
- Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes in einem Kriegs- und Krisengebiet bekannt?
- Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen?
- Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse im Kriegs- bzw. Krisengebiet zu verarbeiten?
- Was unternehmen Sie? Welche Hilfsmittel benutzen Sie, um sich abzulenken?
- Wem erzählen Sie von Ihren Erlebnissen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet?
- Was sagt Ihnen das Dart Center? Stehen Sie in Kontakt zu den Leuten?
- Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

3. 4. Interviews

Alle 10 Journalisten wurden von der Autorin persönlich befragt. Der erste Kontakt zu den Befragten verlief per e-Mail. Es war der Autorin wichtig, dass die Interviews face-to-face stattfanden, da die Interaktion zwischen Interviewer und Befragten im Vordergrund steht. Nachdem sich die Journalisten bereit erklärt hatten, sich Zeit für ein Gespräch zu nehmen, wurden Zeit und Ort für das Interview ausgemacht.

Der Untersuchungszeitraum erstreckte sich auf die Monate Februar 2009 bis September 2009, die Gesprächslänge bewegte sich zwischen 25 und 75 Minuten. Die Interviews fanden hauptsächlich in den verschiedenen Büros der Journalisten statt. Alle Gespräche wurden mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgezeichnet, die bei der Autorin aufbewahrt sind. Nach den Interviews folgte die Phase der Transkription, da dies die Auswertung der erhaltenen Informationen und das anschließende Ergebnis erleichterte. Alle geführten Gespräche befinden sich im Anhang der vorliegenden Arbeit. Da es bei der Auswertung der Gespräche auf die Inhalte der Antworten und nicht auf die verwendete Sprache und Erzählweise ankam, wurde auf eine aufwändige Notation der Interviews mit non- oder paraverbalen Vermerken verzichtet.

Da der Befragung eine sehr ernsthafte und persönliche Thematik zu Grunde lag, befürchtete die Interviewerin, dass einzelne Gesprächspartner auf Fragen ausweichend antworten oder Auskünfte gar verweigern würden. Doch dies war nicht der Fall, ganz im Gegenteil: die Befragten haben offen und ehrlich die Fragen beantwortet. Einige Gesprächspartner schlugen auch Kollegen vor, weil sie diese für besonders geeignet hielten, an der Studie teilzunehmen. Die Gesprächspartner zeichneten sich durch große Aussage- und Kooperationsbereitschaft aus.

3. 5. Stichprobe

Auf Grund der speziellen Aufgabenstellung erfolgte eine bewusste Auswahl der Gesprächspartner nach folgenden Kriterien:

Zum einen mussten alle Befragten einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet hinter sich haben und zum anderen mussten sie für ein österreichisches Medium arbeiten.

Demzufolge war es wichtig sowohl Print-, als auch Hörfunk und TV-Journalisten zu befragen - sowohl männliche, als auch weibliche.

Befragt wurden insgesamt 10 Journalisten aus Österreich, wovon vier für TV-, einer für ein Hörfunk- und fünf für Printmedien arbeiten.

Die befragten Journalisten waren folgende (in alphabetischer Reihenfolge):

Emil Bobi (Profil/ Auslandsredaktion - Leiter und Redakteur)

Walter Erdelitsch (ORF/ Weltjournal - Redakteur)

Claudia Neuhauser (ORF/ Weltjournal - Leiterin und Redakteurin)

Katinka Nowotny (ORF/ Weltjournal - Redakteurin)

Helmut Opletal (Österreich 1/ Auslandsredaktion - Redakteur)

Friedrich „Fritz“ Orter (ORF/ Zeit im Bild - Redakteur)

Wieland Schneider (Die Presse/ Auslandsredaktion - Redakteur)

Thomas Seifert (Die Presse/ Auslandsredaktion - Redakteur)

Martin Staudinger (Profil/ Auslandsredaktion - Redakteur)

Robert Treichler (Profil/ Auslandsredaktion - Redakteur)

Die erste Kontaktaufnahme erfolgte via e-Mail, wobei die Berichterstatter über die Untersuchung, sowie deren Ablauf und Inhalt aufgeklärt wurden und um ihre Kooperationsbereitschaft gebeten wurden. Die Reaktionen waren durchwegs positiv.

4. Das Selbstbild des Journalisten

Befasst man sich mit der Literatur zu diesem Thema, so finden sich beispielsweise bei Alexander Foggensteiner Aussagen, wie die des Fotografen Nikolaus Vogel, der den Krieg als „ein einziges riesiges, großes, geiles Spiel“⁵⁸ ansieht. „Und es gibt nichts Geileres, als mit dem eigenen Leben zu spielen, weil es der höchste Einsatz ist, den man einfach geben kann“.⁵⁹

Auch nach Martin Löffelholz hat sich ein Heldenmythos über einen ganz bestimmten Menschenschlag herausgebildet, der sich nicht nur todesmutig an die vorderste Front begibt, „sondern auch tapfer gegen den Feind, gegen Konkurrenzzeitungen, gegen die Widrigkeit der Kommunikationstechnik und schließlich gegen die Zensur des Militärs zu kämpfen hat“.⁶⁰ Ferner sind es aber auch die Kriegsberichterstatter selbst, die in ihren Autobiographien mit Titeln wie „*Dispatches*“ (deutsch: An die Hölle verraten) von Michael Herr (1977) oder „*Unter Einsatz des Lebens: Der CNN-Reporter live von den Kriegsschauplätzen der Welt.*“ von Peter Arnett (1994) diesen Heldenmythos verstärken. Folgt man den Untersuchungen von Evelyn Engesser, so lassen diese literarischen Darstellungen durchaus Rückschlüsse auf das reale Berufs- bzw. Selbstbild zu.⁶¹

⁵⁸ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 305.

Vogel hat das Spiel und damit auch sein Leben am 28. Juni 1991 im jugoslawischen Bürgerkrieg verloren.

⁵⁹ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 311.

⁶⁰ Löffelholz, Martin (Hrsg.): Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektive der Krisenkommunikation. Westdeutscher Verlag, Opladen 1993, Seite 35.

⁶¹ Evelyn Engesser vergleicht in ihrer Untersuchung „Journalismus in Fiktion und Wirklichkeit“ das in internationalen literarischen Bestsellern konstruierte Journalistenbild mit Aussagen der empirischen Kommunikationsforschung. Sie versucht, einen voneinander abhängigen Zusammenhang zwischen Literatur und Gesellschaft beziehungsweise Journalismus aufzuzeigen.

Vor allem, wenn es sich um Werke von Autoren mit eigener journalistischer Erfahrung handelt, die sich in der fiktionalen Beschreibung niederschlägt und „unter Umständen enthüllt, was in repräsentativen Journalistenbefragungen untersagt bleibt“.⁶² Zudem wirkt sich die Literatur auch auf die Gesellschaft aus. „Folglich ist davon auszugehen, dass sich Journalisten an fiktionalen Vorbildern orientieren und dass literarische Darstellungen das Journalistenbild des Publikums beeinflussen“.⁶³ Beispiele für Autobiographien, die stilistisch und dramaturgisch eher einem Abenteuerroman als einem Sachbuch ähneln, lassen sich zahlreiche nennen. Und auch wenn Christoph Maria Fröhder in seinem Buch „Ein Bild vom Krieg. Meine Tage in Bagdad“ (2003) explizit darauf hinweist, dass es sich bei seinem Selbstverständnis nicht um den „Abenteuer-Ansatz“⁶⁴ handelt, so vermitteln seine Ausführungen über den „Highway des Todes“⁶⁵ und die zahlreichen Tricks, die er als „Einzelkämpfer“⁶⁶ anwenden musste, um der Zensur der „irakischen Aufpasser“⁶⁷ aus dem Wege zu gehen, doch die Annahme, dass es sich um einen journalistischen Helden im Kampf um „politischen Journalismus mit Nachhaltigkeit“⁶⁸ handelt.

⁶² Engesser, Evelyn: Journalismus in Fiktion und Wirklichkeit. Ein Vergleich des Journalistenbildes in literarischen Bestsellern mit Befunden der empirischen Kommunikatorforschung. Halem-Verlag, Köln 2005, Seite 357.

⁶³ Engesser, Evelyn: Journalismus in Fiktion und Wirklichkeit. Ein Vergleich des Journalistenbildes in literarischen Bestsellern mit Befunden der empirischen Kommunikatorforschung. Halem-Verlag, Köln 2005, Seite 8.

⁶⁴ Fröhder, Christoph Maria: Ein Bild vom Krieg. Meine Tage in Bagdad. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2003, Seite 9.

⁶⁵ Fröhder, Christoph Maria: Ein Bild vom Krieg. Meine Tage in Bagdad. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2003, Seite 19.

⁶⁶ Fröhder, Christoph Maria: Ein Bild vom Krieg. Meine Tage in Bagdad. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2003, Seite 107.

⁶⁷ Fröhder, Christoph Maria: Ein Bild vom Krieg. Meine Tage in Bagdad. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2003, Seite 7.

⁶⁸ Fröhder, Christoph Maria: Ein Bild vom Krieg. Meine Tage in Bagdad. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2003, Seite 8.

Das Bild des ausgemergelten Reporters mit Mikrofon in der Hand vor der Kulisse von Zerstörung auf dem Buchcover impliziert in diesem Zusammenhang ein Übriges.

Dennoch kann nach der Auswertung der vorliegenden empirischen Untersuchung der Versuch, den Berichterstatter als Held, Abenteurer oder gar Spieler zu sehen, nicht belegt werden. Denn die Aussagen der Untersuchungsteilnehmer spiegeln ein äußerst konträres Bild wider. Geht es beispielsweise um die Gefahrenbereitschaft, so lassen sich die Heldenmythen durch Aussagen wie :„Es geht wirklich um Leben und Tod“⁶⁹ und „Journalisten sind immer darauf aus, dort zu sein, wo es am gefährlichsten ist, wo es kracht“⁷⁰ durchaus belegen. Allerdings stehen diese Meinungen dezidiert hervorgebrachten Sichtweisen wie die Fritz Ortters: „Leute, die dort Helden spielen müssen sind natürlich an falscher Seite.“⁷¹ oder die von Claudia Neuhauser: „Ich setze mich nicht solch extremer Gefahr aus.“⁷² gegenüber. So gehen der Großteil der befragten Journalisten lebensbedrohlichen Situationen eher aus dem Weg.

⁶⁹ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

⁷⁰ Interview mit Emil Bobi (29. 6. 2009)

⁷¹ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

⁷² Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

4. 1. Verarbeitungsmechanismen der Reporter

Auch die Annahme des toughen Einzelkämpfers lässt sich nicht belegen. In der vorliegenden Studie spricht beispielsweise die enge Bindung zu der Familie gegen die Einzelkämpfermentalität der Reporter im Kriegsgebiet. So wurde im Rahmen dieser Studie untersucht, wie die Reporter mit ihren Gefühlen vor Ort umgehen, ob sie tatsächlich eine raue Schale besitzen und weder Kollegen, Familie noch Freunde an sich heranlassen. Rund 80 Prozent der Reporter weisen darauf hin, dass sie die Situation im Kriegsgebiet verarbeiten, in dem sie darüber sprechen - sei es mit Kollegen, mit Freunden oder mit der Familie. So meint Katinka Nowotny folgendes in Bezug auf Familie:

Im Prinzip habe ich meine Familie und mein normales Leben, das gibt mir einfach so viel Halt.⁷³

Eine ähnliche Meinung vertritt auch Wieland Schneider:

Über manche Dinge kann man schon mit Kollegen sprechen (...), die selber in ähnlichen Gebieten waren, weil man sonst manchmal das Gefühl hat, das wird überhaupt nicht wirklich verstanden.⁷⁴

Doch nicht jeder Reporter sucht das Gespräch mit Freunden bzw. Arbeitskollegen. Fritz Ortters Antwort auf die Frage, ob er Freunden über seine Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet erzählt, ist wie folgt:

Ja schon, aber das ist wie gesagt oberflächlich. Also ich hab zumindest die Erfahrung gemacht. Man will es nicht so genau wissen, das ist zum Teil das eigene schlechte Gewissen, das man eh dafür nichts tut. Man interessiert sich zwar, ja, dass ich wieder dort bin und so natürlich. Das ist logisch. Aber so die Hintergründe

⁷³ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

⁷⁴ Interview mit Wieland Schneider (5. 2. 2009)

(...) es ist hier überhaupt das Interesse hier im Allgemeinen, die Leute wollen dieses Elend eigentlich nicht sehen, es ist belastend, auch für einen selbst.⁷⁵

Und eine weitere Meinung von Claudia Neuhauser, warum sie Freunden und Kollegen nichts von ihrem Kriegseinsatz berichtet:

Weil man das Gefühl hat, wenn man da irgendwie darüber redet, dann bekommen die anderen das Gefühl, man ist so ein Weltkriegsveteran, der über die großen Abenteuer berichtet und es kann sich jemand, der nicht in solchen Situationen war, für den klingt das eben so filmmäßig und ja, das Letzte, was ich wollen würde, ist dann irgendwie das Gefühl zu vermitteln, also wollte ich mit etwas prahlen, was ich erlebt habe.⁷⁶

Um der journalistischen Arbeit trotz der schrecklichen Bilder nachkommen zu können, bedienen sich alle der befragten Berichtersteller während ihrer Tätigkeit bestimmter Verdrängungsmechanismen. So werden Kamera, Fotoapparat oder Schreibblock eingesetzt um die eigenen Empfindungen auszublenden. Für Martin Staudinger ist „Teil des Verarbeitungsprozesses sicher mal das Schreiben“.⁷⁷

Auch für Fritz Orter ist das Schreiben wichtig:

Ich versuche immer wieder in Form von Büchern, das Wort „verarbeiten“ würde ich gar nicht gebrauchen, das ist ein bisschen pathetisch, aber zumindest zu reflektieren oder für sich selbst festzuhalten, weil man vergisst sehr viel, sehr schnell.⁷⁸

⁷⁵ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

⁷⁶ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

⁷⁷ Interview mit Martin Staudinger (16. 6. 2009)

⁷⁸ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

Doch auch der journalistische Aufbereitungsprozess des Materials spielt bei acht von zehn befragten Journalisten eine wichtige Rolle, um Erlebtes zu verarbeiten:

Das ist die Form, mit der ich immer aufgearbeitet habe und damit auch die Distanz gefunden habe.⁷⁹

Und Katinka Nowotny ist derselben Ansicht:

Also ich schreibe es meistens auf, weil ich eben oft so Eindrücke (...) mir aufschreibe, (...) das schreibe ich einfach für mich zuhause und mail das manchmal auch Freunden.⁸⁰

Weiteres meint Emil Bobi:

Ich weigere mich Sachbücher zu schreiben, meine Trips in die, durch die Hölle und so Blödsinn, das möchte ich nicht, aber ich möchte schon literarisch diese Dinge verarbeiten. Das möchte ich schon. Schreibend, ja? Ich möchte es mir nicht von Psychotherapeuten auslöschen lassen und dann hat einer mehr was davon.⁸¹

Zudem dient für die meisten Journalisten nach ihrem Kriegseinsatz die journalistische Weiterarbeit als Therapie.

Ja, für mich war immer andere Sachen, für manche die Religion, andere sagen, sie brauchen den Psychotherapeuten, für mich war das immer die Literatur.⁸²

Vielleicht ist dies auch ein Grund dafür, warum immerhin 30 Prozent der befragten Reporter bereits ein Buch über ihre Arbeit im Kriegsgebiet geschrieben haben oder gerade dabei sind. So haben bereits folgende Journalisten ein Buch herausgebracht:

⁷⁹ Interview mit Helmut Opletal (7. 9. 2009)

⁸⁰ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

⁸¹ Interview mit Emil Bobi (29. 6. 2009)

⁸² Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

Fritz Orter (mit Walter Erdelitsch: Krieg auf dem Balkan. Pichler-Verlag, Wien 1992. Verrückte Welt. Augenzeuge der Weltpolitik. Ecowin-Verlag, Salzburg 2005. Himmelfahrt. Höllentrips. Ecowin-Verlag, Salzburg 2008.), Walter Erdelitsch (mit Fritz Orter: Krieg auf dem Balkan. Pichler-Verlag, Wien 1992.) und Thomas Seifert (Schwarzbuch Öl. Eine Geschichte von Gier, Krieg, Macht und Geld. Schwarzbuch Gold. Deuticke-Verlag, Wien 2005. Gewinner und Verlierer im neuen Goldrausch. Deuticke-Verlag, Wien 2011.)

Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass die Persönlichkeit von Journalisten und ihre Erfahrungen genauso individuell sind, wie dies für andere Berufsgruppen und die Menschheit im Allgemeinen gilt. Zu vermuten ist allerdings, dass es sich bei Kriegsberichterstatern um eine „besondere“ Art von Gruppe handelt - denn nicht viele würden die Gefahren und Entbehrungen in Kauf nehmen, die mit der Arbeit in einem Kriegsgebiet einhergehen.

Was motiviert also die Journalisten, sich in das Kriegsgebiet zu begeben? Ist es so, dass die Reporter süchtig nach dem Adrenalin sind? Oder ihr Leben zuhause oder ihre Arbeit in der Redaktion zu langweilig ist?

4. 2. Motivation

Zunächst ist festzustellen, dass es für die befragten Berichtersteller nicht die Faszination des Krieges war, die sie zu Krisenreportern machte. Denn neun von den zehn befragten Berichterstellern arbeiten als Journalisten in der Redaktion für Auslandpolitik. Sie wurden in den Kriegs- und Krisengebieten eingesetzt, um vor Ort zu recherchieren und eine Geschichte zu produzieren - sei es für ein Nachrichtenmagazin, für das Radio oder für das Fernsehen. Es gibt nur eine einzige Person, die sich auf Kriegsreportagen spezialisiert hat - Fritz Orter. Seit über 20 Jahren berichtet er für den ORF aus den verschiedensten Krisenregionen der Welt.⁸³

Fritz Orter hingegen sieht seine Arbeit folgendermaßen:

Es ist ja nicht so, dass ich von einem Kriegsschauplatz zum anderen hetzte, also Abenteuerlust oder so. Nein. Ich würde es gerne machen, bis es journalistisch sinnvoll ist so etwas zu machen, nämlich auch über unseren Tellerrand hinauszuschauen, aber man muss auch Realist bleiben. Man kann natürlich deswegen nicht die Welt besser machen. Man kann beitragen vielleicht, dass manche darüber nachdenken, wie man sie besser machen könnte.⁸⁴

Warum es so wenige Kriegsreporter im ORF gibt, so sieht Claudia Neuhauser den Grund dafür, da „der ORF eben kein Unternehmen ist, das jetzt Kriegsberichterstattung als sein Kerngeschäft, als seine Kernaufgabe definiert.“⁸⁵

⁸³ <http://kundendienst.orf.at/orfstars/roter.html> (13. Mai 2014)

⁸⁴ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

⁸⁵ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Doch geht es um die Frage, warum sich die Kriegsberichterstatter wieder in ein Kriegsgebiet aufmachen, so gibt es verschiedene Antworten. So weist Walter Erdelitsch darauf hin, dass „das Ganze natürlich auch ein irrer Adrenalin-Kick“ ist.⁸⁶ Katinka Nowotny ist derselben Meinung: „Es gibt einem auch einen gewissen Adrenalin-Kick“.⁸⁷

Genauer wird dies von Claudia Neuhauser geschildert:

Also ich hatte damals schon das Gefühl, (dass ich) auch mit Kollegen von internationalen Fernsehsendern, die eben schon über Jahre in dem Bereich tätig waren, dass das Adrenalin-Junkies waren, die zum Teil auch ihre eigenen Grenzen nicht mehr gespürt haben, die sehr gefährliche Dinge getan haben und die immer sehr auf - ich möchte fast sagen - Speed unterwegs waren, sehr rücksichtslos geworden sind, sehr kalt und zum Teil Alkoholmissbrauch betrieben haben, um sich zu beruhigen. Und sich selber, selbst auch zum Teil gespürt haben und gesagt haben, ich muss da jetzt wieder raus, weil das ist nicht gut, aber trotzdem diesen Weg nicht mehr rausgefunden haben - ja? Also das, es verändert die Persönlichkeit, wenn man da zu lange macht und nicht aufpasst, weil man einfach in den Abgrund schaut permanent und das ist für einen Menschen eigentlich zu viel permanenten Abgrund zu schauen - ja? Das kann man - glaub ich - eine Zeitlang machen und sollte es nicht zu lange machen, weil der Krieg die schlechtesten Seiten des Menschen zum Vorschein bringt und die Brutalitäten, die man da miterlebt, auf die ist man nicht vorbereitet, die kann man auch nicht, also wenn das in einer gewissen Häufung ist, da kann man nur abstumpfen und sehr kalt werden, was aber in Wahrheit ja auch innerlich aber trotzdem weiterarbeitet.⁸⁸

Insgesamt sind es also neben den im Journalismus allgemein geltenden Motive wie die Erwartung einer abwechslungsreichen Tätigkeit, der erhofften großen beruflichen Freiheit, der zu erwartende Kontakt zu interessanten Menschen sowie der allgemeinen

⁸⁶ Interview mit Walter Erdelitsch (7. 9. 2009)

⁸⁷ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

⁸⁸ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Freude am Schreiben und Produzieren vor allem idealistische Gründe, die bei Kriegsreportern besonders stark ausgeprägt sind.

Diese Motive ziehen eine Reihe von Ansprüchen nach sich. Die Antworten auf die Fragen, welche Charakterzüge und welches Wissen die Befragten für wichtig erachten, deuten auf ein ähnliches Bild hin.

4. 3. Selbstansprüche

Für alle 10 befragten Journalisten sind sowohl Interesse, als auch Neugier die wichtigsten Beweggründe ihrer Arbeit. Nach Martin Löffelholz dominiert im Journalismus zusätzlich der Anspruch als neutraler Beobachter zu agieren. Hierbei ist das wichtigste Kriterium die Objektivität. Ähnlich sehen dies 40 Prozent der Studienteilnehmer. So sind auch sie der Ansicht, dass besonders gute journalistische Fähigkeiten, wie „gut schreiben und gut formulieren“⁸⁹ zu können, wichtige Voraussetzungen sind. Weitere Grundvoraussetzungen, um sich als Kriegsreporter auszuzeichnen sind „Organisationstalent, Kontaktfreudigkeit und wahrscheinlich auch eine gewisse Risikobereitschaft“.⁹⁰ „Eine seelischen und körperliche Belastbarkeit“⁹¹ sollte man laut Fritz Orter ebenfalls mitbringen.

⁸⁹ Interview mit Helmut Opletal (7. 9. 2009)

⁹⁰ Interview mit Martin Staudinger (16. 6. 2009)

⁹¹ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

Der Anspruch auf Objektivität schließt dabei eine gewisse Empathie für die Opfer nicht aus.

Ich glaube, wenn man tatsächlich mal in einer Kriegs- oder Krisensituation war, hat man danach eine weit aus größere Empathie für die Menschen dort und ein anderes Verständnis dafür, was das heißt. Das heißt, ein gewisses, eine gewisse, ein gesteigertes Ausmaß an Mitgefühl nimmt man auf jeden Fall mit und bei diversen Krisenherden, die einem dann wieder begegnen aus der Ferne, fühlt man irgendwie mit.⁹²

Aber jedoch gilt für ein Dreiviertel der Untersuchungsteilnehmer Einfühlungsvermögen nicht zu ihren Eigenschaften. So beschreibt Helmut Opletal dies folgendermaßen:

Ich darf mich nicht (...) von emotionalen Elementen zu sehr mitreißen lassen. Das ist vielleicht gar nicht meine Aufgabe, da jetzt für oder gegen irgendeine Sache zu berichten, sondern (...) meine Aufgabe ist es, möglichst sachgerecht darüber zu berichten und den Leuten, Zuhörern, Zusehern, Lesern selber ein Bild zu geben, das ihnen die Einschätzung erleichtert.⁹³

Als Journalist sollte man nicht in das Geschehen eingreifen. So steht beispielsweise für Claudia Neuhauser die journalistische Berichterstattung im Vordergrund:

In dem Sinn ist es natürlich so, wenn neben dir wer zusammenbricht, wirst du nicht wegschauen, aber die eigentliche Aufgabe des Journalisten ist zu berichten, in die Welt hinaus zu berichten, eine Stimme der Schwachen zu sein, würde ich sagen. Und daher legen wir in diesem Sinne nicht aktiv Hand an bei den Leidenden, sondern wir berichten über die Leidenden.⁹⁴

⁹² Interview mit Martin Staudinger (16. 6. 2009)

⁹³ Interview mit Helmut Opletal (7. 9. 2009)

⁹⁴ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Derselben Meinung ist auch Wieland Schneider, der aber die Angelegenheit zwiegespalten sieht:

Ich habe das Gefühl eine neutralere Position einzunehmen, obwohl man das eh nicht kann. Das ist, denke ich, unmöglich, auch wenn man es möchte.⁹⁵

Ein bekanntes Beispiel bietet an dieser Stelle der CNN-Reporter Peter Arnett, der durch Zufall die Selbstverbrennung eines Mönchs miterlebt hatte. Er wurde von den Rezipienten verurteilt, mit der Begründung, dass er dem Mönch hätte helfen sollen.⁹⁶

Peter Arnett verteidigte sich mit den berühmten Worten:

As a human being I wanted to; as a reporter I couldn't.⁹⁷

Auch für Fritz Orter ist es für seine Tätigkeit als Kriegsreporter sehr wichtig „nicht dem Helfersyndrom zu verfallen.“⁹⁸

Eine weitere interessante Eigenschaft erwähnt Robert Treichler, der sich auf den polnischen Reporter Ryszard Kapuscinski bezieht.

Und eines, was er gesagt hat, glaube ich, war eine gute Gesundheit und vor allem einen guten Magen.⁹⁹

⁹⁵ Interview mit Wieland Schneider (5. 2. 2009)

⁹⁶ Arnett, Peter: Unter Einsatz des Lebens: Der CNN-Reporter live von den Kriegsschauplätzen der Welt. Droemer Knauer-Verlag, München 1994, Seite 117ff.

⁹⁷ Arnett, Peter: Unter Einsatz des Lebens: Der CNN-Reporter live von den Kriegsschauplätzen der Welt. Droemer Knauer-Verlag, München 1994, Seite 119.

⁹⁸ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

⁹⁹ Interview mit Robert Treichler (16. 6. 2009)

Zusammenfassend lässt sich das in der Literatur vorherrschende Bild des Kriegsreporters als Draufgänger oder Abenteurer durch die Aussagen der im Rahmen dieser Studie befragten Reporter nicht eindeutig belegen. Doch das durch die Literatur vermittelte Bild des Kriegsberichterstatters bleibt nicht ohne Wirkung. Folglich kann angenommen werden, dass es sich bei den viel umschriebenen Mythen um eine Fremdwahrnehmung handelt, nicht um das vorherrschende Selbstbild der Reporter.

Eine wichtige Aussage von Claudia Neuhauser, die man noch betonen sollte wäre folgende:

Kriegsreporter - das ist eine wirkliche Spezialisierung und wenn das jemand ein ganzen Leben lang macht, kann ich mir nicht vorstellen, dass es ihn nicht nachhaltig verändert in seiner Persönlichkeit.¹⁰⁰

Doch woraus resultiert diese Wahrnehmung? Gründe könnten unter anderem darin liegen, dass Kriegsberichterstatter von Einsatz zu Einsatz unmerklich unempfindlicher werden, folglich in ihrer Heimat das Bild des „wagemutigen und toughen Journalisten“ vermitteln.

¹⁰⁰ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

5. Der Aufbruch - Kriegsberichterstatter bereiten ihren Einsatz vor

Ob ein Reporter überhaupt in ein Kriegsgebiet entsandt wird beziehungsweise die Reporter vor Ort in die Pflicht genommen werden darüber zu berichten, hängt von einigen nachrichtenwirtschaftlichen Faktoren ab. Krisen und Kriege werden als Aufsehen erregende Ereignisse, als Ausnahmezustand angesehen. Sie bedrohen die allgemein akzeptierten Werte und die Gesellschaft insgesamt. Dies erregt die journalistische Aufmerksamkeit und wird zur Nachricht. Zudem erfüllen Krisen und Kriege viele Nachrichtenfaktoren: Negativismus, Überraschung, Frequenz (kurze Dauer), Eindeutigkeit, Relevanz, Personalisierung und oft auch kulturelle und/ oder räumliche Nähe.¹⁰¹

Berichterstattung über Krisen oder Kriege ist immer ein Journalismus in Grenzsituationen. Die Journalisten haben zu wenig Zeit für ihre Recherche, hinzu kommt das Problem der Distanz beziehungsweise der Nähe zum Geschehen. Der Druck „von oben“ sowie psychische und physische Gefahren - all das sind Faktoren, die die mediale Darstellung und die journalistische Qualität stark beeinflussen.

¹⁰¹ Burkart, Roland: Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. 3. überarbeitete und aktualisierte Auflage, Böhlau-Verlag, Wien 1998, Seite 275 ff.

Letzten Endes ist jeder Reporter und jede Reporterin selbst verantwortlich dafür, wenn er oder sie „gnadenlose Berichterstattung“ betreibt. Jeder hat die Möglichkeit sie zu verweigern, allerdings setzt sich so mancher damit der Gefahr aus, seinen Job zu verlieren. „Zuerst kommt das Fressen, dann die Moral“ - diese Erkenntnis von Bert Brecht kann auch das Handeln in diesem Beruf bestimmen, besonders unter Extrembedingungen. Enormer Konkurrenz- und Produktionsdruck sind die Kennzeichen der Berichterstattung über Krieg und Krisen.

Jede Berichterstattung über Kriege oder Krisen ist eine Gratwanderung. Die Grenzen zwischen öffentlichem Interesse, Informationspflicht und Rücksicht auf die Privatsphäre der Opfer sind äußerst schmal und brüchig. Denn erschwerend kommt noch dazu, dass diese Grenzen subjektiv sind. Der Übergang zwischen seriöser Berichterstattung und „Sensationsmache“ ist oft fließend und nicht objektiv fest zu machen.

Gerade bei Berichterstattung über Krisen und Kriege spielt der Faktor „Zeit“ eine wesentliche Rolle. Die Reporter stehen unter großem Produktions- und Aktualitätsdruck, beim Fernsehen und beim Radio womöglich noch mehr, als bei Printmedien.

5. 1. Vorbereitungen der Kriegsberichterstatter

Die Berichterstattung über Kriege und Konflikte setzt spezifische Kenntnisse und Fähigkeiten voraus. Redaktionen sollten deshalb vornehmlich Personen auswählen, die bereits Erfahrungen mit Kriegs- und Krisensituationen besitzen. Zudem sollten sich die Reporter mit dem Berichterstattungsgebiet auseinander gesetzt haben.

Doch oft bleibt einfach nicht genügend Zeit zur Vorbereitung auf den gefährlichen Einsatz. Kriege brechen meist unerwartet aus, wenn sie sich nicht schon durch eine eskalierende Krise abzeichnen. Reporter müssen schnell darauf reagieren, von ihnen wird der sofortige Einsatz verlangt.

So erinnert sich Robert Treichler an seinen Einsatz in Nordirland im Jahre 1996:

Und dann hat er (Chefredakteur, Anm. der Autorin) gesagt: Na los! Und hat er gefragt, ob ich sofort los fahren kann und ich habe gesagt: Ja. Und dann war ich drei Stunden später am Flughafen.¹⁰²

Dabei sollten die Vorbereitungen bei „banalen“ Dingen wie den richtigen Impfungen und den notwendigsten Besorgungen, der wetterfesten Kleidung, Lebensmittelvorräten sowie Werkzeug und Medikamente anfangen und bei der richtigen Ausrüstung wie einer schuss- und kugelsicheren Weste, einem Helm und einer Atemmaske aufhören.

Zudem sollten Journalisten eine Versicherung für den Fall von Krankheit, Rücktransport in die Heimat, Erwerbsunfähigkeit und Tod abgeschlossen haben. Eine Zusatzversicherung ist allerdings extrem kostenaufwändig, weshalb sich viele Sender und Verlage weigern diese zu zahlen.

So meint Walter Erdelitsch bei seinem Gespräch:

Ich glaube in der Zwischenzeit ist es soweit, dass der ORF gar niemanden mehr hinschickt, weil sie irgendwie sagen, kostet viel Geld und da, und da, und ist zu gefährlich und Verantwortung und hin und her. Also in letzter Zeit war außer Fritz Orter, der da, der halt wirklich dabei geblieben ist, und dessen Spezialisierung das ist, fährt eigentlich niemand, soweit ich das sehe. Im Gegenteil, also ich glaube, dass manche Leute sind eher, eher abgehalten davon hinzufahren.¹⁰³

¹⁰² Interview mit Robert Treichler (16. 6. 2009)

¹⁰³ Interview mit Walter Erdelitsch (7. 9. 2009)

Ein riskantes Unterfangen: Heutzutage werden immer mehr Journalisten zur Zielscheibe in Konflikten und geraten immer öfter in Geiselhaft. Dabei steigt laut Reporter ohne Grenzen die Zahl der weltweit getöteten, entführten oder verletzten Journalisten stetig an. So waren es im Jahr 2009 76¹⁰⁴, 2010 waren es 57¹⁰⁵, im Jahr 2013 71¹⁰⁶ und im Jahr 2014 bisher 66 Journalisten¹⁰⁷, die in einem Kriegsgebiet ihr Leben verloren haben. Heuer sind es bereits 13 Journalisten¹⁰⁸, die getötet wurden.

Auch Emil Bobi ist der Meinung, dass

Journalisten, die sind, die am gefährlichsten leben von allen, die dort (Kriegs- bzw. Krisengebiet, Anm. der Autorin) anwesend sind. NGOs ziehen ab, wenn es zu gefährlich wird, ziehen sie ab, ja? Wann es zu gefährlich ist, ist wieder eine relative Frage, ja? Zu gefährlich ist es nicht, wenn der österreichische Fernsehzuschauer bei der Zeit im Bild das Gefühl hat, dass das gefährlich ist, ja? Weil oft ist es so, dass Dinge, die wahnsinnig spektakulär ausschauen in Wahrheit, aber relativ nicht, gefährlich sind. Du wirst ja nicht gleich enthauptet, nur weil du das Land betrittst, ja? Andererseits gibt es wieder Dinge, die gar nicht so wild ausschauen und dort aber die richtige Gefahr ist, ja? Richtige Gefahr ist, man muss, man muss da sehr viel spüren, man muss auch die Erfahrung haben, man muss so lang überleben das man die Erfahrung zu sammeln, das man richtig die Risiken minimiert. Das man der Eigendynamik nicht unterliegt, die einen mitreißt einfach, einerseits die widrigen Umstände zu überwinden um weiterzukommen, um erfolgreich zu sein, andererseits aber nicht zu weit zu gehen, weil du bist nicht dafür da um erschossen zu werden, sondern dafür zu berichten, ja? Und, aber trotzdem sind Journalisten immer darauf aus dort zu sein, wo es am gefährlichsten ist, wo es kracht, wo, wo wo, sogar die Armee zieht sich zurück, Peacekeeping-Armeen ziehen sich zurück,

¹⁰⁴ <http://www.rog.at/76-journalisten-getotet-starkere-repressionen-gegen-kriegs--und-wahlberichterstatter-mehr-festnahmen.html> (10. Februar 2015)

¹⁰⁵ <http://www.rog.at/rog-bilanz-2010-57-journalisten-in-25-landern-getotet-zahl-der-entfuhrten-medienmitarbeiter-gestiege.html> (10. Februar 2015)

¹⁰⁶ http://www.rog.at/ROG-Jahresbilanz_2013.pdf (10. Februar 2015)

¹⁰⁷ <http://www.rog.at/Jahresbilanz%20ROG.pdf> (10. Februar 2015)

¹⁰⁸ <http://www.rog.at/> (13. März 2015)

wenn es eskaliert, ja? Und auch die NGOs gehen weg, aber Journalisten gehen weg, sie gehen dort hin und sind daher glaube ich, die gefährdetste Gruppe, also jetzt abgesehen von den primär Betroffenen, ja? Weil du bist, ja kein Primärziel als Journalist in so einen Konflikt, obwohl Journalisten in den letzten Jahren doch vermehrt auch angegriffen werden, als Geisel benützt werden usw. also kein Unterschied gemacht wird, wie früher mehr der Fall war, ja? Das heißt, ja, glaub schon, dass man zu den Gefährdetsten gehört, ich glaub es gehen auch ziemlich viele Journalisten drauf, Jahr für Jahr. Ich weiß nicht, wie viele, aber doch einige, 150 pro Jahr.¹⁰⁹

Sowohl Fritz Orter, als auch Claudia Neuhauser haben Kollegen während ihres Einsatzes in einem Kriegsgebiet verloren bzw. haben schwer verletzt die Kriegsregion wieder verlassen:

Sie werden ja nirgends mit dem Tod, das heißt auch mit ihrem eigenen Ende anschaulicher konfrontiert, also in einem Kriegsschauplatz - nicht? Morgen kann es aus sein und wenn Sie es natürlich miterlebt haben, dass das mit einigen ihrer Kollegen, die Sie gut gekannt haben am Vortag noch vielleicht - wie es mir mal gegangen ist - bei einem Gläschen Bier oder Wein und am nächsten Abend ist er nicht mehr unter dir oder unter uns. Da beginnt man natürlich manchmal nachzudenken - nicht? Hättest auch genauso gut du sein können. Aber das heißt es immer so schön: wrong time - wrong place.¹¹⁰

Ich hab immer wieder international Kollegen verloren, mit denen ich zusammen gearbeitet hab, die auch für unsere Sendung, für das Auslandsjournal sehr gute Beiträge gemacht haben, die in Krisengebiete gefahren sind, der Letzte war ein hervorragender Journalist, ein Schwede, der zum Teil auch in London gelebt hat (...), der ist in Somalia abgeknallt worden, in Ausübung seiner Tätigkeit in einer Situation auf einem Platz, wo Menschen demonstriert haben und eine Menschenansammlung war. Und ist dort kalt, ist mit einem Fotoapparat. Der hat

¹⁰⁹ Interview mit Emil Bobi (29. 6. 2009)

¹¹⁰ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

alles mögliche gemacht: Fotos, Kamera. Und ist dort einfach erschossen worden. Aus dem, hinterrücks, von einem Heckenschützen.¹¹¹

Für eine Kollegin von CNN in Sarajevo, ist es schlecht ausgegangen, weil bei der haben sie das halbe Gesicht weggeschossen, damals. Sie war eine Kamerafrau, die hatte eine Eisenplatte, hat Gott sei Dank überlebt, hat eine Eisenplatte im Gesicht, also an dem Teil, den sie weggeschossen hatten. Ich hatte Glück, sage ich einmal - ja? Aber diese Erinnerungen haben sich natürlich eingepägt.¹¹²

Wie bereiten sich schlussendlich Journalisten vor, die in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet eingesetzt werden?

Robert Treichler ist der Meinung, dass

man sich nicht wahnsinnig gut vorbereiten kann. Da habe ich nicht einmal ein Quartier gecheckt oder irgendwas. Und das war schon recht oft so, weil man in der Zeitung soll eben schnell reagieren, wenn was passiert.¹¹³

Und weiter erzählt er:

Ich hatte irgendwie Sachen mitgenommen, die ich vom österreichischen Bundesheer bekommen habe. Splitterschutzweste, Gasmasken, Helm, sogar irgendwelche komischen Spritzen gegen Chemie-Verseuchung und wenn man die Dinge Zuhause am Wohnzimmerboden ausbreitet, dann hat man das Gefühl: Oje, das ist vielleicht nicht so super jetzt dorthin zu fahren.¹¹⁴

Claudia Neuhauser erinnert sich an einen ihrer Kriegseinsätze, bei dem sie alles selber aufbauen musste:

Es war ein Krieg in unmittelbarer Nachbarschaft von Österreich und es gab in dieser Intensität, sage ich einmal, aus meiner Erfahrung - ich habe selbst 86 beim

¹¹¹ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

¹¹² Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

¹¹³ Interview mit Robert Treichler (16. 6. 2009)

¹¹⁴ Interview mit Robert Treichler (16. 6. 2009)

ORF - gab es keine Präzedenzfall für ORF, das heißt es gab keine definierten Rahmenbedingungen, sondern es war ein Learning-by-Doing. Und es hat damit begonnen, dass ich mit einem Kollegen, also wir waren schon im Kroatien-Krieg und Bosnien, sind wir einfach, als der Krieg dort sozusagen ausgebrochen ist, so wie an jedem anderen Ort auch, haben uns dort hindurchgeschlagen, hatten keine Ausrüstung, hatten gar nichts - ja? Und haben von Null auf begonnen, ein Büro aufzubauen, haben gleichzeitig - was ganz wichtig war - aufgebaut hier eine Back-up- Mannschaft, weil das wichtig ist. Du bist ja dort sozusagen im Krisengebiet und du brauchst hier Leute, die dich betreuen. Das gab es alles am Anfang nicht. Also wenn man - ich weiß nicht - um 8 Uhr am Abend irgendjemanden erreichen will, für Sondersituationen, dafür war diese Struktur hier nicht eingerichtet. Das heißt wir mussten uns das alles selber bauen. Wir hatten keine gepanzerten Fahrzeuge, wir hatten keine Schutzwesten, wir hatten keine Helme, wir hatten nichts am Anfang. Und haben uns erst mit der Erfahrung mit Kollegen, mit den Kollegen von der BBC, die uns geholfen haben einmal erarbeiten, was brauchen wir überhaupt in einer Kriegssituation dieser Größenordnung um als Journalisten, Reporter und Reporterinnen arbeiten zu können. Das heißt die Rahmenbedingungen haben wir uns Schritt für Schritt, von jedem Einsatz selbst geschaffen.¹¹⁵

Und weiter erzählt Claudia Neuhauser von ihren Erfahrungen in Kriegsgebieten:

Wir hatten ja damals am Anfang gar nichts und dann ein riesiges Satellitentelefon, das noch ein Vermögen gekostet hat, das sehr kompliziert war aufzubauen - ja? Ja, und wir haben, wie gesagt Rahmenbedingungen waren von uns selber zu schaffen, wir haben im Fernsehgebäude von Sarajevo am Boden geschlafen, haben dort campiert. (...) Haben uns alles, Kriegsmaschinen irgendwie eingeflogen. Dafür musste auch, selbst die Lebensmittel mussten eingeflogen werden. (...) Diese Dinge wurden dann Schritt für Schritt in unserer Richtung organisiert, am Anfang haben wir gar nichts gehabt, außer uns selbst und unsere journalistische Erfahrung.¹¹⁶

¹¹⁵ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

¹¹⁶ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Wieland Schneider beschreibt ebenfalls seine Gedanken vor einem Einsatz folgendermaßen:

Also es kommen auch immer wieder Gedanken, wie, vielleicht ist es nicht intelligent, das zu machen. Wenn so was, wie Nervosität oder Angst auch im Spiel ist, dann eher kurz davor, bevor man auch wegfährt. In dem Moment, wo man dort ist, oder auch schon im Flugzeug sitzt, ist eigentlich alles vorbei, weitgehend vorbei. Aber es ist sicher eine gewisse Nervosität da, und einfach Nervosität, es ist nicht nur Angst. Nervosität auch deshalb, weil man weiß, es werden jetzt, es werden die Alltagsbedingungen schwieriger, ich muss mich darauf einstellen. Es wird möglicherweise sehr nervenaufreibend sein, Dinge wie Transport organisieren und die ganzen logistischen Dinge, weil es nicht mehr in Wien, wo das Leben auch komfortabler ist. Also das geht einem schon durch den Kopf.¹¹⁷

Die österreichische Journalistin und Präsidentin von „Reporter ohne Grenzen“ Rubina Mehring fordert für Journalisten, egal ob sie frei oder fest angestellt sind, präventive Maßnahmen seitens der Arbeitgeber, darunter fallen unter anderem Sicherheitsausrüstungen und Versicherungen.¹¹⁸ In der Charta zur Sicherheit von Journalisten in Kriegs- und Krisengebieten fordert Reporter ohne Grenzen in acht Grundsätzen auch die regelmäßige Vorbereitung auf ein Kriegsgebiet.¹¹⁹ So sollten Journalisten seitens ihrer Redaktion über entsprechende Kurse informiert und vor allem qualifiziert werden. Das ist eine Forderung, die beispielsweise in Großbritannien seitens der Versicherung als Pflicht gilt.

¹¹⁷ Interview mit Wieland Schneider (5. 2. 2009)

¹¹⁸ <http://www.rog.at/sicherheit/sicherheitsausrustungen-vergunstigten-versicherungen.html>
(26. Mai 2014)

¹¹⁹ <http://www.rog.at/sicherheit/sicherheitscharta-fuer-journalistinnen.html> (26. Mai 2014)

5. 2. Vorbereitungskurse

Eine entsprechende Vorbereitung für Journalisten, die in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet eingesetzt werden gibt es in den österreichischen Redaktionen nicht. Der ORF bietet in seiner internen Fortbildung zwar zahlreiche Schulungen an, wie beispielsweise mit Menschen nach traumatischen Erlebnissen Interviews geführt werden sollten. Aber die befragten Journalisten gaben alle an, dass sie ihr spezifisches Handwerk selbst erlernt haben.

Laut Andrea Puschl-Schliefnig verlief auch ein Versuch der ORF-Führung, „professionelle Betreuung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unter emotionaler Belastung“ anzubieten, im Sand. Die Firma „health-consult“ schickte im Herbst 2004 auf Einladung des ORF eine Psychologin zu einer Redaktionssitzung. Sie kam nie wieder. Offizielle Begründung der Redaktion: Terminknappheit und Zeitmangel.¹²⁰

Im ORF gibt es seit ein paar Jahren ein Bewusstsein dafür, dass journalistische Auslandseinsätze in einem Kriegsgebiet traumatisieren können. So lange gibt es auch die Zusammenarbeit mit dem „Notfallpsychologischen Dienst Österreich“. Zum ersten Mal wurde diese Zusammenarbeit nach dem Tsunami im Jahr 2004 notwendig. Damals haben einige Journalisten aus der Redaktion der „Zeit im Bild“ das Angebot der Betreuung wahrgenommen, vorwiegend telefonisch. Die Kosten für diese Betreuung übernimmt der ORF.

¹²⁰ Puschl-Schliefnig, Andrea: Zwischen Sensation und Sensibilität - das Fernsehinterview mit traumatisierten Menschen, Mag.-Arb. Universität Wien, Wien 2007, Seite 98.

Grundsätzlich handelt es sich dabei um eine Akuthilfe. Vorbeugende Unterstützung und Ausbildung für Krisenfälle existieren nicht. Im ORF gibt es überhaupt keine Ausbildung für Kriegseinsätze. Schulungen und Wissensvermittlung fehlen bisher.

Andrea Puschl-Schliefnig bekam den Auftrag, ein Seminar zum Thema „Trauma und Journalismus“ für die ORF-Fortbildung zu konzipieren. Als Vorbereitung ist eine Teilnahme an einer Fortbildungsveranstaltung des ZFP (Zentrale Fortbildung der öffentlich-rechtlichen Sender in Deutschland) geplant. Dort veranstaltete Fee Rojas, Journalistin und Therapeutin, gemeinsam mit Mark Brayne, dem ehemaligen Leiter des Dart Centers Europe in London, bereits seit Jänner 2006 Kurse zum Thema „Trauma und Journalismus“. Der erste Sender, der das angeboten hat, war die BBC. Der ehemalige BBC-Auslandskorrespondent und Psychotherapeut Mark Brayne hat die Kurse durchgeführt. Er war im Frühjahr 2006 auf Einladung des Auslandsressortleiters der Zeit im Bild, Peter Fritz zu einem Vortrag in Wien, den viele Kollegen, vor allem aus der „Zeit im Bild“ besucht haben. Die Ausführungen von Mark Brayne im ORF-Newsroom trafen auf sehr großes Interesse - daraus ist zu schließen, dass es tatsächlich auch Bedarf für Schulungen gibt.

In Deutschland hingegen werden Seminare angeboten, um die Thematik der traumatischen Belastung zu behandeln. Ausschlaggebend war der Vorfall im Kosovo-Krieg 1999, bei dem zwei Reporter des Magazins „Stern“ durch serbische Soldaten ums Leben kamen. Bei den öffentlich-rechtlichen Sendern ist es Pflicht, ein Vorbereitungsseminar zu belegen, um Journalisten zu sensibilisieren. Die Reporter privater Sendeanstalten sowie von Verlagen sind hingegen oft so eng in die Redaktionsstrukturen eingebunden, dass häufig sowohl die Zeit als auch die finanziellen Mitteln fehlen. So schicken Redaktionen

und Verlage ihre Reporter mit jeder Menge Ansprüche bezüglich der Berichterstattung jedoch ohne Vorbereitung in das Kriegsgebiet.

Seitens der Vorgesetzten, aber auch der Reporter ist dies eine sehr kurzfristige Sicht der Dinge, wenn man bedenkt, dass sowohl körperliche als auch seelische Verletzungen einen Ausfall für Wochen oder Monate bedeuten kann.

So fehlt grundsätzlich das Bewusstsein dafür, dass die Kriegsberichterstatter nicht nur die Gefahr in Form von Waffen erwartet, sondern dass sie aus dem Kriegsgebiet mit Wunden zurückkehren können, die nicht sofort ersichtlich ist, sich aber in schlimmen Fällen über Jahre hin auswirken können.

Die BBC war die erste Medienorganisation, die Trauma-Training für ihre journalistischen Mitarbeiter angeboten hat. Dazu gehört auch ein Training bzw. Coaching für Vorgesetzte. Ziel ist es, dass sie erkennen, ob und wann jemand gefährdet ist, - denn jeder reagiert unterschiedlich auf Tragödien und kann unterschiedlich damit umgehen. Es betrifft auch Mitarbeiter, an die man nicht gleich denkt: Cutter von Fernsehberichten oder Mitarbeiter, die das so genannte „Monitoring“ von TV-Bildern übernehmen, können überfordert sein, selbst wenn sie nicht vor Ort des Geschehens waren. Acht Stunden lang Katastrophenbilder zu beobachten, hunderte Leichen und verzweifelte Menschen zu sehen, kann Belastungsgrenzen überschreiten. Das sollten Vorgesetzte wissen.

Die BBC in London ist nicht nur die erste, sondern auch die einzige Station, die ein eintägiges Trauma-Seminar nicht nur für Journalisten, sondern auch für Chefredakteure vorsieht.

Wie vorher schon erwähnt, gibt es in Deutschland seit dem Jahr 2006 im öffentlich-rechtlichen Rundfunk Kurse für Journalismus und Trauma. Dabei geht es einerseits um die Auswirkungen traumatischer Ereignisse auf die Berichterstatter. Andererseits wird das Augenmerk auf die Menschen gerichtet, über die berichtet wird, also auf den Umgang und das Interview mit traumatisierten Menschen.

Im Rahmen der Untersuchungen von Vorbereitungsmaßnahmen der Kriegsberichterstatter wurde zusammenfassend vor allem eines deutlich: Die Präventivmaßnahmen reichen bei weitem nicht aus, um eventuelle Spätfolgen wie die der akuten bis hin zu einer posttraumatischen Belastungsstörung vorzubeugen. In den österreichischen Redaktionen werden keine Seminare angeboten, die erläutern, welche enormen psychologischen Stress während einer Geiselnahme oder an Checkpoints herrscht. Das Erleben des alltäglichen Elends im Kriegsgebiet bleibt ausgeklammert.

6. Unterwegs im Kriegs- bzw. Krisengebiet

Nachdem die allgemeinen Bedingungen von Reportern im Kriegseinsatz definiert, die Vorbereitungen erläutert und weitgehend in Hinblick auf eine mögliche psychische Belastung beziehungsweise Einflussfaktoren auf den Reporter untersucht wurden, gilt es, sich in diesem Kapitel mit den alltäglichen Arbeitsbedingungen der Reporter im Kriegsgebiet zu befassen.

6. 1. Die Einflussfaktoren journalistischer Arbeit im Kriegsgebiet

Unterschiede in den Einflussfaktoren ergeben sich bei Print-, Hörfunk- und Fernsehmedien in den technischen Hilfsmittel. So haben Print- und Hörfunkberichtersteller in Bezug auf Mobilität, Flexibilität und Unauffälligkeit Vorteile gegenüber ihren Kollegen vom Fernsehen. Ihr Gepäck an Ausrüstungsgegenständen ist nicht so aufwändig wie das der TV-Sender.

Also ich würde jetzt, wenn ich selber filme, einfach möglichst unauffällig sein, also wenig Kamerasachen mitzunehmen, also nicht den großen Lichtkoffer und so. Man muss auch aufpassen mit Rucksäcken, weil die Rucksäcke einem, wenn man Schutz sucht unter einem Auto zum Beispiel, dann kommt man mit dem Rucksack einfach schwerer unter dieses Auto. Stativ zum Beispiel, Stativ ist ganz gefährlich, weil das einfach so aussieht wie diese Raketenwerfer und auch die Kamera, die darf man nicht auf die Schulter geben. (...) Und da würde ich jetzt eher vorsichtig sein, weil das eben jetzt schon anzieht und man eher deshalb Opfer wird. Aber eben aufpassen, dass man nicht in der Nacht unbedingt filmt oder dass man das Stativ nicht verwendet oder dass man die Kamera nicht auf die Schulter trägt, mit dem Rucksack aufpassen. Nicht viel Licht haben, also quasi unauffällig sein.¹²¹

¹²¹ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

Wenn Kameraleute sich für Bilder exponieren, ziehen sie Blicke und mitunter auch Kugeln an. Ein trauriges Beispiel an dieser Stelle ist der jugoslawische Bürgerkrieg, während dem Kopfgelder auf Journalisten ausgesetzt wurden, was die höchste je da gewesene Anzahl an Todesopfern unter Journalisten in kurzer Zeit nach sich zog.¹²²

So erinnert sich Claudia Neuhauser an ihren Einsatz im Jugoslawien-Krieg:

Das hat ja damals schon begonnen, in Bosnien, die haben Journalisten abgeknallt. Das ist ja jetzt noch viel stärker geworden. Mittlerweile werden ja - ich weiß nicht - es werden ja auch auf Ambulanzen geschossen, es werden Journalisten abgeknallt. Das hat damals in Bosnien begonnen, dass eben, es gab keinen Respekt mehr, also wenn du „TV“ auf deinem Auto hattest, hat das absolut nichts bedeutet, dass sie deswegen nicht auf dich schießen. Oder es konnte auch bedeuten, dass sie gerade deswegen auf dich schießen. Daher haben wir dann auch gepanzerte Fahrzeuge gebraucht, weil es einfach zu gefährlich war sich so in der Stadt zu bewegen. Mit normalen Autos, was wir am Anfang auch noch gemacht haben. Und dann jedes Mal - ich weiß nicht - mit Höchstgeschwindigkeit über die Hauptstraße von Sarajevo gedüst sind, damit eben die Heckenschützen, die überall auf den Hochhäusern saßen uns nicht so gut erwischen. Also das war wirklich heftig - ja? (...) Heute, viele Kriege sind noch viel gefährlicher, weil wie gesagt, das wird nicht mehr unterschieden - ja? Und vor allem ist es dann oft so, dass die Lage so kompliziert ist, dass man nicht mehr weiß, wer ist Freund, wer ist Feind. Weil selbst die, die an sich Freund wären, könnten aus irgendwelche anderen Überlegungen heraus, finden, gut finden, einen Reporter abzuknallen, damit man die Gegenseite beschuldigen kann. Das waren die und nicht wir, daher sage ich, Kriegsberichterstattung heute ist wirklich extrem gefährlich, weil sich die Fronten, in dem Sinne aufgelöst haben. Es ist nicht mehr so wie früher, wo du weißt, da ist die Front X und Y, da ist der Gegner, da ist der Freund. Das hat sich heute alles verschoben, das man eigentlich nicht mehr weiß, ja wer ist Freund und wer ist Feind. Wen kann man sich anvertrauen und vor Reporter und Reporterinnen und auch vor Leuten, die irgendwie für NGOs oder Rotes Kreuz arbeiten, hat man eigentlich keinen Respekt mehr bzw. die Kriegsparteien selbst missbrauchen die

¹²² Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 48 und Seite 78.

Symbole - ja? Das heißt, kannst es auch durchaus haben, dass Soldaten in Zivil sich irgendwie ein Rotes-Kreuz aufs Auto kleben oder ein „TV“ aufs Auto kleben, weil sie glauben, dass sie sich besser bewegen können unter dem Schutz dieser Symbole und daher sind auch diese Symbole per se heute Ziele geworden. Das muss man einfach wissen, wenn man in dem Bereich arbeitet.¹²³

6. 2. Informationsquellen

Die Themenauswahl vor Ort verlangt ein gewisses Maß an Ausgewogenheit, es sollten so viele Quellen als möglich gesucht werden. Das ist ein Anspruch, dessen Umsetzung alles andere als einfach ist. Das Informationsangebot ist knapp und Behörden behindern die publizistische Arbeit durch geringe Auskunftsbereitschaft sowie die Regulierung von Interviewgenehmigungen. Außerdem wird die Suche nach zuverlässigen Informationsquellen durch die fremde Sprache und Kultur, ökonomische Eigenheiten, undurchschaubare politische Zusammenhänge sowie die Überwindung oftmals großer Entfernungen zusätzlich erschwert.

Alles an verfügbare Information, die man halt in Internetseiten hat, ist halt ganz anders. Man schaut einmal die ganzen Berichte durch oder alles, was sich an Material gesammelt wird von Reportern, von internationalen Organisationen, von den in Kriegsgebieten direkt Involvierten, was die von sich geben - nicht? Man sammelt sehr viel Informationen, und was noch wichtiger ist, natürlich: man muss auch dort zumindest versuchen, eine Infrastruktur aufzubauen, das heißt Kontakte zu suchen, Kollegen meistens - nicht? Das, was das Wichtigste ist für uns, vor allem als Europäer in nicht europäisch-geprägte oder kulturell-geprägte Länder fahren, das wir dort Leute kennenlernen, sprich freelancer oder springer oder producer. Es mangelt eben meistens an Sprachkenntnissen - nicht? Das man mit denen einen

¹²³ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Kontakt herstellt, die einem dann weiterhelfen und vor allem, dass man Leute findet, die man vertrauen kann, das ist das Wichtigste!¹²⁴

Kriegsreporter müssen auf Grund von anderen Einflussfaktoren im Kriegsgebiet Kompromisse schließen. Leitlinien, die in der Heimatredaktion herrschen, können nicht ohne weiteres auf das Kriegsgebiet übertragen werden. Differenzierte Umweltbedingungen verhindern häufig den Transport journalistischer Grundsätze.

Manchmal sind es die Reporter selbst, die im Krisenherd fatale Fehler begehen. So können sie beispielsweise durch mangelnde Ortskenntnis am falschen Ort zur richtigen Zeit sein; oder sie bestellen nicht rechtzeitig die Telefonleitung in die Heimatredaktion; Akkus für die Kamera oder das Satellitentelefon sind nicht geladen; sie zeigen beim richtigen Kontrollpunkt die falsche Akkreditierung vor und so weiter.

6. 3. Zwischen Objektivität und Betroffenheit

Der oberste Grundsatz journalistischer Arbeit - die Objektivität - ist im Kriegsgebiet folglich ein nicht leicht zu erfüllendes Kriterium. So meint Ulrich Saxer, dass der Kriegsjournalismus emotional wie auch physisch durch das „Problem der optimalen Distanz bzw. Nähe gekennzeichnet“¹²⁵ ist. Demnach wird durch die sensationelle und spektakuläre Berichterstattung über den Krieg die Objektivität in den Hintergrund gestellt und die Nachrichten nach dem Verkaufskriterium selektiert.

¹²⁴ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

¹²⁵ Saxer, Ulrich: Bedingungen optimaler Krisenkommunikation. In: Imhof, Kurt/ Schulz, Peter: Medien und Krieg - Krieg in den Medien. Seismo (Mediensymposium Luzern Band 1), Zürich 1995, Seite 204.

Medienverwertungsinteressen, wie Saxer sie nennt, stehen demnach in direkter Abhängigkeit zu den Interessen der Heimatredaktion.¹²⁶

Objektive Berichterstattung ist aber auch dadurch schwierig, weil sich die Zuschauer in der Heimat gerne mit einer der Seiten identifizieren.¹²⁷

Eine emotionale Berichterstattung entsteht dadurch, dass sich Kriegsberichterstatter näher an Einzelschicksale begeben, was eine starke emotionale Reaktion nach sich ziehen kann.

Ich meine, ich komme irgendwohin und sehe, ich weiß nicht, in Burundi grausliche Flüchtlingslager, die zusammenpferchen wie nichts und kennen nichts anderes und natürlich denke ich mir dann, schrecklich, warum tun sie das den Leuten an, und gleichzeitig weiß ich, ich bin nicht hier um Mitleid irgendwie zu verströmen, sondern um herauszufinden, warum jemand die einsperrt und was für eine Chance sie haben aus dieser Welt zu kommen und damit, also ich habe immer meine Geschichte im Kopf, wenn ich irgendwo bin, weil es ist sehr wenig Zeit und ich weiß, ich muss irgendeine interessante Geschichte erzählen können, vor allem eine wahre Geschichte und das rauszufinden, was da ist, das überlagert einfach alles, da kann passieren, was will, ich habe immer, immer den Blick, was da jetzt wirklich passiert und warum das passiert, und das kann ich damit, das klingt sogar etwas unmenschlich, aber es ist auch mein Job. Ich mein, es hat ja niemand etwas davon, wenn ich in der Welt herumfahre und und und immer irgendwie Tränen in den Augen habe, wenn ich etwas sehe und darüber meine Geschichte vergesse und dann komme ich Heim und habe keine Geschichte und da habe ich ihnen auch nicht geholfen, na?¹²⁸

¹²⁶ Saxer, Ulrich: Bedingungen optimaler Krisenkommunikation. In: Imhof, Kurt/ Schulz, Peter: Medien und Krieg - Krieg in den Medien. Seismo (Mediensymposium Luzern Band 1), Zürich 1995, Seite 204.

¹²⁷ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 82.

¹²⁸ Interview mit Robert Treichler (16. 6. 2009)

Die starke Wert- und Normhaltigkeit von Kriegen zieht ein besonders hohes Maß an emotionaler Betroffenheit aller Involvierten nach sich.¹²⁹

Der Berichterstatter kann nicht objektiv sein, wenn sich vor seinen Augen Kriegsverbrechen abspielt.¹³⁰

Auch im Rahmen dieser Studie gaben mehr als die Hälfte der Journalisten zu, dass die Eindrücke im Kriegsgebiet sich emotional auf sie auswirken. Allerdings sind rund 30 Prozent der interviewten Reporter der Meinung auch unter den Eindrücken des Krieges objektiv arbeiten zu können. Für sie sind Utensilien wie Kamera oder Schreibblock eine Art Filter.

Ich habe eben - und der Vorteil ist der - solange du jetzt eine Kamera dabei hast oder einen Notizblock und du hast etwas zu tun, zu tun einen Auftrag, ja? Und die Geschichte ist erledigt.¹³¹

Die Absicht von Journalisten mag also objektive Berichterstattung sein, allerdings unterliegt sie in ihrer eigenen Beurteilung sowohl der Propaganda der Kriegsparteien und der Erwartungshaltung der Redaktion als auch ihrer ganz persönlichen Sicht der Lage.¹³²

Wie verhält sich also ein Journalist, der durch die Kriegssituation dem Anspruch an Objektivität nicht nachkommen kann?

¹²⁹ Saxer, Ulrich: Bedingungen optimaler Krisenkommunikation. In: Imhof, Kurt/ Schulz, Peter: Medien und Krieg - Krieg in den Medien. Seismo (Mediensymposium Luzern Band 1), Zürich 1995, Seite 204.

¹³⁰ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 83.

¹³¹ Interview mit Thomas Seifert (2. 2. 2009)

¹³² Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 83.

Nach Martin Löffelholz kann die Selbstthematization der Medien eine Antwort auf diese Frage geben. So können beispielsweise durch die Darstellung der Arbeitsbedingungen der Korrespondenten sowie der Informationspolitik des Militärs und dem Aufzeigen von Chancen und Risiken des „embedded journalism“¹³³ „(...) die Erwartungen des Publikums, sogar im Krieg stets unabhängig, umfassend und korrekt informiert zu werden, auf ein realistisches Maß angepasst werden.“¹³⁴ Foggensteiner hingegen sieht in diesem Kontext eher die Gefahr, dass die Berichterstattung zur „Farce“ vorkommt, dass durch strenge Zensur und Informationsmangel die eigentliche Nachricht in den Hintergrund gerät.¹³⁵ So avancieren die Journalisten seiner Meinung nach immer mehr zu den eigentlichen Helden ihrer eigenen Geschichte und benötigen dabei nicht die Nachricht, sondern vermehrt die Bilder. Als Beispiel soll an dieser Stelle eine Live-Schaltung zu den CNN-Reportern Peter Arnett und Bernard Shaw aus Bagdad zum Ausbruch des Krieges am Persischen Golf 1991 dienen:

„Wir liegen hier alle auf dem Boden und ich sehe schwarzen Rauch. Peter, du lachst ja“, sagt Reporter Shaw zu Arnett. „Ja, aus Nervosität, Bernie, nicht aus Spott. Das ist der ärgerlichste Angriff bisher. So nahe. Ich war in Vietnam und kann mich an nichts Vergleichbares erinnern“. „Ja, es sieht aus wie das Feuerwerk am vierten Juli. Die Druckwellen, die durch unsere Fenster kommen, fühlen sich an, als würden wir neben einer startenden Raumfähre stehen“, sagt Shaw und „ich war zwar noch nicht da draußen, aber es ist so, als wären wir im Zentrum der Hölle.“¹³⁶

¹³³ Als „embedded journalists“ gelten Medienvertreter, die von der Regierung bzw. dem Militär zur Berichterstattung über bestimmte Projekte zugelassen werden. So nahmen die USA zum Irakkrieg 2003 insgesamt rund 600 „embedded journalists“ mit, von denen 16 während der Kriegswochen um Leben kamen. Die Journalisten waren unmittelbar in den kämpfenden Truppen integriert.

¹³⁴ Löffelholz, Martin: Distanz in Gefahr. In: Journalist 5/ 2003, Seite 13.

¹³⁵ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 13.

¹³⁶ Foggensteiner, Alexander: Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten. Picus-Verlag. Wien 1993, Seite 20.

In Hinsicht zu „embedded journalism“ ist der erfahrene Kriegsreporter Fritz Ortter der Meinung, „die große Gefahr ist, dass man sich bevormunden lässt, weil eben natürlich immer noch die Militärs in dieser Struktur die Bedingungen stellen, die Rahmenbedingungen vorgeben, aber man darf eben da nicht blind hineintappen, sondern muss sehr kritisch hinterfragen, ob man benützt wird; oder ob man überhaupt noch selbst was beitragen kann, einen Konflikt zu erklären.“¹³⁷

6. 4. Veränderungen der Rahmenbedingungen im Kriegsgebiet

Die Bedingungen in Kriegsgebieten haben sich in den letzten Jahren verändert. Die Sicherheitslage in Kriegsgebieten hat sich verschlechtert. Die Ausführungen von Reporter ohne Grenzen belegen, dass sich neben der bereits erwähnten steigenden Anzahl getöteter Journalisten auch die Quote der wegen ihrer Recherche inhaftierten, bedrohten oder attackierten Journalisten erhöht hat.

So hat Claudia Neuhauser am eigenen Leib erlebt in Haft gewesen zu sein. Wie es dazu kam, schildert sie detailreich wie folgt:

Weil wir, weil ich mit serbischen Soldaten Interviews gemacht habe auf der Straße und keine Genehmigung dafür hatte. Die Genehmigung musste man sich bei der jugoslawischen Armee holen, die bekam man aber nie. Also du bekamst keine Genehmigung in Belgrad dafür, dass du in Bosnien in einem serbischen Ort mit Soldaten, auch mit den Milizen sprechen konntest. Ich war damals sehr - wie soll ich sagen - unbedarft mutig und ich wollte halt eine gute Reporterarbeit machen und ich fahr dort einfach hin und mache das, was wir hier auch machen und red einfach mit den Leuten auf der Straße und mit den Soldaten und was sich dann als extrem gefährlich herausgestellt hat, weil sie das zum Teil auf mich angelegt

¹³⁷ Interview mit Fritz Ortter (10. 6. 2009)

haben, vor lauter Aggression. Weil das österreichische Fernsehen bei den Serben, bei vielen Serben sehr verhasst war, weil Österreich damals politisch auf der Seite Kroatiens war und sozusagen der ORF war damit de facto von den Serben, als kroatisch, kroaten-freundlich, serben-feindlich gebrandmarkt und die wollten mich dort nicht. Und die wollten schon gar nicht, dass ich mit den Soldaten rede. Und die haben mich dann verhaftet, und haben versucht die Bände wegzunehmen, wollten meine bosnische Übersetzerin, das war das gefährlichste daran, nicht mehr freigegeben, was absolut, also das wäre für sie extrem gefährlich gewesen, wenn ich sie dort gelassen hätte, weil Misshandlungen waren da in der Tagesordnung, das heißt, das war eine brenzliche Situation und es sind dann effektiv aus diesem Ort, als wir es gewusst haben, nach vielen Stunden freigelassen hat, sind wir geflüchtet. Also wirklich rein ins Auto und nichts wie weg, weil man nicht ausschließen konnte, dass uns nicht irgendjemand abknallt, weil die Atmosphäre war damals einfach so. Und es waren vor allem betrunkene Milizen unterwegs, und das war eben immer auch meine größte Sorge, das wir in irgendeiner Straßensperre gelangen von betrunkenen Milizsoldaten, die absolut nicht zu kontrollieren waren.¹³⁸

Wie gefährlich es für Reporter ist, zeigt auch das Beispiel von Helmut Opletal, der mitten in eine Schießerei geraten ist:

Also ich sage jetzt zwei Dinge, das eine waren die wenigen Male, wo ich bemerkt habe, dass ich selber in Gefahr bin, weil ich bei einer Schießerei gekommen bin, das ist mir in Somalia einmal passiert.¹³⁹

Zudem haben Zensur und Verbot von Medien um 60 Prozent zugenommen.¹⁴⁰ Doch trotz dieser alarmierenden Zahlen ist eine größere Risikobereitschaft bei Kriegsberichterstattem zu beobachten.

¹³⁸ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

¹³⁹ Interview mit Helmut Opletal (7. 9. 2009)

¹⁴⁰ <http://www.rog.at/> (5. November 2014)

Im letzten Irakkrieg versuchten nachweislich immer mehr Journalisten unter hohem Risiko selber in den Irak zu kommen, um von dort unabhängig zu berichten. Möglich ist die Berichterstattung aus fast jedem Winkel des Landes durch die modernen Übertragungsmöglichkeiten der Digital- und Satellitentechniken.

Die Kombination aus körperlicher und geistiger Belastung, denen der Reporter ausgesetzt sind, hat deutlich zugenommen.

6. 5. Die psychische Belastung vor Ort

Im Rahmen dieser Untersuchung wurde deutlich, dass die physischen stark mit den psychischen Belastungen in Kriegsgebieten zusammenhängen. So hat sich im Zuge der veränderten Rahmenbedingungen auch der psychische Druck auf die Reporter erhöht. Denn durch die Anforderung, ständig eine Geschichte produzieren zu müssen, fehlt vor Ort die Zeit, sich zu regenerieren und Extremsituationen zu verarbeiten.

Unregelmäßige Arbeitszeiten in Kombination mit Stress, Schlaflosigkeit, ungesunder Ernährung und Bewegungsmangel erhöhen dabei die Belastung der Reporter.

Wir haben sozusagen Räumlichkeiten, die man uns zur Verfügung gestellt hat, das waren Büroräumlichkeiten, die haben wir umfunktioniert zu Schlafräumlichkeiten und Arbeitsräumlichkeiten, alles in Einem. (...) Wir bekamen gelegentlich Red Bull, Spaghetti, irgendwelche Tomatendosen, damit wir (...) uns verköstlichen konnten.¹⁴¹

¹⁴¹ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Dabei gilt es bereits als erwiesen, dass andauernde unregelmäßige und lange Arbeitszeiten, die ein intaktes soziales Umfeld erschweren, eine Hauptursache für stressbedingte Krankheiten bilden.

Die erhöhte Arbeitsintensität und die damit verbundenen verstärkten Belastungen haben für kurzfristig eingesetzte Reporter allerdings das Gegenteil zur Folge. Ihre Verweildauer am Kriegsschauplatz ist kürzer. Beläuft sich die Einsatzzeit von einem Tag bis auf maximal eine Woche, so führt dies zu weniger psychischer Belastung.

Tatsächlich ist dies ein Umstand, der das Risiko einer traumatischen Erkrankung verringern kann, denn je kürzer der Reporter den traumatischen Stressoren ausgesetzt ist, desto weniger wird er belastet.

Also ein CNN-Korrespondent oder einer von ARD oder ZDF, der sitzt ja mit Kundus im Irak monatelang. Und so einer braucht eine Schulung, um das monatelang durchzuhalten. Unsere Einsätze sind maximal, also im Balkankrieg etwa war es noch monatelang auch, aber die letzten Kriege, da waren wir maximal drei Wochen irgendwo permanent. Und für das ist relativ spät erst uns das Angebot gekommen, wenigstens für diese Einsätze eine militärische Vorbereitung zu bekommen, die wird nicht immer wahr genommen, weil in Wirklichkeit kaum jemand von uns in solche Regionen fährt - nicht? Deswegen ist das Interesse endenwollend.¹⁴²

Führt die Sachlage der kurzen Einsatzzeiten dazu, dass der Reporter von einem in das andere Kriegsgebiet fliegt, so ist gerade dieses durch fehlende Erholungsphasen eine zusätzliche psychische Belastung.

Neben den redaktionellen Zwängen vor Ort sind es vor allem die Eindrücke und Erlebnisse im Kriegsgebiet, die von den Reportern verarbeitet werden müssen.

¹⁴² Interview mit Fritz Ortler (10. 6. 2009)

Am schwersten zu verarbeiten ist sicherlich, ist sicherlich das Leiden der Leute, das man miterlebt und in der konkreten Situation wie Sarajevo, wenn man sieht, wie hilflos die dort sind, weil sie eingesperrt sind, nicht raus können, kein Geld haben um sich Essen zu kaufen, dann fallen die Heizungen aus, dann gibt es kein Wasser mehr, dann, und dann passiert irgendjemanden was aus der Familie oder so, wenn man dieses, dieses, diesen Niedergang, dieses, wenn man Leute kennenlernt und, und, und auf Leute einlasst, und dann selber noch weiß, man ist in der privilegierten Position, irgendwann fahr ich da wieder raus, mit meinem Reisepass darf ich das. Das ist, das ist schon, das geht einem schon nahe.¹⁴³

Zudem kommen Angstzustände beispielsweise ausgelöst, wenn aus taktischen Gründen seitens der kriegführenden Parteien der Beschuss und die Bombardierungen nächtelang fortgesetzt werden, um die Bevölkerung zusätzlich zu foltern.

Neben den grausamen Erlebnissen ist es auch häufig die Hilflosigkeit den schrecklichen Ereignissen gegenüber, die die Reporter verzweifeln lassen. Demnach besteht die Gefahr oft darin, dass sich Reporter zu stark in die Geschehnisse involvieren und sie nicht mehr wissen, ob sie Journalist oder Helfer sind.

Ja, für mich sind es immer die Kinder, diese unschuldigen Kinder, die als Opfer - ja nicht einmal Kriegsoffer, aber durch Kriege natürlich noch mehr in Mitleidenschaft also, dass Krebs, Kinderkrebskranke (...) im Wasser schon so unter normalen Bedingungen, sprich unter Saddamzeiten ein Horror war, wo natürlich Krieg ist, wo überhaupt nichts mehr reingekommen ist, außer eine österreichische Ärztin, die sich da bemüht hat, wenigstens ein paar schmerzstillende Mitteln, also das waren für mich die schlimmsten Erlebnisse oder wenn auch so wenn Familien, auf einem Familienfest und sich gefreut haben, und dann ist der Vater ums Leben gekommen oder erschossen worden oder so. Also das sind natürlich die Dinge, die hängen bleiben, aber wie gesagt: Tomorrow is another day.¹⁴⁴

¹⁴³ Interview mit Walter Erdelitsch (7. 9. 2009)

¹⁴⁴ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

Auch Katinka Novotny hat schlimme Situationen erlebt:

Man versucht, Bilder die grauslich sind auszublenden. Also ich habe da mal eine Situation, das war jetzt kein Krisengebiet, aber da hat ein Kind, ein 5-jähriges, seinen Augen, - seinen „eye ball“ fällt mir jetzt nur ein - seinen Augapfel verloren, und der ist draußen gehangen. Und das war unglaublich grausig - na? Aber das versucht man einfach weg zu blenden und zu sagen, quasi okay, das ist Job und versucht das, ich mein natürlich erinnert man sich immer dran - ja? Aber man versucht einfach Bilder, die einfach extrem grauslich sind, einfach wegzudenken, und zu sagen, ja ich denk einfach nicht mehr daran.¹⁴⁵

Ebenso erinnert sich Claudia Neuhauser an einen Vorfall mit einem Jungen, dessen Schulter fehlte und der schwer verletzt geschrien hat:

Und, was ich auch, was mein Leben - glaub ich - nicht verändert hat, aber gewisse Bilder kommen wieder. Also ich habe immer noch - ich will nicht sagen „Flashbacks“ - aber es gibt gewisse Bilder, die sich eingepägt haben, von extrem schmerzhaften Situationen, von einem Kind, von einem Buben, der irgendwie beim Tod seiner Mutter zugeschaut hat. Also den haben sie dann ins Fernsehgebäude gebracht, im Keller unten war eine kleine Erste-Hilfe-Station und ich habe im Fernsehgebäude gelebt und gewohnt dort. Und dann bin ich runter, und das werde ich nie vergessen. Da war ein Bub, der war sieben, sechs, sieben, dem hat der ganze Teil der Schulter gefehlt und die Mutter ist gelegen auf einer Barre, und ist irgendwie langsam verblutet und das Blut ist da so irgendwie in einem Rinnsal langsam runter, und er hat extrem geschrien: Mama, Mama. Und dieses Bild hat sich mir so eingepägt, und das werde ich einfach nie vergessen. Es gibt immer wieder Situationen, was kommt, das kommt. Und wo ich mich jetzt wieder vor kurzem gefragt habe, was ist bloß aus diesem Buben geworden. Also der ist heute erwachsen und ist sozusagen in seinem Wohnzimmer, in seinem unmittelbaren Wohnbereich ist eine Granate durchs Fenster, sozusagen in der Wohnung im Hochhaus explodiert. Wie geht man mit sowas um? Ich ertappe mich immer noch dabei darüber nachzudenken, wie es dem heute wohl geht. Also diese Dinge haben sich eingepägt, auch die Toten und die Verletzten im Krankenhaus. Also gewisse Situationen werde ich nicht vergessen und die kommen immer wieder,

¹⁴⁵ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

die können immer noch schmerzhaft sein oder schockierend sein, aber mein Leben verändert jetzt in dem Sinn, ich glaub, ich bin da ehrlich, ganz sozusagen wieder ganz heil geworden, wenn man das so will. Ich habe selber ein Kind gekriegt in der Zwischenzeit, ja? Aber ich unterschätze das Trauma, auch für den Kriegsberichterstatter oder der Kriegsberichterstatterin nicht.¹⁴⁶

Es sind aber auch nicht nur die schrecklichen Ereignisse, die auf den Reporter einwirken.

Ja, in Erinnerung bleibt, das ist bei jedem, der Katastrophen am eigenem Leib und Seele erlebt hat, natürlich der unmittelbar in Lebensgefahr war, das waren eben Angriffe, also ich mein, das waren hauptsächlich Kriegsschauplätze in Bosnien-Herzegovina, aber auch ganz banale Alltagserlebnisse, so wie 2005 im Frühsommer in Bagdad - nicht? Wo Dinge, die man ja nicht, die man glaubt, erfahren zu haben oder gewitzt genug zu sein, Gefahren zu erkennen und dann realisiert man nicht, dass man in einem winzigen Aufzug steigt in einem Hotel, das natürlich nur mit Generator, vielleicht mit einem Stromaggregat in Betrieb geraten wird und der ganze Lift, und der fällt aus, bei einer Temperatur, von vielleicht sagen wir mal 47, oder vielleicht etwas weniger. Und nach einer halben Stunde eingezwängt in einem Lift da hat es da drinnen 80 Grad gehabt vielleicht, da hab ich mir gedacht, das war das letzte Stündlein, also so was bleibt hängen - nicht? Das ist gar nichts dramatisches, aber das passiert in Krisenregionen.¹⁴⁷

¹⁴⁶ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

¹⁴⁷ Interview mit Fritz Orter (10. 6. 2009)

6. 6. Unterschiede in der journalistischen und emotionalen

Vorbereitung von Kriegserlebnissen bei Mann und Frau

Zwar wird und kann im Rahmen dieser Arbeit keine explizite Unterscheidung von weiblichen und männlichen Kriegsberichterstattem vorgenommen werden, allerdings soll die Chance, auf die Gender-Perspektive aufmerksam zu machen, ergriffen werden.

Der weitaus größere Teil an Journalisten, die über den Krieg berichten, sind Männer. Nur sehr wenige Frauen schaffen es in dieses spezifische Ressort. Hergeleitet wird dies aus der Tatsache, dass Annihilisierung, Trivialisierung und Marginalisierung als Hauptmerkmale der Darstellung von Frauen in den Medien auch die Kriegsberichterstattung kennzeichnen.¹⁴⁸

Im Rahmen dieser Studie sind unter den zehn befragten Reportern, zwei Frauen: Claudia Neuhauser und Katinka Nowotny. Dieser Teil der Arbeit soll die weibliche Ansicht der Kriegsberichterstattung näher erläutern.

Für Katinka Nowotny ist es - wie sie es selbst beschreibt - ein Kampf, sie von einem Kriegsgebiet aus berichten zu lassen:

Ich hatte immer das Problem, dass eigentlich meine männliche Chefs oder meine Chefs allgemein mir verboten haben in Krisengebiete zu fahren und ich ein irrsinniges Aufwand damit betreiben musste, zu sagen, ich möchte da fahren. Und die allgemeine Reaktion war so eine paternalistische: „Du weißt nicht, was du tust!“ Und: „Das ist gefährlich, Kind!“ und „Pass auf auf dich!“ und ich hab dann immer gesagt, na Moment, ich hab mich da genau informiert und ich weiß welche Straße sicher ist und welche nicht und ich möchte quasi das Risiko selber

¹⁴⁸ Löffelholz, Martin (Hrsg.): Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Westdeutscher Verlag. Opladen 1993, Seite 29 f.

einschätzen können und ich bin so quasi alt genug um das zu wissen, was ich da für ein Risiko eingehe und manchmal sind sie dann bereit, das zu akzeptieren und manchmal halt nicht und ja, es ist nicht so einfach überhaupt in Krisengebiete geschickt zu werden.¹⁴⁹

Der Grund für dieses Verhalten, vermutet die Journalistin, ist folgender:

Natürlich auch die Verantwortung für ein fremdes Leben, also ich glaub das ist auch wohlwollend, quasi ich möchte nicht der Chef sein, der diesen Tod zu verantworten hat und so wichtig ist die Geschichte auch nicht und der ORF wird sich eben abputzen, was ist wenn da quasi jemand als Krüppel zurückkommt und ja das ist einfach so, das eben dieses Gefühl der Verantwortung und ja teilweise vielleicht auch weil ich eine Frau bin, also das glaub ich schon auch, dass sie einen männlichen Kollegen dann einfacher leichter schicken würden als eine Frau und eine Mutter, also da ist auch noch so ein Gefühl von, die müssen wir schützen - na? Und man muss, man muss immer dagegen arbeiten, man muss immer sagen, nein aber ich möchte trotzdem fahren und ich weiß was ich tue.¹⁵⁰

Doch wie verarbeiten Reporterinnen ihre Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet?

Claudia Neuhauser vergleicht sich mit ihrem Ehemann, der ebenfalls aus den unterschiedlichen Kriegsregionen berichtet hat:

Also, wie gesagt damals, habe ich mit jenen darüber, vor allem zuhause, mit meinem Partner, der auch Kriegsberichtersteller war, daher konnten wir uns darüber unterhalten, das heißt, wir haben uns damals sicher sehr intensiv ausgetauscht, auch über die unterschiedliche Wahrnehmung und Empfindung von Mann und Frau. Weil er hat das zum Teil - glaub ich - bewusst weniger belastend empfunden, als ich und Gefahren auch weniger gesehen, auch weniger an sich herangelassen, weil die Angst, die ganz starke Angsterfahrung damals, weil Angst war ein unglaublicher Faktor, also die war ja sozusagen bei den ersten Mal. Sie wurde von Einsatz zu Einsatz größer zum Beispiel. Ganz am Anfang war ich eigentlich fast angstfrei, weil ich eigentlich gar nicht wusste, was da auf mich

¹⁴⁹ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

¹⁵⁰ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

zukommt. Und ich war immer eine relativ sozusagen eine neugierige, mutige Person. So nach dem Motto: Ich fürchte mich vor gar nichts. Probieren wäre alles. Und die Angst ist da gewachsen, von Einsatz zu Einsatz. Und die Angst, diese Angst zu umgehen, das war nicht einfach, weil die ist ja oft erst rausgekommen, wenn man aus der Gefahr heraus war oder am Abend dann, die Geschichte im Kasten hatte und gesegnet hatte und wo dann irgendwie die Spannung nachgelassen hat, die Anspannung so groß war - ja? Dass man irgendwie, ich kann mich noch erinnern, ich bin gesessen und habe gezittert - ja? Am ganzen Körper, wenn die Arbeit getan war, und währenddessen viele männliche Kollegen haben sich mit Alkohol sozusagen diesen Spannungsabbau gegeben hat. (...) Also ich habe mich zum Beispiel sehr stark, ich habe versucht, sozusagen genug, rechtzeitig zu schlafen, mich immer hinzulegen, mir immer diese Pausen zu gönnen, nicht zu viel mit anderen im Fernsehgebäude abzuhängen und zu reden, sondern eher mich zurückzuziehen.¹⁵¹

Demnach schaffen es Kriegsberichterstatterinnen mit ihren entanonymisierenden Berichten und Reportagen vom Krieg, auch näher an den Opfern zu sein.¹⁵²

Das ist bei jedem anderen Konflikt so, sicher ein ganz wesentliches Element und ich denke, was mich persönlich auch geprägt hat, dass meine Wahrnehmung von Kriegsberichterstattung, ja sehr oft von männlichen Kollegen bestimmt war, weil Kriegsberichterstattung seltener von weiblichen Journalistinnen gemacht wird und das bedeutet auch, dass der Blick auf den Krieg sehr oft ein sehr männlicher ist, das bedeutet, dass männliche Kriegsjournalisten sehr gern die Aktion der kämpfenden Teile der Bevölkerung berichten und seltener an zu treffen sind bei der Zivilbevölkerung, bei jenen, die sozusagen jetzt nicht aktiv kämpfen, die sozusagen auf der Opferseite sind. Und für mich war das damals schon ein ganz wichtiges Anliegen, dass ich sozusagen jetzt nicht mehr verfolge, was irgendwelche kämpfenden Soldaten in ihren Bunkern und auf ihren Plänen irgendwie für Attacken über diese und jene Frontlinie vorhaben, sondern, dass sie sehr stark zu

¹⁵¹ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

¹⁵² Fröhlich, Romy: Die mediale Wahrnehmung von Frauen im Krieg: Kriegsberichterstatterinnen und Kriegsberichterstatter aus der Sicht der Kommunikationswissenschaft. In: Albrecht, Ulrich/ Becker, Jörg (Hrsg.): Medien zwischen Krieg und Frieden. Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung e. V. (AFK), Band 16. Namos Verlagsgesellschaft. Baden-Baden 2002, Seite 184 f.

gehen waren mit meiner Berichterstattung, in den Kellern, wo sich die Leute versteckt haben, in den Spitälern, wo die Verletzte gelegen sind. In den Alltagssituationen, weil das - meiner Meinung nach - ein anderes Bild des Krieges abgibt, also das ist sicher etwas, das mich auch geprägt hat, sozusagen, die Sinne zu schärfen für die Bevölkerung, die diesen Krieg leiden muss.¹⁵³

Ein interessanter Aspekt, der an dieser Stelle noch erwähnt werden soll, ist die Zusammenarbeit zwischen weiblichen Kriegsberichterstatlern und ihren männlichen Kollegen, die für Kamera und Ton zuständig sind.

Ich war als Frau eher ein Seltenheitsfaktor und ich stand männlichen Kamerateams vor, das war da auch ziemlich unüblich, das heißt, ich musste für diese männlichen Kamerateams eine ziemliche Autoritätsperson sein, das sie mir auch vertrauen - ja? Das war für männliche Kamerateams sehr ungewöhnlich, das sie nicht mit einem Mann in einer Kriegssituation angeführt werden. Daher konnte ich mir da überhaupt keine Blöße geben, das war ausgeschlossen, dass ich jetzt mit den männlichen Kollegen mich da irgendwie niedersaue, zum Angst abbauen, wobei es sozusagen nichts ist, das mir gutgetan hat.¹⁵⁴

Eine Journalistin ist in erster Linie eine Frau, aber sie kann auch Mutter sein. Dies ist ein Punkt, der nicht zu unterschätzen ist. So haben beide Reporterinnen, die im Rahmen dieser Arbeit befragt wurden Kinder und sind unter anderem deshalb sensibler geworden. Ihnen ist klar, dass eine Mutter sich nicht extremer Gefahr aussetzen soll, in dem sie in Kriegsgebieten unterwegs ist und von dort aus berichtet.

Ich weiß, was für grauenhafte Dinge passieren, was ich zum Beispiel auch nicht mehr gut kann, das hat aber auch nicht, das ist eine Kombination aus dieser

¹⁵³ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

¹⁵⁴ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Brutalitätserfahrung und auch der Geburt meines Kindes. Weil da ist sozusagen die Sensibilität eigentlich gestiegen seit der Geburt meines Sohnes, in dem Sinne, dass ich Misshandlungen und Brutalitäten an Menschen, und speziell an Kindern im Fernsehbild nur mehr schwer aushalte. Da war ich, wie ich jünger war unbelasteter, da hab ich noch besser vertragen und heute vertrage ich das eigentlich nicht mehr, das heißt es gibt viele Geschichten, die ich mir nicht ansehe, wenn ich nicht muss.¹⁵⁵

So ist zu resümieren, dass die hohe Erwartungshaltung seitens der Redaktion, aber auch der Kriegsberichterstatter selbst in Kriegsgebieten überhaupt keinen Raum lässt, sich über die psychische Gesundheit Gedanken zu machen, abzuschalten und zu entspannen. Damit ist der Grundstein für Verdrängungsmechanismen, die Stressreaktionen begünstigen, gelegt.

¹⁵⁵ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

7. Nach dem Kriegseinsatz

Die im vorigen Kapitel beschriebenen physischen und psychischen Belastungen, denen Reporter während ihres Einsatzes ausgeliefert sind, fallen nicht mit dem Betreten des Heimatbodens von den Journalisten ab.

So beschreibt Claudia Neuhauser, wie es ist nach einem Kriegseinsatz wieder in Wien zu sein:

Wenn man dann nach Wien, wie ich nach Wien gekommen bin, war das jedes Mal für mich so, wenn man von einem anderen Planeten kommt. Also das war diese Erfahrung, das man sich dann - ich weiß nicht - in einem Beisl im ersten Bezirk sitzen kann und ein Glas Wein trinken und den Leuten beim Shopping zuschauen, war am Anfang immer die ersten zwei, drei Tagen, hat man das Gefühl, man ist irgendwie verrückt - im wahrsten Sinne des Wortes. Also man ist in einer anderen Realität und ist aber dort noch nicht angekommen, weil man sich, dieser Wechsel zwischen Tod und Sterben, und Schießen und Granaten, und dann fliegt man zwei Stunden und dann ist man plötzlich sozusagen wieder in der heilen Welt, sehr schwer zu bewältigen - ja?¹⁵⁶

So konstatieren weniger als die Hälfte der Untersuchungsteilnehmer, dass das Erlebte im Krisengebiet Auswirkungen auf ihre Prioritäten im Leben hatte.

Wie zum Beispiel, man steht beim Billa, die Leute regen sich auf, bitte sperrt eine zweite Kassa auf und du denkst, Mensch, habt ihr Probleme hier in diesem Land und es kocht so eine kleine, so ein leichter Wutanfall auf, weil man es nicht verstehen kann, dass Menschen hier sich über diese Dinge Gedanken machen, na? Es klingt dann ab, wenn man da, wenn man da, in sein bürgerliches Leben hier in Österreich wieder zurückfindet und dann vergisst man das wieder, aber im Grunde genommen, ist es sogar halt so, dass ich finde, dass viele Dinge, die man halt hier

¹⁵⁶ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

als unglaublich dramatisch und furchtbar empfindet, obwohl sich Leute aufregen, lässt dann eher kalt, ja?¹⁵⁷

Ein anderes Beispiel von Robert Treichler zeigt ebenfalls diese Sensibilisierung für den Alltag und die Wertschätzung des eigenen Friedens:

Mein Alltagsleben hat sich eigentlich gar nicht verändert, also, also ich fühle mich jetzt nicht, ich fühle, ich meine, ich kann das nicht unterscheiden, wann ich in den Krisengebieten bin und wann ich zuhause bin. Zuhause ist alles sehr sicher und dort nicht so sicher. Also das beeinträchtigt mich eigentlich überhaupt nicht. Das Einzige, wo ich mich erinnern kann, wenn man, also wenn man erlebt, also wenn man erlebt unter welchen Bedingungen, man in Afrika oder so im Alter ihre Kinder aufziehen und und wie schwierig, die das haben und ich hab jetzt zwei kleine Kinder, da habe ich mir manchmal gedacht, also, wenn man irgendwie, oh Gott, wo, irgendwie, ich weiß nicht, es ist Wochenende, wir haben daran vergessen, dass Babyöl zu kaufen oder so. Da denkt man sich, also, es kann gar nicht so schlimm sein, ja? 98% der Weltbevölkerung kommen ein Leben lang ohne Babyöl aus, also schaffen wir es auch am Wochenende, aber sonst, ich mein, es ist einfach so unterschiedlich, als in dem Konflikt, wie die zuhause.¹⁵⁸

Persönlichkeitsveränderungen seitens der Journalisten führen dazu, dass sie sich zurückziehen. Nicht zuletzt deshalb, weil Freunde und Familie als erste Ansprechpartner häufig mit den Gefühlen und Gedanken der Reporter überfordert sind. Aber auch seitens der Redaktion fehlt es an Unterstützung.

¹⁵⁷ Interview mit Thomas Seifert (2. 2. 2009)

¹⁵⁸ Interview mit Robert Treichler (16. 6. 2009)

Doch auch das Gegenteil von Sensibilisierung und Empfänglichkeit für das Leid anderer Menschen ist im Rahmen der vorliegenden Studie zu beobachten. So wurde eine Abstumpfung bei rund 30 Prozent der Reporter festgestellt. (Berufs-) Zynismus kann eine Folge des Erlebten sein. Untersuchungen zur Verbreitung zynischer Einstellungen bei Journalisten sind nicht bekannt. Es scheint aber auch schwierig zu sein, Zynismus für empirische Studien zu operationalisieren. Zynische Verdrängung anstelle des Auslebens und Mitteilens von Entsetzen, Angst, Mitgefühl, Wut und Hoffnung wären beispielsweise ein Symptom bei Journalisten.

Als europäischen Menschen, die den Krieg nur von Bildern kennen, ist das schon, sind das schon besondere Eindrücke. Und die sind prägend, ja? Die sind prägend und helfen einerseits, einerseits helfen sie beim Einschätzen der Probleme unter Führungszeichen, mit einem größeren Abstand mit einem größeren Horizont. Auf der anderen Seite gibt es auch natürlich Abstumpfung und Zynismus entsteht. Also fast alle Professionelle, ob das jetzt Hilfsorganisationen sind, Soldaten sind oder Journalisten sind, viel mehr anders gibt es ja fast nicht. Wenn Krise oder Krieg ist, dann gibt es ja keine Zivilisten mehr, ja? Ausländische Geschäftsleute sind weg, Touristen sowieso und ausländische Residents sind weg, dann gibt es nur mehr wie gesagt, internationale Truppen, Hilfsorganisationen oder Journalisten, sonst gibt's kaum etwas. Und die Leute, die bilden mit der Zeit Zynismen aus, mit denen sie auch abwehren, was so passiert, na?¹⁵⁹

Demnach kann Zynismus einen in manchen Situationen sogar retten und wird bei Journalisten häufig als Abwehrmechanismus genutzt. Allerdings mit der Folge, dass das Spektrum der Gefühle im privaten, aber auch im gesellschaftlichen Zusammenhang enger wird. Die Unempfindlichkeit und Unerreichbarkeit nimmt demnach zu.

¹⁵⁹ Interview mit Emil Bobi (29. 6. 2009)

Im Rahmen der vorliegenden Studie geht klar hervor, dass die Erlebnisse im Kriegsgebiet nachhaltige Auswirkungen auf die Persönlichkeit der Berichtstatter haben. So meiden Katinka Nowotny und Claudia Neuhauser Feuerwerke zu Silvester.

Ich hasse Feuerwerke und jedes Mal Silvester ist für mich grauenhaft. Das erinnert mich an Krieg und da, ich finde das ist so irgendwie ein Kriegstrauma für mich und auch alle lauten Geräusche. Das ist für mich etwas, teilweise tu ich auch, also ich habe immer Ohropax mit, vor allem, wenn ich in Kriegsgebiete fahre, vor allem wenn ich mir denke, wenn schon in der Nacht geschossen wird, also quasi die große Situation, wenn wirklich das Hotel irgendwie eingenommen wird oder so, würde ich eh mitbekommen. Ansonsten schau ich lieber, dass ich meinen Schlaf bekomme und ich versuche das eher auszublenden und quasi meinen guten Schlaf zu haben, dass ich morgen gut arbeiten kann und vernünftig bin, ja, als mich aufschrecken zu lassen von Kleinigkeiten oder halt ein bisschen Geschoss.¹⁶⁰

Und:

Das dieses Krachen, also dieses Explosionsgeräusch einen extrem nervös gemacht hat und wenn ich dann hier war, in Wien war, habe ich bei jeder Autotür, bin ich sozusagen in die Luft gesprungen und habe geglaubt, das ist ein Angriff.

Und in den ersten Jahren, was ich gar nicht vertragen hab, war Silvester, also die Raketen, das hab ich absolut nicht ausgehalten, da bin ich richtig panisch geworden. Das geht heute wieder. Aber, ich bin mir eben nicht sicher, ob eine gewisse Schreckhaftigkeit, ob mir die nicht geblieben ist. Es ist schwer zu sagen, man kann auch sagen, man wird älter, das Nervenkostüm wird dünner, aber also, diese gewissen Knallgeräusche, das war am Anfang extrem. Mittlerweile ist es besser, aber es ist immer noch, ja, immer noch möglicherweise subkutan, im Unbewussten ist es da.¹⁶¹

¹⁶⁰ Interview mit Katinka Nowotny (4. 7. 2009)

¹⁶¹ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Auch bei Wieland Schneider zeigen sich einige Auswirkungen durch seine Einsätze in Kriegsgebieten:

Es gibt jetzt, ich denke an keine konkrete Erfahrung, die mich belastet. Es, obwohl ich konkrete Erfahrungen, mir fallen zum Beispiel Dinge auf, das ist mir erst neulich aufgefallen in einem Kaffeehaus, dass ich mit Bekannten dort gesessen bin und ich bin so gesessen, dass ich das ganze (...) im Rücken zu mir hatte, also mein Rücken war dort und das hat mich irgendwie nervös gemacht, ich habe gemerkt es sind viele Leute hinter mir, es passiert was, und das hat mich irgendwie nervös gemacht und ich wollte sogar dann Platz tauschen mit jemandem, der mir gegenüber gesessen ist und sie haben sich darüber lustig gemacht hat. Ich mag mich nicht mehr rumdrehen, irgendwie zu sehen, wer reinkommt, aber das macht mich irgendwie nervös, Ich kann so nicht sitzen. Wenn man dann später, die anderen haben das lustig gefunden, die haben dann später schon überlegt, woher das kommen konnte, weil es nicht wirklich nicht ganz, ganz. Normalerweise, das hat mich irgendwie nervös gemacht, nicht zu wissen, was da hinter mir passiert, obwohl ich merke, dass da sehr viel passiert. (...) Naja, es konnte, es konnte zusammenhängen mit derartigen Einsätzen, einfach irgendwie weil man, man wissen will, hinter einem passiert, das macht einem nervös. Es ist, es kann schon, wenn es einem das nervös macht, kann schon mit einem, einem Gefühl des Irgendwie-bedroht-Seins zusammen, oder es möglicherweise Bedroht-Sein-Könnens zusammenhängt, also ich möchte nicht gern vielen Leuten hinter mir den Rücken zukehren.¹⁶²

Weiteres beschreibt Wieland Schneider, dass er nach seinen Kriegseinsätzen im Alltag nervöser ist, als zuvor:

Was, was ich auch noch merke, also das ist ein konkretes Erlebnis, das ich zum Beispiel, wenn ich irgendwo auf Reisen bin, wenn ich unterwegs bin oder auch mit dem Auto unterwegs bin, zum Beispiel, weit aus nervöser bin, als meine Frau. Ob ich all die paar nötigen Papiere mit habe, den Führerschein, Reiseversicherung, den Pass eingesteckt habe und ich ihn griffbereit habe und, und, und wo andere (...) locker drübergehen und, und, und dann auch darüber nachgedacht und es ist einfach sehr oft bei Reisen so, dass es, dass es viele Checkpoints gibt, du musst immer den Ausweis parat haben, du brauchst alle möglichen Genehmigungen, man

¹⁶² Interview mit Wieland Schneider (5. 2. 2009)

irgendwie die Angst ein Zettel zu verlieren und dadurch Probleme zu bekommen. Und das sich das sehr wohl übertragen hat, auch auf diese Situation hier, wo das, das eher, eher gleichgültig ist. (...) Aber ich halte es für plausibel und auch diese, zeitweise diese, diese Nervosität, teilweise auch Nervosität, wenn ich an einer Grenze nach Italien fahre, muss ich eingestehen. Nervosität ist dann gar nicht Nervosität, aber das ich sofort weiß, wo der Pass ist und meine Frau ihn irgendwie in der Tasche sucht und nicht genau weiß, wo es ist, werde ich nervös. Also man hat irgendwie, also es ist eine, eine Der-Situation-unangemessene-Nervosität. Also es ist eher eine Nervosität, wenn ich jetzt bei irgendeinem Checkpoint in Bosnien eine, eine, meine Aufenthaltsgenehmigung oder nicht finden würde oder in Tschad nicht meine, meine Reisegenehmigung finden würde und plötzlich von der Polizei dort aufgehalten werde, weil die Situation gleich unangenehmer wäre. Und ich denke, das prägt sich dann schon ein.¹⁶³

Eine interessante Auswirkung, die Claudia Neuhauser beschreibt ist, dass sie brutale Filme meidet:

Es gibt viele Geschichten, die ich mir nicht ansehe, wenn ich nicht muss. Jetzt bin ich aber gleichzeitig in einem Geschäft, wo ich mir viele internationale Geschichten anschauen muss, aber zum Beispiel, es gibt Sierra Leone, Ruanda. Da waren extrem brutale Situationen. Und da gibt es Beiträge, die man international kaufen kann und wenn es jetzt keinen Grund gibt, das ich sage: ich muss mir die Geschichte jetzt anschauen, weil sie eventuell in Frage kommt für eine Sendung, für die ich arbeite, dann schau ich mir das bewusst nicht an und auch im Kino gehe ich ganz bewusst nicht oder versuche zu vermeiden Filme, von denen ich einfach weiß, dass sie extrem brutal sind, weil ich das nicht gut vertrage. Und das ist irgendeine Kombination aus dem, was ich real erlebt habe, sicher und eben aus dem, der Erfahrung Mutter zu sein und diese beiden Dinge gehen irgendwie nicht zusammen, also das wirkliche Abschalten-Können und sich irgendwie dem emotional nicht auszuliefern, wenn Menschen extrem misshandelt werden und verletzt werden. Das kann ich nicht mehr gut. Das konnte ich, als ich jung war, und beim Fernsehen angefangen habe wesentlich besser - ja? ¹⁶⁴

¹⁶³ Interview mit Wieland Schneider (5. 2. 2009)

¹⁶⁴ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

Einer Stigmatisierung könnte durch ein verpflichtendes Nachbereitungsangebot entgegen gewirkt werden. Doch die Medienunternehmen selbst offerieren keine Möglichkeit, psychologische beziehungsweise psychotherapeutische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dies kann als ein Grund angesehen werden, weswegen keine einzige Person, der im Rahmen der vorliegenden Studie befragten Journalisten jemals professionelle Unterstützung zur Verarbeitung ihrer Erlebnisse herangezogen haben.

Oftmals bleibt jedoch einfach nicht die Zeit, das Erlebte nochmals Revue passieren zu lassen und zu verarbeiten, wartet doch bereits das Tagesgeschäft oder der nächste Einsatz auf den soeben zurückgekehrten Reporter.

Was im Bereich des Journalismus noch immer als besonderes Entgegenkommen der Redaktion beziehungsweise des Senders gesehen wird, ist beim Militär schon geregelt worden. Das Konzept sieht für die Nachbereitung sowohl einen Urlaub, als auch Seminare vor. Ein ähnliches Konzept wäre für Berichterstatter sicherlich auch sinnvoll.

Doch warum hören Reporter auf, aus Kriegs- und Krisengebieten zu berichten bzw. lassen sich nicht mehr in Kriegsregionen versetzen?

Ich glaub, dass das etwas ist, was ich heute, oder erst mit der vergangenen Zeit, klarer sehe, als ich es in der Situation gesehen habe. Ich glaube, ich war extrem belastet, ich glaube mein Nervenkostüm war ziemlich überreizt und nachdem ich keine Supervision oder nichts in die Richtung hatte und keine Rückmeldung kam, nach dem Motto: Ich glaub, Sie haben bissl ein Trauma oder Sie sind traumatisiert, bin ich irgendwie damit umgegangen - ja? Und hab einfach weitergemacht und hab dann irgendwann mal aufgehört, nach dem Motto: Das tut mir nicht gut. (...) Das ist eine journalistische Grenzerfahrung, mit der hat man irgendwie umzugehen - ja? (...) Es ist diese Erfahrung bei mir abgespeichert, als wäre ich in einem Film gewesen. Also es ist so, es ist so ein bisschen - wie soll ich sagen - mir kommt es heute, wenn ich mich daran zurückerinnere, hat es so bisschen was Surreales, also

es ist so, als wenn es nicht real gewesen wäre, weil es so - in meinem sonstigen Leben - nicht in Deckung zu bringen ist, das heißt, es ist so, wie wenn es eine abgekoppelte Erfahrung gewesen wäre, deren Emotion mich oder deren Schmerz mich gelegentlich noch erreicht. Auch diese Spannung, die ich damals hatte, das war ja nicht nur negativ, das war ja sicher die intensivste Erfahrung meines Lebens, das hat auch positive Konnotationen. Also ich möchte es nicht missen, das war sicher für mich einer der intensivsten Erfahrungen oder die intensivste journalistische Erfahrung, die ich machen konnte. Und ich bin sehr froh, dass ich sie machen konnte, weil wer hätte gedacht, dass ich als Österreicherin jemals mitten in Europa, aus eigener Anschauung einen Krieg miterlebe, also so gesehen war das für mich sehr bereichernd und sehr wichtig. Ich verdränge es nicht, aber es ist ein bisschen abgekoppelt, also es ist, wenn ich mich daran zurückerinnere, wundere ich immer über mich selber, das ich das wirklich erlebt habe.¹⁶⁵

Für Walter Erdelitsch war mit der Geburt seines Sohn klar, dass er keine Reisen mehr in Kriegsgebiete unternehmen wird.¹⁶⁶ Auch für Robert Treichler sind Reisen in Kriegsgebiete seltener geworden, seitdem er Kinder hat.¹⁶⁷

Emil Bobi ist in seinem Leben dienstlich so viel gereist, dass er genug davon hat bzw. wie er es selbst beschreibt, gesättigt ist:

Ja, ich war sehr viel unterwegs, kann man sagen, ich wollte das immer und hab das realisiert und sag das ist eines der Dinge, die ich mir verwirklicht habe, ja? Und und und bin froh darüber, viel gesehen zu haben, war in über 100 Ländern und und muss nicht mehr, ja? Ich muss nicht mehr. Ich fahr schon gern mal, wohin wieder und schau und so, aber ich bin frei von diesem Druck reisen zu müssen, ja? Ich bin 20 Jahre oder noch länger, jetzt inzwischen 30 Jahr lang, die Zeit vergeht ja, unter Druck gestanden, reisen zu müssen. Und und und bin überall hingefahren und hab und hab meinen Herausgebern eingeredet, dass man dort hinfahren muss und ich hab gar nicht vorrecherchiert, bin einfach nur los, da muss man vor Ort und so und vieles wäre einfacher gewesen, wenn man vorher ein bisschen checkt

¹⁶⁵ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

¹⁶⁶ Interview mit Walter Erdelitsch (7. 9. 2009)

¹⁶⁷ Interview mit Robert Treichler (16. 6. 2009)

und so. Also mir ist es hauptsächlich ums Reisen gegangen, und das ist eine wichtige Voraussetzung, aber ich hab das Glück, mich ausgereist zu haben. Ja? Ja? Und das macht mich frei und entspannt, und jetzt fahr ich nur noch, also, wenn es sich ergibt, ja schon, mach ich gern, ja sicher, aber ich muss nicht mehr und ich mach das ganz entspannt und so. (...) Jetzt bin ich schon froh, dass ich das gemacht habe, das war ein zu, wie soll ich sagen, so eine neue Erfahrung, die wunderbar ist. Ja, und ja genau, und es ist so, dass ich in meiner Leidenschaft und so viel Glück gehabt hab, ich bin oft zu weit gegangen, ja? Und ich habe einiges getrieben, das ich nie wieder machen würde.¹⁶⁸

Ein interessanter Aspekt, den Claudia Neuhauser erwähnt ist der folgende:

Also selbst, wenn der ORF jetzt gesagt hätte, es gibt den Spezialberuf des Kriegsberichterstatters, wir brauchen dort drei Leute, die das die nächsten zehn, zwanzig Jahre machen, hätte ich mir das gut überlegt, weil ich eben das Gefühl gehabt hätte, das Grauen und das Elend, das man in dieser Berichterstattersituationen erlebt einfach so tief geht, dass es die Persönlichkeit verändert und dass es auch so ist, dass der Adrenalin-Spiegel in dieser Form der Berichterstattung so hoch ist, dass man früh oder später davon abhängig wird und gar keine anderen Geschichten machen kann, weil alles andere im Vergleich zum Agieren in einem Kriegsgebiet eigentlich fast banal und langweilig erscheint - ja? Das heißt, man bekommt ein verzerrtes Bild vom Leben, weil eben die Situation in einem Kriegsgebiet extrem spannend ist und eben eine Grenzerfahrung, wie man sie sonst nicht machen kann oder ganz selten im Leben machen kann. Ich würd mal sagen, alles, was in der Nähe von Todeserfahrungen sich abspielt, ist sehr intensiv - ja?¹⁶⁹

Es geht klar hervor, dass es nach der Rückkehr aus einem Krisengebiet von besonderer Bedeutung ist, unmittelbar Maßnahmen zu ergreifen, die zu einer Reduktion

¹⁶⁸ Interview mit Emil Bobi (29. 6. 2009)

¹⁶⁹ Interview mit Claudia Neuhauser (29. 9. 2009)

traumabezogener Störungen sowie zu einer anhaltenden Verbesserung der psychosozialen Anpassungen führen. Gerade wenn informelle Gespräche mit dem Partner, Freunden, Familie und Kollegen zu kurz greifen, wenn es den Betroffenen in ihrem sozialen, unterstützenden Umfeld nicht möglich ist, die eigenen Gedanken und Gefühle zu artikulieren und zu verarbeiten, sollte unbedingt professionelle Betreuung gesucht werden. Doch der Schritt, sich Hilfe zu suchen, wird nicht nur durch die häufig existierende Unkenntnis und Verdrängung erschwert, auch gegenüber der Redaktion existieren oft Ängste und Hemmungen, Probleme nach dem Einsatz zuzugeben.

Exkurs: Dart Center for Journalism and Trauma

Der amerikanische Psychiater Dr. Frank Ochberg, seines Zeichens Pionier auf dem Feld der Traumaforschung, Mitentwickler der PTBS-Definition im Jahr 1980 ist Initiator des Dart Center for Journalism and Trauma. Diese Institution wurde im Jahr 1999 in Washington gegründet. Sie ist die einzige Organisation weltweit, welche Journalisten unterstützt, die mit Gewalttaten in Kriegs- oder Krisengebieten konfrontiert sind. Es handelt sich um ein global agierendes Netzwerk von Journalisten und Wissenschaftern aus den Bereichen Journalismus sowie Psychologie und Medizin. Das Hauptanliegen dieser gemeinnützigen Organisation besteht darin, sowohl die mediale Darstellung traumatisierender Ereignisse sowie den Umgang mit Opfern zu verbessern. Zudem wird versucht, die aus dieser Art der Berichterstattung resultierenden Konsequenzen für Journalisten aufzuzeigen und für diese Themen zu sensibilisieren. Diese Organisation bietet auf ihrer Homepage¹⁷⁰ mannigfaltige Informationen rund um das Thema „Trauma und Journalismus“, unterstützt Forschungsarbeiten, gibt Tipps zur Therapie psychischer Störungen sowie zur Therapeutenwahl, bietet Recherchehilfen und führt zudem Seminare durch, in denen Journalisten mit dem Themenkomplex vertraut gemacht werden. Doch nicht nur Journalisten sollen auf das Thema und die Problematik aufmerksam gemacht werden. Das Angebot richtet sich ebenso an Medienorganisationen und Vorgesetzte sowie Manager von Medienunternehmen. Denn auch diese müssen wissen, welche Forderungen sie an ihre Mitarbeiter stellen können und durch welche Art der Berichterstattung verantwortungsbewusst mit Opfern umgegangen wird. Zudem wird versucht, Partnerschaften zwischen Medienschaffenden, Therapeuten und anderen Experten, die sich mit dem Traumakomplex befassen, zu schaffen und zu fördern.

¹⁷⁰ <http://dartcenter.org/> (3. Dezember 2014)

Zusammenfassend geht aus den im Rahmen der vorliegenden Studie erzielten Ergebnisse klar hervor, dass die Erlebnisse im Kriegsgebiet nachhaltige Auswirkungen auf die Persönlichkeit der Berichterstatter haben. So relativieren mehr als die Hälfte der Journalisten ihre eigenen Probleme nach ihrer Rückkehr, denn diese erscheinen im Gegensatz zum Erlebten im Kriegsgebiet oft trivial oder gar lächerlich. Diese Reaktion kann negative Folgen sowohl für den Berichterstatter als auch sein soziales Umfeld haben. Familie und Freunde können häufig nicht nachvollziehen, was der Journalist erlebt hat und sehen sein Verhalten dementsprechend als unverständlich und seltsam an. Dadurch besteht die Gefahr, dass der Reporter sich aus dem sozialen Leben zurückzieht - eine Reaktion, die nach einem Einsatz die Entwicklung psychischer Störungen unterstützen kann. Die Tatsache, dass seitens der Vorgesetzten in der Redaktion kein wirkliches Interesse an der Person des Berichterstatters nach dessen Rückkehr vorhanden ist, wirkt zudem belastend.

Überdies konnte bei knapp der Hälfte der Untersuchungsteilnehmer eine emotionale Abstumpfung beziehungsweise Ausblendung der eigenen Gefühle beobachtet werden. Zynismus wird zum Abwehrmechanismus und psychologische Nachbetreuung als überflüssig angesehen. Dass sich mehr als ein Drittel der befragten Kriegsberichterstatter nicht mit dem Risiko einer möglichen Traumatisierung auseinandergesetzt hat, ist zudem ein klares Zeichen dafür, dass noch immer immenser Aufklärungsbedarf besteht.

Diejenigen, die sich bereits mit dem Thema befasst haben, haben häufig Skrupel, ihre Gefühle und Probleme im Arbeitsumfeld zu artikulieren. Besteht doch in einem solchen Fall noch immer die Angst vor beruflichen Konsequenzen oder als „Weichei“ bezeichnet zu werden. Solche Sichtweisen auszuräumen, versucht das Dart Center for Journalism and Trauma bereits seit 1999. Das Dart Center hat seit seiner Gründung wichtige Pionierarbeit geleistet und leistet diese immer noch. Doch 90 Prozent der in der vorliegenden Studie befragten Journalisten antworteten auf die Frage, ob sie das Dart Center kennen, mit einem klaren „Nein“.

8. Fazit

8. 1. Studienergebnisse

8. 1. 1. Der journalistische Alltag

Die zu Grunde gelegte These ging von einem Selbstverständnis der Kriegsberichterstatter aus, das geprägt ist vom Bild des Abenteurers und gefahrenbereiten Journalisten, der jederzeit für eine exklusive Geschichte sein Leben aufs Spiel setzen würde. Dieses Bild bedarf einer Revision. Denn über die Hälfte der im Rahmen der vorliegenden Studie befragten Journalisten wiesen weder die beschriebene Gefahrenbereitschaft auf, noch prallte das bisher im Kriegsgeschehen Erlebte völlig an ihnen ab. Der in der Literatur immer wieder auftauchende Typ des toughen Berichterstatters und Abenteurers, kann in der vorliegenden Studie nicht bestätigt werden.

Allerdings kann eine Art Verdrängungsmechanismus bestätigt werden. Die Reporter stellen sehr hohe, fast schon idealistische Ansprüche an sich, und um diese zu erfüllen ist es fast für die Hälfte der befragten Berichterstatter notwendig, ihre Emotionen größtenteils auszuschalten. Denn Gefühle werden weitgehend mit einem Mangel an „Objektivität“ gleichgesetzt, welche wiederum mit journalistischer Fähigkeit verbunden wird.

Auffällig war zudem die Verschiebung der Werte und Normen im Leben der Kriegsberichterstatter. So bleiben auch nach einem Einsatz Mitgefühl für die Opfer, als auch ein grundsätzliches Engagement gegen gewaltsame Lösungen bestehen. Alltägliche Probleme in der Heimat werden relativiert und der sichere Wohlstand in hohem Maße geschätzt. Diese Veränderungen der Persönlichkeit erschweren häufig die Rückkehr in das gewohnte Leben zu Hause.

Die Intention dieser Arbeit ist nicht, herauszufinden, ob die befragten Journalisten selbst an einer PTBS leiden oder zumindest Symptome für diese psychischen Erkrankungen aufweisen. Hierfür müssten psychologische Instrumente herangezogen werden. Trotz allem soll an dieser Stelle jedoch darauf hingewiesen werden, dass sich während der durchgeführten Interviews wiederkehrende Bilder und Gefühle erkennen lassen.

Auch dies macht deutlich, wie dringend das Bewusstsein bezüglich psychischer Erkrankungen geschärft werden muss.

8. 1. 2. Trauma und Verdrängung

Jeder, der Zeuge von Katastrophen und von menschlichem Leid wird, ist in Gefahr, selbst von einem Trauma erfasst zu werden. In welchem Ausmaß jemand gefährdet ist, hängt von der persönlichen Geschichte und von den Lebens- und Arbeitsumständen ab. Ein Schutzmechanismus ist es, sich seiner eigenen Verwundbarkeit bewusst zu sein.

8. 1. 3. Coaching

Die vorliegende Studie ergab ganz klar, dass die momentan existierenden Präventivmaßnahmen für Journalisten nicht ausreichen. Es ist vor allem das Bewusstsein für die Gefahr einer möglichen Traumatisierung, das fehlt - sowohl in den Köpfen der Vorgesetzten, als auch bei den Reportern selbst. Gründe könnten darin liegen, dass die Reporter ihre eigenen Probleme relativieren, nachdem sie unbeschreibliches Leid im Kriegsgeschehen erfahren haben. Des Weiteren existieren häufig Skrupel dem Arbeitgeber gegenüber das Bedürfnis nach Hilfe zu formulieren, denn es könnte möglicherweise negative Folgen für das Arbeitsverhältnis haben könnte. Zudem besteht kein Entgegenkommen seitens der Heimatredaktionen, beispielsweise in Form eines Angebots der psychologischen Nachbereitung.

So ist insgesamt zu konstatieren, dass dringender Aufklärungsbedarf besteht. Deshalb werden im Folgenden Handlungsempfehlungen formuliert, die als Anstoß betrachtet werden sollen, das Thema der Traumatisierung zukünftig auf die Agenda der Redaktionen zu setzen.

8. 2. Handlungsempfehlungen

Prävention ist das Schlüsselwort, um physische und psychische Erkrankungen vorzubeugen. Es steht außer Frage: Prävention muss vor Rehabilitation kommen. Die nachfolgenden Handlungsempfehlungen sollen vor allem dazu dienen, das Risiko von Erkrankungen, die durch den Einsatz in einem Kriegsgebiet ausgelöst werden, zu verringern und somit einer Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit entgegenzuwirken. Dies gilt primär dem Interesse der Berichtersteller selbst, wobei im Rahmen der Handlungsempfehlungen sowohl die verschiedenen Phasen eines Einsatzes als auch alle beteiligten Akteure berücksichtigt werden.

Um ein Bewusstsein für die Problematik einer etwaigen Traumatisierung zu schaffen und somit der noch immer weit verbreiteten Stigmatisierung vorzubeugen, sollte bereits im Rahmen der journalistischen Ausbildung auf das Thema „Journalismus und Trauma“ hingewiesen werden. Kriegsberichtersteller und Lokalreporter sind besonders gefährdet durch die Eindrücke, mit denen sie in ihrem Job konfrontiert sind, ein Trauma zu entwickeln. Kurse sollen über akute Belastungsreaktionen und sinnvolle Bewältigungsstrategien sowie über posttraumatische Störungsbilder und Behandlungsverfahren aufklären. Außerdem sollte betont werden, dass eine Stressreaktion kein Zeichen von Schwäche, sondern eine normale Reaktion auf ein außergewöhnliches Ereignis ist. Strategien gegen Stress-Reaktionen sind erlernbar.

Falls sich ein Berichterstatter tatsächlich für die Tätigkeit in einem Krisengebiet entscheidet, ist es notwendig, noch vor dem ersten Einsatz ein Training zur Wahrnehmung von Belastungsreaktionen sowie eine Schulung über spezifische Bewältigungsmöglichkeiten zu absolvieren. Denn professionelle Psychoedukation ermöglicht es den Berichterstattern, Stress-Symptome zu erkennen und Reaktionen auf diese zu verstehen.

Sobald sich dann die Planung für einen Arbeitseinsatz in einem Kriegsgebiet konkretisiert, sollten die Reporter versuchen, Kontakte zu Kollegen vor Ort aufzubauen, um wertvolle Ratschläge zu erhalten. Dadurch wird die Situation im jeweiligen Krisengebiet besser einschätzbar.

Reporter, die in Kriegsgebieten eingesetzt werden, werden weder von Psychologen noch von Seelsorgern begleitet - wie es bei der Bundeswehr der Fall ist. Dabei wäre es durchaus sinnvoll, auch Journalisten die Chance zu geben, bereits während ihres Einsatzes professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Hierfür sollte am besten von einer Journalistenorganisation ein Psychologe ins Krisengebiet entsandt werden oder zumindest telefonisch jederzeit für Gespräche und Hilfe zur Verfügung stehen.

Bezüglich der Nachbereitung liefert abermals die Bundeswehr ein nachahmenswertes Beispiel: Hier werden Soldaten nach ihrer Rückkehr zum Truppenarzt geschickt, wo eine obligatorische Befragung zu ihrem Befinden stattfindet und auf die Möglichkeit von Spätfolgen hingewiesen wird. Das soll ein Vorbild für Redaktionen sein, die ihre Journalisten in ein Kriegs- oder Krisengebiet schicken.

Wichtig ist, dass sich Journalisten stets bewusst sind, dass Symptome manchmal erst nach einigen Monaten auftreten. Darüber hinaus ist es sinnvoll, die Arbeitsbelastung nach der Rückkehr für einige Wochen zu reduzieren, somit bleibt mehr Zeit für Austausch mit der Familie, mit Freunden oder mit Kollegen. Dieser ist immens wichtig, da eine Unterstützung aus dem unmittelbaren Umfeld einer der wichtigsten Faktoren für eine gelungene Wiedereingliederung ist. Auf gar keinen Fall sollten sich Journalisten isolieren oder für längere Zeit alleine in Urlaub fahren. Während der ersten Wochen nach der Rückkehr sollte überdies verstärkt auf Alkohol- und Drogenkonsum geachtet werden. Kommt es zu Anzeichen von Stress, die länger als einen Monat anhalten, so ist die Inanspruchnahme professioneller Hilfe wichtig.

Um die eben beschriebene wichtige Phase der Wiedereingliederung für Reporter zu gewährleisten, sollten die Vorgesetzten in der Heimatredaktion darauf achten, dass Journalisten nach ihrer Rückkehr nicht sofort wieder an den nächsten Krisenherd geschickt werden, auch wenn sie das selbst wünschen.

Am besten können Vorgesetzte ihre Mitarbeiter nach einem anstrengenden Einsatz in einem Krisengebiet unterstützen, indem sie aufrichtiges Interesse sowohl an der Person des Journalisten als auch an dessen Ausführungen über das Erlebte zeigen. Überdies bietet ein solches Gespräch die außerordentlich wichtige Möglichkeit, Unterstützungsangebote zu offerieren.

8. 3. Ausblick

Letzten Endes bleibt nur zu hoffen, dass die Aufklärung bezüglich Traumata weiter fortschreitet und ein wirkliches Bewusstsein für dieses Thema bei allen Beteiligten entsteht. Erst mit diesem Bewusstsein ist es möglich, dass Hilfe von Arbeitgebern eingefordert wird und dass alle Beteiligten gemeinsam nach optimalen Lösungen suchen, die die Gesundheit der Berichterstatter stärken und dadurch letzten Endes auch die Berichterstattung selbst verbessern.

Die vorliegende Studie verdeutlicht: Kriegsberichterstatter sind nicht nur Beobachter. Auch an ihnen gehen traumatische Ereignisse nicht spurlos vorbei. Sie sind ebenso gefährdet wie Soldaten, Sanitäter, Polizisten und Feuerwehrleute und deshalb verdienen sie auch dasselbe Maß an Aufmerksamkeit und Unterstützung.

Literaturverzeichnis

Arnett, Peter

Unter Einsatz des Lebens: Der CNN-Reporter live von den Kriegsschauplätzen der Welt.

Droemer Knauer-Verlag, München 1994

Brewin, Chris R./ Andrews, Bernice/ Valentine, John D.

Meta-analysis of risk factors for posttraumatic stress order in trauma exposed adults.

In: *Journal of Consulting & Clinical Psychology*, 68, October 2000

Burkart, Roland

Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft.

Böhlau-Verlag, Wien 1998

Comer, Ronald J.

Klinische Psychologie.

Spektrum Verlag, Heidelberg 2008

Coté, William/ Simpson, Roger

Covering Violence: A Guide to Ethical Reporten About Victims and Trauma. Columbia

University Press, New York 2000

Duden, Konrad

Band 7. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

Dudenverlag, Mannheim u. a. 2001

Engesser, Evelyn

Journalismus in Fiktion und Wirklichkeit. Ein Vergleich des Journalistenbildes in literarischen Bestsellern mit Befunden der empirischen Kommunikatorforschung.

Halem-Verlag, Köln 2005

Feinstein, Anthony/ Owen, John/ Blair, Nancy
A Hazardous Profession: War, Journalists, and Psychopathology.
In: American Journal of Psychiatry, 159 (9), 2002

Fischer, Heinz-Dietrich (Hrsg.)
Auslandskorrespondenten in der Bundesrepublik Deutschland.
Droste-Verlag, Düsseldorf 1982

Foggensteiner, Alexander
Reporter im Krieg. Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten.
Picus-Verlag, Wien 1993

Fröhder, Christoph Maria
Ein Bild vom Krieg. Meine Tage in Bagdad.
Hoffmann und Campe-Verlag, Hamburg 2003

Fröhlich, Romy
Die mediale Wahrnehmung von Frauen im Krieg: Kriegsberichterstatterinnen und Kriegsberichterstatter aus der Sicht der Kommunikationswissenschaft.
In: Albrecht, Ulrich/ Becker, Jörg (Hrsg.): Medien zwischen Krieg und Frieden.
Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung e. V.
(AFK), Band 16.
Namos Verlagsgesellschaft. Baden-Baden 2002

König, René (Hrsg.)
Das Interview. Formen, Technik, Auswertung. Praktische Sozialforschung I. (6. Auflage)
Kiepenheuer und Witsch - Verlag, Köln u. a. 1968

Löffelholz, Martin (Hrsg.)
Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektive der Krisenkommunikation.
Westdeutscher Verlag, Opladen 1993

Löffelholz, Martin

Distanz in Gefahr.

In: Journalist 5/ 2003

Mangold, Christoph/ Ultzsch, Lars

Kontrollierte Berichterstattung? Der Irak-Krieg 2003 aus Sicht der beteiligten Journalisten.

Kopaed-Verlag, München 2004

Puschl-Schliefnig, Andrea

Zwischen Sensation und Sensibilität - das Fernsehinterview mit traumatisierten Menschen.

Universität Wien, Wien 2007

Puzicha, Klaus/ Hansen, Hans-Dieter/ Weber, Wolfgang W. (Hrsg.) *Psychologie für Einsatz und Notfall.*

Bernard & Graefe - Verlag, Bonn 2001

Richter, Simone

Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien.

Westdeutscher-Verlag, Opladen 1999

Saigh, Philip A. (Hrsg.)

Posttraumatische Belastungsstörung: Diagnose und Behandlung psychischer Störung bei Opfern von Gewalttaten und Katastrophen.

Huber-Verlag, Bern 1995

Saß Henning/ Wittchen, Hans-Ulrich/ Zaudig, Michael/ Houben, Isabel:

Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen - Textrevision - DSM-IV-TR.

übersetzt nach der Textrevision der vierten Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association.

Verlag für Psychologie, Hogrefe, Göttingen u. a. 2003

Saxer, Ulrich

Bedingungen optimaler Krisenkommunikation.

In: Imhof, Kurt/ Schulz, Peter: Medien und Krieg - Krieg in den Medien.

Seismo (Mediensymposium Luzern Band 1), Zürich 1995

Teegen, Frauke/ Grotwinkel, Maike

Traumatische Erfahrungen und Posttraumatische Belastungsstörung bei Journalisten.

Eine internet-basierte Studie.

In: Psychotherapeut, 3/ 2001, 46, Springer-Verlag

Teegen, Frauke

Posttraumatische Belastungsstörungen bei gefährdeten Berufsgruppen. Prävalenz - Prävention - Behandlung.

Huber-Verlag, Bern u. a. 2003

Wagner, Martin

Auslandskorrespondent/in für Presse, Radio, Fernsehen und Nachrichtenagenturen.

List Verlag, München 2001

Weltgesundheitsorganisation (WHO)

Internationale Klassifikation psychischer Störungen ICD-10. Kapitel V: Klinisch-diagnostische Richtlinien.

Deutsche Herausgeber:

Drilling, Horst/ Mombour, Werner/ Schmidt, Martin H.

Huber-Verlag, Bern u. a. 1993

Zielke, Manfred/ Meermann, Rolf/ Hackhausen, Winfried (Hrsg.)

Das Ende der Geborgenheit? Die Bedeutung von traumatischen Erfahrungen in verschiedenen Lebens- und Ereignisbereichen: Epidemiologie, Prävention, Behandlungskonzepte und klinische Erfahrungen.

Pabst Science Publishers, Lengerich 2003

Internetquellen

<http://www.rog.at/sicherheit/sicherheitsausrustungen-vergunstigten-versicherungen.html>

(26. Mai 2014)

<http://www.rog.at/sicherheit/sicherheitscharta-fuer-journalistinnen.html>

(26. Mai 2014)

<http://www.rog.at/>

(5. November 2014)

<http://dartcenter.org/>

(3. Dezember 2014)

<http://kundendienst.orf.at/orfstars/roter.html>

(13. Mai 2014)

<http://www.rog.at/76-journalisten-getotet-starkere-repressionen-gegen-kriegs--und-wahlberichterstatter-mehr-festnahmen.html>

(10. Februar 2015)

<http://www.rog.at/rog-bilanz-2010-57-journalisten-in-25-landern-getotet-zahl-der-entfuhrten-medienmitarbeiter-gestiege.html>

(10. Februar 2015)

http://www.rog.at/ROG-Jahresbilanz_2013.pdf

(10. Februar 2015)

<http://www.rog.at/Jahresbilanz%20ROG.pdf>

(10. Februar 2015)

durchgeführte Interviews:

Interview mit Thomas Seifert am 2. Februar 2009

Interview mit Wieland Schneider am 5. Februar 2009

Interview mit Fritz Orter am 10. Juni 2009

Interview mit Martin Staudinger am 16. Juni 2009

Interview mit Robert Treichler am 6. Juni 2009

Interview mit Emil Bobi am 29. Juni 2009

Interview mit Katinka Nowotny am 4. Juli 2009

Interview mit Walter Erdelitsch am 7. September 2009

Interview mit Helmut Opletal am 7. September 2009

Interview mit Claudia Neuhauser am 29. September 2009

Anhang 1:

Leitfaden

Mein Thema handelt über „Journalismus und Trauma“ – hatten Sie bzw. Ihre Arbeitskollegen schon mal mit diesem Thema zu tun gehabt?

Journalistischer Alltag

Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?

Inwiefern beeinträchtigen ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

Wie gehen Sie nach einem Einsatz im Kriegs- bzw. Krisengebiet an ein Thema heran?

Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- und Krisengebiet zu die der Polizisten, Feuerwehrleute, Ärzte bzw. Mitarbeiter des Roten Kreuzes?

Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

Trauma und Verdrängung

Haben Sie andere belastende Erfahrungen gemacht?

Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz?

Welche Erfahrung in Kriegs- bzw. Krisengebiete belastet Sie heute noch?

Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

Welche Situation ist schwer zu verarbeiten?

Coaching

Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vor?

Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes in einem Kriegs- und Krisengebiet bekannt?

Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen?

Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse im Kriegs- bzw. Krisengebiet zu verarbeiten?

Was unternehmen Sie? Welche Hilfsmittel benutzen Sie, um sich abzulenken?

Wem erzählen Sie Ihre Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet?

Was sagt Ihnen das Dart Center? Stehen Sie in Kontakt zu den Leuten?

Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

Anhang 2:

Interview mit Thomas Seifert
2. Februar 2009, Die Presse - Büro
Dauer: 1:03:24

SH: So, hatten Sie bzw. Ihre Arbeitskollegen schon mit dem Thema „Trauma“ zu tun gehabt?

TS: Mit dem Thema „Trauma“ ganz allgemein oder Trauma bei, was einem sich selbst betrifft oder das, was einem bei der Arbeit widerfahren kann?

SH: Eher bei der Arbeit.

TS: Ich habe mich damit beschäftigt im Zuge, wenn man so will, der, der Risikofolgenabschätzung, wenn man so will, und zwar einfach wenn man sich auf einen Einsatz vorbereitet, beispielsweise Afghanistan 2001, Irak 2003, also eher die hageren Dinge. Da will man natürlich wissen, was sind alle Symptome von posttraumatischem Stress, oder, oder ähnlichen Dingen und solche Symptome treten auch auf, ja? Die, und dann ist es gut, wenn man weiß, sind die harmlos oder ist das schlimm? Eine harmlose Variante ist einfach die, das wird der eine oder andere Ihnen schon geschildert haben, dass plötzlich wenn man zurückkommt nach vier/ fünf Wochen Afghanistan oder ähnliches, dann die Probleme von Menschen, die sich darüber aufregen, dass die Billa-Kasse nicht aufgesperrt wird, das ist alles relativ banal, ja? Und insofern, ja, das sind wohl Folgen solcher, aber Trauma würde ich das nicht nennen, weil Trauma ist doch nach der Definition, sozusagen eine tiefergehende physische oder psychische Verletzung und das sind sozusagen, was ich an mir selbst erkannt habe, ab und an sind die harmlosen Symptome, ja?

SH: Wie beispielsweise?

TS: Wie zum Beispiel, man steht beim Billa, die Leute regen sich auf, bitte sperrt eine zweite Kassa auf und du denkst, Mensch, habt ihr Probleme hier in diesem Land und es kocht so eine kleine, so ein leichter Wutanfall auf, weil man es nicht verstehen kann, dass Menschen hier sich über diese Dinge Gedanken machen, na? Es klingt dann ab, wenn man da, wenn man da, in sein bürgerliches Leben hier in Österreich wieder zurückfindet und dann vergisst man das wieder, aber im Grunde genommen, ist es sogar halt so, dass ich finde, dass viele Dinge, die man halt hier als unglaublich dramatisch und furchtbar empfindet, obwohl sich Leute aufregen, lässt dann eher kalt, ja? Weil sozusagen dann der Level der Besten, was einem schrecklich vorkommt ist ein anderer, aber posttraumatisches Stress-Syndrom wären Alpträume, weiß ich nicht, Nachtschweiß, wenn man aufschreckt in der Nacht, diese Dinge, damit bin ich konfrontiert gewesen, aber eben wie gesagt, ich habe mich versucht damit auseinanderzusetzen. Bei Journalisten, glaube ich sind die Erfahrungen zu groß, es gibt zum Beispiel kein, keine Briefing-Sessions oder ähnliche Sachen - ich hoffe wir stören nicht - aber das ist da der ruhigste Ort und die NGOs haben damit Erfahrungen, also Ärzte ohne Grenzen haben beispielsweise professionelle Arbeit, die dann eben die Briefings machen etc. Und wären diese Dinge

auch zu klären. Für Journalisten, glaub ich, ist das nicht institutionalisiert und im Grunde muss man sich selber drum kümmern, dass man weiß, was ist und dass man weiß im Fall, glaubt man, man ist betroffen, was dagegen unternimmt, sprich Therapeuten irgend sowas, aber das ist eigentlich Eigeninitiative. Also ich kenne niemanden, jetzt wie ich es in Österreich kenne, Institutionen, die da, die das anbieten, von sich aus anbietet, ja?

SH: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

TS: Ja, glaube ich, die Üblichen, also Neugierde, eine Mischung aus weiß ich nicht, Intuition und, und Ordnung im Sinne von fokussierten Vorgehen. Und Intuition und, und weiß ich nicht, Chaos-Management und, und gleichzeitig ein gezieltes Vorgehen. Also ich würde sagen, ja, es ist nichts anderes, als wenn ich jetzt hier als Chronik-Reporter in Ottakring eingesetzt würde, sind die Eigenschaften immer die selber. Wenn man nicht neugierig ist, der wird den Fuß nicht vor die Türe tun. Wer sich nicht interessiert für die Folgen, der würde das auch nicht tun. Eine tiefere Kenntnis der Umstände ist, ist erwünschenswert, aber ich glaube, es ist, es sind die Eigenschaften, ich glaub nicht, dass es irgendwelche zusätzlichen Eigenschaften gebe, die nicht an jeden Journalisten, egal wo er arbeitet betreffen.

SH: Und wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?

TS: Sehr unterschiedlich. Es kommt darauf an, wie unter Anführungszeichen organisiert das ganze ist und da gibt es die verschiedensten Abstufungen, also beispielsweise in Nahost ist alles durchorganisiert, also da gibt es Hisbollah-Pressesprecher und Hisbollah-Fernsehen und Hisbollah-Radio und so weiter und so fort. Und auf der anderen Seite gibt es die IDF, also Israel Defence Force-Pressestelle und, und Verbindungsoffiziere, etc. etc. Das heißt, das ist ein durchmedialisierter Krieg, der über Jahrzehnte eingeübte Struktur hat und man eigentlich im, aus den Büchern im Libanon-Krieg in den 80iger Jahren schon lesen kann, wie professionell dort, wie zum Beispiel die PLO in Beirut war, und das ist gleich, da hat man mit einem, eigentlich mit einem, auf beiden Seiten mit einem Propaganda-Apparat zu tun und da sind die Rahmenbedingungen einerseits sehr leicht, weil man leicht Zugang bekommt, und andererseits sehr schwer, weil es schwierig ist zwischen diesen ganzen Agenda-Settings, das die verschiedenen Seiten hier betreiben, dann die unter Anführungszeichen Wahrheit Anführungszeichen oben zu finden. Dann gibt es andere, zum Beispiel, weiß ich nicht, ich erinnere mich an Sierra Leone oder ähnliche, da gibt es relativ wenig, da setzt du dich in ein Auto und fährst dorthin, suchst dir irgendwie in einem Lokal ein Schiff und, ja, und machst irgendwie, was du willst, niemand gibt dir das ganze, die Kommunikation managt. Das ist einerseits sehr leicht, weil man kann machen, was man will, das ist aber andererseits etwas schwierig, weil man nicht, weil man sich immer in so einem unsicheren Terrain bewegt und man nicht genau weiß, was kann ich tun, was nicht, wo sind grob die Linien und so weiter. Also das ist, es hat beides die Vor- und Nachteile, und dazwischen ist die Bandbreite offen, also von durch abgemanagt bis eben bis, von eben Anarchie bis rigoroser Kontrolle geht es und das ist immer eigentlich jedes Mal anders.

SH: Inwiefern beeinträchtigen Ihre Erfahrungen im Kriegs- und Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit hier?

TS: Erstens rücken die Dinge näher, das heißt, wenn man jetzt auch, weiß ich nicht, beispielsweise, keine Ahnung, zuletzt in, im Frühjahr letzten Jahres im Irak war und hat man trotzdem einfach eine gewisse Vorstellungskraft, was passiert. Man hat natürlich seine Kontakte, die werden immer mehr, je öfter man irgendwo ist, hat man entsprechende

Kontakte, auch das nützt und weiß nicht, so wie ich, weiß nicht wie oft im Irak zum Beispiel war, das hilft einem beim Verständnis der Dinge und man hat ein bisschen ein besseres, einen besseren Blick drauf, also eben, was sind die Interessen, also jetzt nicht nur der einzelnen Gruppierungen, sondern auch dann innerhalb der, ich weiß nicht, viele unterscheiden jetzt, wenn wir jetzt im Irak bleiben, gibt es Schiiten und Sunniten, und da kann man sich anschauen, welche Gruppierungen gibt es wiederum in diesen beiden, ja mittlerweile hat es sich Gott sei Dank ein bisschen beruhigt, in diesen beiden feindlich einander gegenüberstehenden Gruppen und dann hast du auch irgendwie die Sistani (?) und die Sadristen, und verschiedene andere Gruppen, also es hilft schon, wenn man den Konflikt nicht so schwarz-weiß sieht, und sagt: aha das sind die Guten und die Bösen oder das sind die und die, sondern, wo man ein bisschen versucht, welche Interessen stehen dahinter, wer vertritt wen, weiß ich nicht, die Sistani (?) vielleicht, die sagen wir jetzt einmal die urbaneren gebildeten schiitischen Schichten, die Sadristen, die Under-Class, und das sind halt die Deklassierten, das man ein bisschen eine soziale Dimension sieht, wo man sich sonst nur Bahnhof versteht und das hilft natürlich, wenn man dort ist, kann man natürlich auch in Büchern lesen, das kann man natürlich auch in klugen Analysen lesen, aber wenn man dort ist, das dann, kriegt man ein bisschen ein Gespür, das heißt, es kommt wahrscheinlich zur rationalen Ebene, die man immer wieder aus Büchern sich aneignen kann, diese Anschauungsebene und diese emotionale Ebene dazu, die das Bild komplettieren und du hast immer wen, den du anrufen kannst. Wenn du wo bist, dann hast du einen Fahrer, dann hast du einen Übersetzer, vielleicht Leute kennengelernt in verschiedenen Positionen und du dann kannst ein Bild gewinnen, wo bei einem oft sagen, ist das vielleicht im Irak der Fall, der christliche Fahrer, vielleicht interessante Perspektive hat, die manchmal vielleicht interessanter ist, als diejenige von irgendwie dem Sprecher des Internationalen Sicherheitsrates oder ähnliches. Und, weil er einfach diese andere Perspektive reinbringt, wie ist es am Markt, wie sind die Lebensmittelpreise, welche Probleme haben die Leute, also so beeinflusst ist die Arbeit, glaub ich, dass man ein kompletteres Bild vielleicht bekommt und Nachwirkung zeigt, dass wenn man mal irgendwo war und man anknüpfen kann, wo gewesen bin und siehe: aha so schaut es dort aus, so ist es dort, dann hat man ein besseres Verständnis, auch wenn ich selbst, nicht wirklich dort bin, aber einschätzen muss, keine Ahnung, weiß ich nicht, ich war eh nicht da, aber wie in Bombay diese Terroranschläge waren und du weißt, wie Bombay funktioniert als Stadt, welche grundsätzlichen Psychologie diese Stadt auch hat, das ist, das die, weiß ich nicht, die ganze Stadt ein Meter überschwemmt war und ja, die Stadt kommt relativ rasch wieder auf die Beine. Es ist einfach, wie jede Stadt einen eigenen Geist hat, ja, dann verstehst du mehr, ja, und das hilft immer. Das dort anschauen, mit eigenen Augen sehen, riechen, schmecken, fühlen, das ist immer ganz wertvoll und das eben, das ist nicht immer während den Reportagen, während du dort bist sinnvoll, sondern das wirkt nach, und, und das erweist sich dann als nachhaltiger, weil man selber Verständnis entwickelt, ein innigeres.

SH: Wie gehen Sie nach einem Einsatz im Kriegs- bzw. Krisengebiet an ein Thema heran?

TS: Nach, oder?

SH: Nach, ja, nach einem Einsatz?

TS: An irgendein anderes oder dasselbe?

SH: An dasselbe Thema.

TS: Ist jetzt schwer zu sagen. Ja, da musste ich ausholen, wenn ich darf und zwar, nehmen wir mal an, oder nehmen wir zwei verschiedene Einsätze her, ja? Das eine ist Afghanistan 2001 und das andere ist Irak 2003. Im ersteren Fall und jetzt reden wir, was vor dem Einsatz ist und ich hoffe, das ich da nicht zu viel...

SH: Ist schon okay.

TS: ...von dem, was Sie wollen. Ja, vielleicht kommen wir so näher heran, weil ich es nicht ganz, glaub ich nicht beantworten kann. Da ist es so, dass man, das Afghanistan ja doch überraschend kam, sagen wir so. Es war ja der 11. September, ich glaube ich war am 14. in, in New York. Ich war einer der Ersten, die mit der ersten Maschine nach Kanada geflogen und habe dort Reportagen gemacht und, und mitgewirkt. Es haben mir Amerika-Korrespondenten geholfen und bin am 11. Oktober nach Afghanistan gekommen, relativ ahnungslos, was die Geschichte, die Struktur des Landes und so weiter betrifft, weil einfach dieser 11. September hat mich geführt vom Balkan, mich weggeführt, da waren damals die Kurdenfrage ein Thema, da war damals sogar Nordiran, glaub ich aufgeflammt. Es waren viele Dinge am, am Tisch. In den USA, ist, der Präsident im Jänner ein neuer gekommen im Jahr 2001, ja? Die Wahl war 2000, 2001 kam Bush und dann war, glaub ich im März das, dieses Spy-Plane-Incident also China. Es war alles mögliche am Tisch, nur dieser Tag hat es ein bisschen verändert und dann war es so, dass nicht nur ich, sondern eine Reihe anderen Kollegen, sind wir mit, was weiß ich, eine Hand voll Bücher im, im Flugzeug gesessen und sind dann dort plötzlich in diesem Land und wissen nicht viel, ja? Ehrlich gesagt, wissen nicht viel, außer das, keine Ahnung, das man halt als Kind gewusst hat, ja, dann sind die Russen einmarschiert und gab es irgendwie diese Mudschahidin, die die Russen bekämpft haben. Dann gab es irgendwie Bürgerkrieg, irgendwann zwischen Nordallianz und Hekmatyar und allen möglichen, aber so genau hat das keiner gewusst, na? Man kommt relativ blank hin und diese, diese Wochen, wo man dort waren ist ein Lernprozess, na? Sozusagen in dem Prozess, Training-on-the-job und im anderen Fall, war es halt 2003 und die Situation war völlig anders, weil es war völlig klar, also für mich war das, wie ich aus Afghanistan zurückgekommen bin, es war für mich völlig klar, dass der Irak ein Thema wird, bin dann dort hingefahren, habe mich bemüht Kontakte zu knüpfen, bin vorher, glaub ich, zwei/ drei Mal dort gewesen, dann begann das Inspektionsregime im Jahr 2002, also sozusagen heißer zu werden und dann hat man gewusst, in dem ganzen wird es sich irgendwann einmal vielleicht spießen und da kamst du halt dorthin und weißt relativ, sagen wir gut vorbereitet. In puncto Wissen und Kenntnis, was das Land betrifft, das war auch relativ absehbar, wie das nicht in dieser Dramatik, ja? War nicht klar, dass das explodieren wird dann, aber zumindest war nicht überraschend, die Plünderungen, was, was soll nicht aus, wenn du siehst die Leute machen mit Ziegeln die, die, ihre Schaufenster zu und dann habe ich zwei Interpretationsmöglichkeiten. Erstens wollen sie Kriegsschäden vermindern, also, weiß ich nicht, durch, keine Ahnung, Splitterwirkung oder so Zerstörung im Geschäft. Und zweitens, es war eigentlich klar, es war schon ein Thema, also ziemlich am Beginn das dann das ganze kollabiert, dann wird es zu Unruhen kommen, dann wird es zu Chaos kommen. Das war, glaub ich, für alle, außer für die Amerikaner keine Überraschung, sagen wir es so. Und das ist die, weiß nicht, ist das die Frage gewesen? Beantwortet es die Frage ein wenig, also? Dann ist man, das sind die unterschiedlichen Herangehensweisen. Bei dem einen weiß man was, bei dem anderen weiß man nichts, ja, vorher und wie man dann danach und wird, wie gesagt, das hab ich vorher beantwortet, dass man einfach Kenntnis hat und, und das einfach nützen kann, ja?

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- bzw. Krisengebiet zu die der Polizisten oder Feuerwehrleute, Ärzte oder Mitarbeiter des Roten Kreuzes?

TS: Es gibt manche Mitarbeiter des Roten Kreuzes, die eine durchaus ähnliche Arbeit haben. Das sind dann die, die Delegierten, die zum Beispiel die Aufgabe haben zu ergründen, gibt es genügend Verbandsstoffe, Medikamente, wie sieht es mit der Wasserversorgung aus, sind durchaus ähnliche, vielleicht so journalistisch arbeitende Menschen, wenn man so will, die die ähnliches, ähnliche Dinge wissen wollen, sagen wir so, auch bei den Vereinten Nationen. Was Polizisten, Feuerwehrleute oder ähnliches betrifft, das ist ein großer Unterschied. Ich stehe daneben und der muss handeln, ja? Also wenn jetzt ein Haus brennt, dann macht der Journalist im besten Fall ein Foto und ein Feuerwehrmann, von dem wird erwartet, dass er nicht dort steht und sagt interessant, sondern irgendwie was tut, ja? Es ist eine passive Rolle und das andere ist eine aktive Rolle. Auf das wollen Sie bestimmt hinaus? Aber es gibt genug Leute dann, die man auch sieht, die durchaus ähnliche Funktionen haben, die Researcher von Menschenrechtsgruppen, denke Sie mal an Researcher von WKRK die feststellen sollen, wie sieht die Wasserversorgung aus, wie schaut es mit, mit, was weiß ich, eben mit Medikamenten und so weiter Versorgung aus, das ist durchaus ähnlich. Der hat auch, der muss auch wohin gehen, in einem Spital, und die Ärzte fragen, habt ihr auch alles, was ihr braucht. Wie sieht es aus? Wie viele Patienten? Wie viele Tote? Wie viele Verletzte wurden eingeliefert etc. Geht dann ins Gesundheitsministerium, geht vielleicht ins Innenministerium des jeweiligen Landes, also gibt es auch durchaus auch ähnliche Berufsbilder, würde ich sagen.

SH: Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

TS: Ist eine ganz eine schwierige Frage. Erstens diesen Beruf, der wandelt sich. Zweitens, die ganze Branche wandelt sich. Also ob es diesen Beruf als solche Form noch gibt, wenn ich, weiß ich nicht, 70 bin, ist eine große Frage, das man, wenn man es nicht mehr ausüben kann in dieser Form ist auch klar. Aber grundsätzlich den, den Job, würde ich schon noch ganz gern machen, also jetzt nicht in dieser Form, aber als Journalist, wie immer das aber sein wird, aber wie gesagt, das ist schwer zu beantworten, weil die Frage wird eher sein, können Sie diesen Job noch irgendwie, kann man davon noch leben und so weiter und so fort. Das ist eher die Frage, als das Wollen, weil keiner weiß, wie der Job ausschauen wird, in nicht einmal fünf Jahren, also, keine Ahnung. Aber grundsätzlich wollen, ja.

SH: Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

TS: Ich verstehe die Frage nicht.

SH: Gab es Unterschiede im Alltag hier in Österreich, bevor, nachdem Sie aus einem Krisengebiet gekommen sind?

TS: Ja eh, so wie ich, so kleine Episoden, die habe ich eh erzählt.

SH: Ja.

TS: Das würde dort drunter fallen, ja. Grundsätzlich, ich kann es nur Langzeit, in der Langzeit-Beobachtung sagen, ich habe, wie gesagt, die ersten Geschichten waren in diese Richtung, das war ja auch schon, früher, weil ich war 89 in Rumänien mit dem Roten Kreuz und da war schon immer, glaube immer so, solche Erfahrungen, wenn auch auf anderer Ebene und natürlich ändert sich es, aber kann es beobachten daran, dass wie gesagt, was Leute, das man andere Herangehensweisen hat insgesamt, dass man

wahrscheinlich ein anderes Selbstbewusstsein hat, wenn man weiß, okay, wenn ich sozusagen, wenn ich im Irak rauskomme eben dann, hier auch, und, und das viele zu kleine Dinge, über die jetzt Leute in der Straßenbahn sich aufregen oder beim Billa an der Kassa, ja, das wird dann halt lächerlich. Aber das sind eher die kleinen Dinge, würde ich sagen, die einem dann auffallen.

SH: Okay. Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz?

TS: Das, das kann ich wirklich nicht sagen. Eigentlich keine, die mir jetzt im Gedächtnis haften geblieben wären, weil meistens ist man so beschäftigt, die logistischen Aufgaben zu bewältigen und eigentlich das Wichtigste ist immer, dass dein Fahrer irgendwie dich abholt oder, oder zumindest, ich weiß nicht, dass deine Unterkunft irgendwie gewährleistet ist, dass der Übersetzer, also kein, nicht, da hat man keine Zeit über irgendwie große philosophische Fragen nachzudenken, sondern da ist man beschäftigt mit den ganzen Logistiken und allen anderen Problemen, was man auch immer hat, Akkreditierungsfragen, also.

SH: Sagen wir so, bürokratisches.

TS: Bürokratisches und logistisches, und vielleicht denkt man dran, irgendwelche Termine sogar schon, die man, wenn man sagt, man möchte dort und dort hin fahren, also, es waren nicht, also so große Gedanken, nein. Nicht zu dem Zeitpunkt zumindest, es kommt dazwischen mal Pausen, mal, aber nein.

SH: Und in Pausen, was sind hier Ihre Gedanken?

TS: Ja eigentlich sind, ich glaube, es sind dann oft, die, also die, also die, die Gespräche mit Betroffenen, die halt irgendwie, wenn man dann sich hinsetzt und schreibt das reflektiert oder dieser Richtung, ja? Also, oder vielleicht das man sich manchmal fragt, sich ist das Gesamtbild, sich anzuschauen, beispielsweise bleiben wir wieder im Irak 2003, da gibt es dann die Frage, warum, ja? Also, was ist hier, was steckt da dahinter? Welche Interessen sind im Spiel? Also das man die, das große Bild versucht zu gewinnen, na?

SH: Welche Erfahrung in Kriegs- oder Krisengebiete belastet Sie heute noch? Oder gab es überhaupt eine Situation?

TS: Belasten?

SH: Ja.

TS: Ich würde sagen, belasten würde ich nicht, nicht wirklich als, als das richtige Verb betrachten, in dem Fall belasten, eigentlich nicht wirklich.

SH: Oder etwas in Erinnerung geblieben?

TS: Ja, das ist eine sehr interessante Frage, weil natürlich die, ich würde glauben, dass das menschliche Gedächtnis sehr interessant funktioniert, weil natürlich einerseits ja sehr selektiv, das heißt, da werden einfach Dinge ab, ausgeblendet logischerweise, das ist wahrscheinlich auch sinnvoll so, und, und, da dann muss man eben auch aufpassen, dass es so was gibt, wie ein synthetisches Gedächtnis. Also ich bin Biologe und da gibt es eine ganz eine Menge interessanter Versuche auch, wo man zum Beispiel weiß, dass Gedächtnis ist sehr unzuverlässig, also Sie können mit ein paar psychologischen

Experimenten nachweisen, dass wahrscheinlich 90% der Leute sich an Dinge erinnern können, wie es, wenn man sie entsprechend manipuliert hat natürlich, wo sie nie dabei waren. Also da gibt es ganz berühmte Experimente, das berühmteste, glaub ich, ist das Jahrmarkt-Experiment, wo man, wo man Fotos montiert und ihre Kinderfotos dann irgendwie reinmacht und sie besuchen den Jahrmarkt, auf dem sie nie waren, oder. Diese Dinge, das sind relativ leicht, wenn glaub ich 80% oder 70%, jedenfalls eine ganz hohe Zahl und erinnert sich dann, an ein Jahrmarkt-Besuch mit den Eltern, der überhaupt nie stattgefunden hat. Also das ist, das ist, das schicke ich Ihnen nur voraus, das glaube ich diese Form der Erinnerung, dann ganz interessant ist, weil, wenn man das vergleicht mit meinen Notizen und da gibt es ziemlich viele. Das eine, ganz banale Dinge, wie eine Autofahrt, ja? Irgendwo durch die Berge Afghanistans und irgendwie unter Anführungszeichen schöne Momente, aber andererseits, halt natürlich, wenn du beschossen wirst, es ist schon, bleibt es schon in Erinnerung, ja? Aber eher, ich glaube, man versucht es dann in Erinnerung zu wischen und als Episode, ich mein, was soll mir schon belasten? Es ist, ich mein, es ist schon, du musst dann halt sehr, sehr buddhistisch sein, das dich die Gegenwart mehr interessiert, als die Vergangenheit, ja? Und ich glaube, auch die meisten Freunde, die ich habe, denen geht es ähnlich. Zum Beispiel, ich weiß nicht, du triffst einen mit denen du das erlebt hast, zum Beispiel, bleiben wir konkret in Afghanistan, da sind wir, glaub ich, insgesamt drei Mal beschossen worden, ich glaube, es war immer die Elisabeth dabei, also eine Kollegin aus New York und dann sitzt du halt im Starbucks und plauderst halt über, ja, wie, kannst du dich erinnern, so. Aber es ist, ich glaube, man versucht das nicht all zu sehr, ja das sind dann halt so Geschichterln, na? Aber man versucht das jetzt nicht, wahrscheinlich führt das eben diese Abwehr von Schäden, das man das halt das ganze als Episode halt weggewischt und ist, ist vergangen, ist, und fertig, nicht? Ich habe, eben, und der Vorteil ist der, solange du jetzt eine Kamera dabei hast oder einen Notizblock und du hast etwas zu tun, zu tun einen Auftrag, ja? Und die Geschichte ist erledigt, also du bist ja nicht, du hast ja nicht, du bist ja nicht mehr dabei, das ist ja der große Unterschied zwischen einem Fahrer, der in Bagdad ein Haus hat, das kann zerstört werden, seine ganze Existenz damit. Seine Kinder, mit seinen Töchter, die haben, die müssen eine Zukunft haben. Er hat eine Frau, vielleicht auch Eltern, das heißt, der ist in einer anderen Situation, als du da den österreichischen Pass hast. Du fährst dorthin, natürlich ist das alles schlimm, aber du kannst ja raus, also du hast dein Haus nicht, du hast dort deine Frau nicht, deine Kinder, das heißt, du bist ja viel distanzierter von den ganzen, das heißt, ja, du gehörst gar nicht dazu. Es geht dich ja gar nichts an, und ich glaube mit dieser Masche arbeitet man einfach. Haben Sie den Film „Waltz mit Bashir“ übrigens gesehen?

SH: Ja, kenne ich, habe ich gesehen, ja.

TS: Da kommen diese ganzen Themen alle vor, ja. Ja, und es gibt einen zweiten, der heißt „Warriors“, glaube ich, eine BBC-Produktion, extrem tolle Doku-Drama-Geschichte über drei, glaube ich, Soldaten in Bosnien, wirklich sehr sehr gut. War damals, glaub ich, sehr sehr erfolgreich. Da kommen, da sind immer dieselben Themen, die die irgendwie dann jetzt interessieren, wo man all diese Dinge, das dreht sich ein bisschen im Kreis, zum Beispiel diese Geschichte glaube ich, dieses Jahrmarkt-Experiment, glaub ich, kommt beim Bashir vor, glaub ich, im Wariros, weiß ich nicht, im Warriors, kommt in diese Geschichte vor über die, dieses Banalitäten-Problem, das ist, glaub ich eher in der Literatur beschrieben, bei den Psychologen, wenn Menschen, die sozusagen Posttraumatische Stresssyndrome haben, sich über Kleinigkeiten dann furchtbar aufregen, ja? Da gibt es eine Szene, in einem Supermarkt, und wie gesagt, es war, bei mir ist es nicht so weit, ja? Aber eine Szene mit einem kleinen Kind, brüllt, ich hätte gerne ein Lolly, vielleicht war es auch kein Lolly, sondern ein Schoki, ist ja ganz egal und die Mutter, weiß

ich nicht, reagiert eben dann und dieser Soldat, der aus Bosnien zurückkommt, schreit dann das Kind an und sagt, ja, gib einmal eine Ruh, das gibt es, es gibt andere Kinder, die haben, denen hat es die Hände weggerissen oder irgend so etwas, also das sind so Dinge, die sind eh beschrieben, auch in der Literatur und die werden auch thematisiert und die sind, das ist schon interessant, ja? Weil da sind archetypische Themen letztendlich, ja? Also wie gesagt, diesen „Warriors“ kann ich auch sehr empfehlen.

SH: Welche Einsatzorte sind Ihnen in Erinnerung geblieben?

TS: Ja, alle. Da gibt es nichts, was mir jetzt, vor allem man kann ja nicht Erinnerungen auf die Sprünge helfen mit, mit Dias, Filmen. Den großen Vorteil, das man eigentlich dorthin geschickt wird um was festzuhalten, das heißt es gibt eigentlich über alles, ich führe dann meistens ein Tagebuch, am Laptop, wo du halt, im Prinzip sind das halt Recherche-Protokolle, weil du schreibst ja jetzt nicht rein, liebes Tagebuch, heute habe ich Orangensaft getrunken, sondern du schreibst natürlich rein, eben Interviews, welche Orte, wo du jeden Tag, weil du schreibst ja nicht jeden Tag eine Geschichte, das heißt du, also einfach als Gedächtnisstütze schreibst du dann deine Notizen aus dem Block zusammen, weil ich kann dann meine Schrift beispielsweise nach drei Tagen oft nicht mehr entziffern, ja? Weil es so hingefetzt ist.

SH: Ja.

TS: Und dann finde ich es am Computer und das ist von den meisten Sachen, da gibt es auch Bilder, die Interviews, teilweise auch auf MP3 oder auf MiniDisk, also es gibt einfach das Material. Und selbst, wenn ich was vergessen hätte, dann wird es genügen, wenn man sagt, okay Uganda, weiß ich nicht, vielleicht war das 1999 oder 2000, aber das wird zumindest, es gibt Bilder, es gibt Erinnerungen, zu allem.

SH: Auch zu den ganzen Situationen, die ganzen...?

TS: Wie gesagt, immer mit dem wahrscheinlich, mit dem vorsichtigem oder mit dem was man sich vergewissern muss, war das wirklich so, ja? Oder eben mit den Freunden im Gespräch, sich erinnert, wie das wirklich war, einfach, wenn man seine Erinnerungen, glaub ich nicht so vertrauern kann, vor allem in Extremsituationen, nur dann stellst du fest, natürlich, wenn es zwei gibt, die sich daran erinnern, dann wird es schon so gewesen sein, na, also? Oder wenn du es auch aufgeschrieben hast am selben Tag oder wenn es Bilder gibt dazu, und es gibt so, also auch banale Dinge, da gab es im Irak so zwei Tage, da gab es ein übler Sandsturm und die ganzen Fotos an diesen zwei Tagen, sind auch völlig anders. Das ist, sind total mit einem orangenen Schleier und es gibt viele so verschiedene Ebenen, es gibt einzelne, sozusagen traumatische, kann man sagen, Ereignisse, wenn da irgendwie nach Kabul fährst an diesem Tag, wo sozusagen Kabul gefallen ist und auf der, auf der Hauptstraße, das ist eigentlich wie eine Autobahn, liegen da, und weiß ich nicht, vier, fünf Tote herum und die haben sie einfach erschossen dort, zum, wahrscheinlich eh extra dort, damit es alle andere sehen, so, also jetzt ist es mit der Taliban kurzer Prozess, es waren alles klassische, so, weiß ich nicht, vielleicht Saudis, oder, jedenfalls haben sie nicht afghanisch ausgeschaut, und sie haben sie dort einfach erschossen. Und das bleibt auch in Erinnerung, nicht? Weil, auch nicht so üblich, na? Bis hin zu irgendwelchen anderen Dingen oder so, wie gesagt, es wird in Erinnerungen und alles so, dass, eigentlich, dann ich die anderen fragen würde, war es wirklich so, oder wo du auf den Bildern schaust, weil diese Dinge halt verblassen und das, glaub ich, ganz schön im Bashir thematisiert wurde, wirklich so siehst, ja, dass Leute dann, jetzt, dann dieses Verdrängen, glaub ich recht gut funktioniert, bei, du die Dinge siehst, die einem

nicht in Detail dich wirklich erinnern willst, na? Und da gibt es andere Dinge auch, nur das sie sich nicht vertragen. Man holt ungern aus, also es gibt zwar andere Szenen in Lagepark glaub ich war das, auch im Kabul, da sind im Graben, da haben sie auch Leute erschossen, ich weiß aber nicht wie viel und, und das ist auch halt irgendwie auch kein schöner Anblick und, ja, sozusagen, ich würde mich ungern daran erinnern wollen, nur, wenn ich mir die Fotos anschau, sind die trotzdem auch dabei, na? (...) Und ist kein schöner Anblick, na?

SH: Wie bereiten Sie sich auf einen, auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vor?

TS: Wie gesagt, das Wichtigste ist eigentlich die ganze Logistik in den Griff zu kriegen, und es geht gar nicht um ein Krisengebiet, sondern das ist immer so, wenn du eine längere Dienstreise vor dir hast, dann ist das immer aufwändig davor, vor allem das fängt beim Flugticket an, Unterkunft, Übersetzer, Fahrer, das geht dann zum Beispiel, ich weiß nicht, da gibt es da diese Reporterreise nach Ghana, da sind, weiß ich nicht, wie viele zig e-Mails an die Minengesellschaft, Goldminen besuchen, Ministerien, Umweltministerium, Ministry of Minds, dann gibt es dieses Pressures Medal Council, also organisatorische Aufgaben und das ist eigentlich in einem Krisengebiet auch nicht anders, weil da hast du auch deine organisatorischen Aufgaben und dann kommt es darauf an wie, also jetzt der Libanon, der war trotz Sommerkrieg 2006, hat das alles irgendwie funktioniert, ja? Es gab Strom, oder zumindest ein Generator und diese Stadt ist, ist sehr robust, sagen wir mal so, ja? Und das hat alles, das funktioniert dann. Es gab eine Situationen, da bricht alles zusammen und da ist halt so wirklich, wo kriegst du dann einen Stromgenerator her, du musst deinen Laptop, Satellitentelefon, das alles betreiben, aber das sind, glaube ich, meistens, die, wenn man von Vorbereitungen spricht, wirklich, musst du diese ganzen technischen Dinge in Ordnung kriegen und technisch meine ich damit die Logistik, die Bürokratie, die ganze Reiselogistik, die Geschichten, ja, irgendwie, wie kommst du, wenn du nach, weiß ich nicht, damals war Libanon zum Beispiel, auch ein Dreck, ein Thema, dann brauchst du einen Passierschein um diese Zone zu fahren, zumindest damals brauchtest du sie, dann musst du dort irgendjemanden, wie kannst du mit jemandem reden, die waren damals, das war kurz, wie ich, kurz nach Kriegsende nicht so wahnsinnig gesprächsbereit, ja? Da musstest du jemanden finden, wie kann man ein bisschen was erfahren, was war hier los, wer hat hier das Kommando sozusagen, Hisbollah-Vertreter oder der Bürgermeister, oder wer auch immer, wer ist hier zuständig? Das sind, glaube ich, die Dinge, darum geht, das man möglichst viel rauskriegt auch noch vorher, wer sitzt wo, NGOs, Rotes Kreuz, Vereinte Nationen, in dem Fall UNIFIL, Leute, die ganzen Adressen noch hast, weil wenn du einmal dort bist, ist es schwieriger, hast du wenig Zeit und, und hier weiß ich, dass das Internet gut funktioniert, das Telefon gut funktioniert, alles leichter machst, das heißt, alles, was du hier machst, erleichtert dann die Arbeit dort, aber das ist da zum Thema Vorbereitung, wirklich, dass der Rucksack gepackt ist, dass du deine ganzen Krempel beisammen hast, dass die Tickets und Papiere in Ordnung sind, Impfungen, keine Ahnung, diese ganzen Geschichten.

SH: Okay. Welche Angebote oder Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes in einem Kriegs- und Krisengebiet bekannt?

TS: Keine.

SH: Gar keine?

TS: Weiß ich nichts davon.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- oder Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen oder gar zu verdrängen?

TS: Ach, das, glaube eine Mischung aus beiden. Es kommt darauf an, die, die wenn der Gregor zum Beispiel aus Budapest nach Wien kommt, treffen wir uns immer, es ist dann so wie vielleicht ein Veteranentreffen, um es interessiert, wo warst du gerade und das ist immer spannender, ja, eben, glaube ich, hat er auch viel Zeit verbracht, heuer in Pakistan, letztes Jahr in Pakistan, dann, ich glaube er war auch im Sommer mal in Jerusalem, wie Sommervvertretung und ähnliche Dinge, die sind natürlich immer interessant und nach vielleicht zwei Bier oder so, dann fragt man, wie geht es dem Ziad, das ist der dpa-Vertreter in Bagdad dort, es ist, glaube ich eine Mischung aus beiden.

SH: Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse zu verarbeiten?

TS: Also, vielleicht eine Parabel dazu. Als ich, aus, aus dem Irak zurückgekommen bin 2003, habe ich, haben natürlich alle möglichen Leute ein Buch geschrieben, Antonia Rados und und und. Und mir hat dann auch ein Verlag angedreht, ich soll doch ein Buch schreiben und ich habe gesagt, wozu? Darüber kann man auch nichts lernen, in dem Sinne und habe dann eine andere Idee gehabt, und habe tatsächlich ein Buch geschrieben: Schwarzbuch Öl. Und das war so ein Moment, als, wo ich mich genau erinnere, da war ich mit dem Fahrrad bei der, ich wohne im 2. Bezirk, habe damals im 2. Bezirk in der Taborstraße gearbeitet und bin mit dem Radl bei der OPEC vorbeigefahren und das sieht man, da sieht man diesen von Venezuela gestifteten, diese Hand mit dem Bohrturm und habe ich mir gedacht und aha, das eigentlich, das, das ist das, was mich interessiert. Und wenn man so will, das ist auch eine Verarbeitung des Themas gewesen, weil es um das ging letztendlich, das ist überhaupt kein Thema, das, das, die Tatsache, dass in dieser Region 50% oder vielleicht sogar mehr der Ölvorräte liegt, ist der Grund dafür, warum es dort relativ oft zu kriegerischen Konflikten kommt und das hat mich dann eigentlich begonnen zu interessieren, die da, die nicht unmittelbare wie-kann-ich-meine-Erlebnisse-verarbeiten, sondern, die ja schon, aber eben, ja, warum? Weil, vielleicht, das kann man dann schon sagen, die, weil die Frage war, wie fühlt man sich, und so weiter. Wie gesagt bei dieser, dieser Invasion im Jahr 2003, wo es diese Ultimaten gab, da war das physisch spürbar, also es war wirklich der Eindruck, dass die dort, es haben alle dort berichtet, dass du in der Magengegend richtig gespürt, dass es kommt jetzt irgendetwas Großes auf uns zu, und das ist eine Militärmaschinerie, die halt in Kuwait sitzt und die war physisch spürbar, ja? Also wie in einem Druck auf dem Bauch oder so, ja? Beantwortet vielleicht die Frage jetzt, das war eigentlich für die Iraker viel schlimmer, weil diese Ungewissheit, du weißt dein Leben wird nachher anders sein, als wie vorher, ja? Und das ist eigentlich schon sehr unangenehm, ja, einfach diese Ungewissheit zu haben, auch wenn du vielleicht versprichst, dass die Lage besser wird, wird für dich als Kurde oder als Schiit oder sonst wie, aber trotzdem die Ungewissheit ist da und das war bei uns auch spürbar. Und alleine durch die Übersetzerin natürlich, die, diese diese Themen angesprochen haben, aber eben auch selbst, war das auch klar, ja? Also das könnten wir vielleicht auch noch dazu sagen, ja? Auch zu dieser Frage von vorhin, wie oder fühlt man da vorher irgendetwas? Nur in dem Fall war es ganz gar so, dass dieser, einen Countdown gab und da hast du gewusst, dass irgendwann in diesen nächsten Tagen wird es einfach, wird es los gehen, na?

SH: Welche Hilfsmittel benutzen Sie um sich abzulenken von dem Ganzen?

TS: Naja, erstens mal ist es interessant, vielleicht ist das auch nützlich, die Beobachtung, ich war beim letzten Mal im Irak eingebettet, bei den US-Truppen, eigentlich eine Woche

so im Bagdad herum, nur den Rest der Zeit eingebettet mit den Amerikanern und, ja? Man hat Bücher mit und mir ist aber aufgefallen, die die, das Internet, ist eigentlich interessant, wie, also du findest in jedem US-Stützpunkt, es sei denn auch ganz klein, haben die Leute Internetzugang, das heißt es ist interessant, wo du halt siehst, dass sie mit ihren Familien Kontakt halten und das versuch ich selber auch über diese Satellitentelefon mit- oder benütze das Internet, wo es geht. Man hat vielleicht auf seiner Festplatte ein paar Filme drauf, man hat Bücher mit, also, ja, hat meistens, nur wie gesagt, hat man eigentlich nicht die Zeit.

SH: Und wenn Sie wieder hier sind?

TS: Ja, wenn ich wieder, ja, was ich gemacht habe, eigentlich war, das war mir wichtig, und ich glaube, das ist auch gut, dass ich meine Frau involviert habe in die Dinge, das heißt, wir waren dann irgendwann gemeinsam in Sarajevo auf Urlaub, also wie es dann ruhiger war. Wir waren in Beirut irgendwann im Jahr 2000, glaube ich, wenn ich mich richtig erinnere, einfach um, um, ja, das Verständnis zu wecken, einfach zu sagen, schau das ist dort so, das ist wichtig, glaube ich, weil es dann für die Partnerschaften dann auch schwierig sind, manchmal, und das muss man, glaube ich, offensiv rangehen und das glaube ich schon, aber auch nicht immer, wenn mir irgendjemand sagt, sondern das ist was viele vielleicht intuitiv machen. Ich weiß von Kollegen von mir und Kolleginnen, ihr dann ihre Partner, also entweder man schließt das weg, ja? Und tut das in einem anderen Ort und das sozusagen kommt nicht rein, oder aber du, du involvierst den Partner und sagst, ja, ich mein, ich würde in einem Kriegsgebiet fahren, das wird nicht gut heißen, aber eben in Beirut oder im, am Balkan oder so. Das man einfach dieses Verständnis auch kriegt und auch einfach ein bisschen sozusagen zeigt, ja so ist es dort oder einfach eine gewisse, ja Interesse schafft dafür. Und ja, damit kommt auch Verständnis und das ist zum Beispiel, einer dieser, ja? So eine Strategie, wenn man so will, ja?

SH: Wem erzählen Sie noch, außer Ihrer Frau Ihre Erlebnisse in einem Kriegs- oder Krisengebiet?

TS: Also wie gesagt sehr oft, es gibt eben verschiedene Leute, wenn, die Journalisten, Kollegen, die man kennenlernt und mit denen man eigentlich arbeitet, die sind natürlich dann, erstens trifft man viele von denen wieder, vor allem die Fotografen, weil die ja von einem zum, also zum Beispiel, weiß ich nicht, brauchen sie nur auf die New York Times Page gehen, Tyler Hicks, der ist immer überall, verfolgt, da wo er sich herumtreibt und die Fotografen sind einmal die einen, die sind ständig, wo es kracht logischerweise, weil die brauchen die Bilder und die können auch, wenn sie daheim sind, sozusagen nichts machen. Wenn du jetzt Krisenreporter bist und du bist Schreiber, ist es gut. Weil, das machst du vielleicht einmal im Jahr, zwei Mal im Jahr, du musst nicht ständig dahinter sein und interessiert dich auch für andere Dinge vielleicht, in meinem Fall ist es China oder Indien oder andere Regionen, nur wenn der nicht Bilder bringt, dann hat er ja kein Einkommen, wie oft vielfach oder ist zu diesem Zweck eingestellt, Bilder zu machen in Krisengebieten, das sind jetzt bei dieser, und wenn er jetzt in New York sitzt, da gibt es Tausend andere Fotografen, die keine Ahnung das neue Geschäft von, oder irgendeine neue Boutique genauso fotografieren können oder irgendein Wall Street Foto machen, das heißt, die sind ständig unterwegs und die trifft man immer wieder dieselben und jetzt habe ich den Faden verloren.

SH: Wem haben Sie das alles erzählt?

TS: Ja genau. Und natürlich eben wie gesagt, die denen, mit denen man irgendwo

gemeinsam unterwegs waren, das ist keine Ahnung, Bruno Devens (?) im Kosovo und in Tschetschenien oder mit dem ich gearbeitet habe oder eben Elisabeth Brookeman (?) in Afghanistan, die trifft man vielleicht oder wenn ich in New York bin und sie ist da, dann versuche ich sie zu erreichen oder der Bruno in Brüssel oder die Leute, mit denen man halt zu tun hatte. Oder wie ich in Bagdad war, hatte ich natürlich, rufe ich die ganzen, den Übersetzer an und da hast du eh, wie gesagt, mit den Leuten eh nichts zu tun, wenn du zum Beispiel mein sunnitischer Übersetzer, der Omar, der sitzt mittlerweile in Schweden und hat dort Asyl und mit dem über Skype oder ich mein, das ist halt wirklich sehr leicht mit den Leuten in Kontakt zu halten oder zumindest ein bisschen, also ich versuche schon da alles zu tun, um einfach die Kontakte nicht abreißen zu lassen und mit denen bleibt man im Gespräch, nur da ist auch wieder so, dass die Zukunft interessanter, als, als die Vergangenheit vielleicht oft, weil da keine Ahnung, passiert, ich weiß nicht, über Facebook, kriege ich dann eine Mitteilung, dass meine Übersetzerin im Libanon, dass sie jetzt einen Namen, eine neue Gruppe aufgemacht haben, weil sie einen Namen für das Kind sucht, vielleicht ist das ihr Sohn, Vorschläge sind herzlich Willkommen, ja das ist natürlich nett und dann freust du dich, weil du einfach hörst, aha ein Kind, und kenne natürlich ihn und sein Kind, also so irgendwie, dieses ist schön, weil diese Netzwerke aufrecht zu erhalten relativ leicht geworden ist. Oder zum Beispiel die Kollegin aus Serbien, die Maya, die ist, glaube ich auch in Norwegen, verheiratet glaube ich mittlerweile sogar, mit den Leuten bleibst du halt in Kontakt, zumindest so weit es über Facebook oder sonst wie geht. Wenn sie nach Wien kommen, triffst du sie und das ist recht nett und schön, dass man, nur wie gesagt unterhalten mit den alten Geschichten auf, zum Beispiel es geht einfach darum, was ist aus dir geworden? Wie geht es dir? Was gibt es im Leben Neues und so. Die Vergangenheit kommt vielleicht, kannst du dich erinnern, wie, was ist eigentlich aus dem geworden und dem? Das schon, aber grundsätzlich und es gibt natürlich auch so Momente, wo die Vergangenheit, wenn man so will, einholt, da auch eine kleine Anekdote: war 99 und 2000 in Tschetschenien und 99 habe ich gewohnt bei einer Familie damals und die waren Vertreter der, der von der Regierung, der Separatisten Regierung Maschadow, also den eher, ich will nicht sagen, Säkularen, den, den Nationalisten, weniger den Islamisten, sondern Nationalisten dort, und ich habe bei dieser Familie gewohnt und die haben für uns gesorgt und die haben uns beschützt, da waren die zwei Brüder, die haben mit Kalaschnikows sind die dann neben uns gesessen und haben versucht uns behilflich zu sein, dass uns nicht irgendwie irgendwelche bärtigen Wahhabiten, Extremisten da entführen oder ähnliches. Und da war dieser Krieg aus irgendwann und dann war diese Familie in einer sehr schwierigen Situation, weil, wenn du da für die separatistische Seite gearbeitet hast und die Russen und der Herr Kadyrow, oder wie auch immer, kontrollieren das ganze wieder, was machst du dann? Das heißt, irgendwann, ein paar Jahre später, kriege ich einen Anruf von Traiskirchen, vom Flüchtlingslager und sagen die, Herr Seifert, da ist jetzt ein Herr, ich sage jetzt den Namen nicht, in dem Moment ist, das glaube ich, das würden sie das nicht wollen, in der derzeitigen Situation und er möchte mit Ihnen sprechen, kennen Sie den? Ich sage, ja natürlich kenne ich den. Und der kann natürlich kein Deutsch und ich kann kein Russisch, Tschetschenisch schon gar nicht, also über irgendwelchen, dann eine Frau, die dann das ein bisschen übersetzt, und dann ein Treffen vereinbart und dann stellt sich heraus, die ganze Familie ist eigentlich geflüchtet dann dort, sind jetzt da und kann man ihnen irgendwie helfen, ja? Ja natürlich, kann man ihnen helfen, im Asylverfahren und müssen belegen, dass sie Fluchtgründe nach der Genfer Konvention hatten zu flüchten und nichts leichter als das, das kann ich wirklich bezeugen, weil das die damals die waren, die im Auftrag nehme ich an, dieser Regierung uns dort verpflegt, versorgt, transportiert etc. haben. Könnte ja sein, dass das ein politischer Grund, ein politisches Asyl ist, weil das natürlich eine politische Tätigkeit war, die ihnen jetzt in diesem neuen Regime wahrscheinlich sehr, nicht wirklich zum Vorteil gereicht und ich war dann im Asylverfahren

als Zeuge geladen, habe das ausgesagt, habe die Fotos vorgelegt etc. Und konnte beweisen, erstens, dass die aus diesem Ort sind, konnte irgendwie zumindest angeben, ja, die haben dort gearbeitet für diese, für diesen Herrn Maschadow, für diese Regierung etc. etc. Und natürlich das kommt manchmal wieder vor, dass die Vergangenheit einholt auf diese Art und Weise. Ich glaube mittlerweile geht es ihnen ganz gut. Sind gut etabliert, der Familie geht es gut im Moment, glaube die haben ein bisschen Angst wegen diesen ganzen Geschichten, aber ja, auch so eine, eine kleine Episode, die vielleicht das ein bisschen illustriert, was da alles passieren kann, na?

SH: Aber wenn Sie wieder in Österreich sind, erzählen Sie auch Ihre Erlebnisse weiter, zum Beispiel Kolleginnen, Kollegen, Kolleginnen, Freunde, gehen Sie auf ein Bier oder so?

TS: Ja, sicher, natürlich, wenn mich jemand fragt, aber, aber ich glaube es ist nicht so, das man das jetzt irgendwie, also die meisten Leute sind, die ich kenne, sind da nicht so gesprächig, weiß ich nicht, im Sinne von, das man jetzt irgendwie im Wirtshaustisch allem erzählt und man wird auch nicht so gefragt, glaube ich. Das ist wirklich eher, glaube ich, ein kleinerer Kreis, glaube ich einmal, ja?

SH: Okay. Sagt Ihnen das Dart Center was? Dart Center?

(Unterbrechung durch Privatgespräch)

TS: Das was Center?

SH: Das Dart Center, also wie das Spiel.

TS: Wie das Spiel Dart. Ich habe schon was gehört, aber mich nicht näher damit befasst. Was tun die?

SH: Und zwar ist das eine Organisation, die eben für, es gibt, also der Hauptsitz ist in Großbritannien, in London, also eine Gruppe, die sich für Österreich, Deutschland und Schweiz, also für alle deutschsprachigen Journalisten da sind und die unterstützen Journalisten, die beispielsweise traumatisiert sind und so. Also unterstützen sie mit Workshops, mit Seminaren und so weiter. Die sind einfach da für die Journalisten.

Ts: Nie gehört.

SH: Noch nie gehört? Okay. Und haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten beispielsweise in Anspruch zu nehmen?

TS: Nein.

SH: Gar nicht?

TS: Nein, ich glaube auch sehr wenig an, an diese Dinge, wie gesagt, da bin ich eher, glaub ich, sozusagen da bin ich Materialist, ich meine Psychologie sozusagen in meinem Studium gehabt. Ich glaube eher, an, an, an andere Dinge, ich glaube, dass die weitgehend sozusagen selbst helfen kann und muss. Und wenn man dann natürlich ein schweres Problem hat, dann, dann ja.

SH: Okay, aber so weit ist es noch nicht?

TS: So weit ist es noch nicht. Das kann natürlich immer sein, das kann nach zwanzig Jahren sein, das kann irgendwann mal sein, man muss die Symptome kennen und das ist wichtig, das man das selbst diagnostizieren kann und ich glaube ansonsten, ist ein schöner langer Urlaub oft mehr Wert als ein, weiß ich nicht, ich kenne viele Leute, die in meinem Umfeld sind, die therapeutische Hilfe in Anspruch nehmen, obwohl die nicht in Krisengebieten waren.

SH: Okay. Ja.

TS: Und wie gesagt, ich halte davon eigentlich nicht so viel, weil weil, was machen sie dann, wenn eine Frau in Somalia und die wird auch fertig mit dem ganzen, ich glaube, dass er Mensch so programmiert ist, dass das im Großen und Ganzen funktioniert, weil wenn es nicht funktioniert, man selber nicht herauskommt, dann dann kann man eh nichts machen, aber ich glaube meistens, warum sollte mir wer, so von außen helfen können, der mich nicht kennt, wenn ich mit meiner Frau reden kann, wenn ich mit Freunden reden kann, die zum Beispiel mit Kollegen reden kann, die dafür Verständnis haben und selber in so einer Situation waren und ich glaube sehr wenig an dieses, an die Analyse schon gar nicht, ja? Entschuldigung.

SH: Passt schon.

TS: Ja, eigentlich nicht, ich glaube, wenn jetzt, viele Bekannte von mir haben ein, ein etwas leichteren Umgang mit Alkohol als ich es habe und oft denke ich mir auch, ja, ist eine Frage von Suchtverhalten und die tun auch nichts, ja? Und da würde ich sagen, wenn ich es feststellen würde, dass ich jeden Tag besoffen heimkomme, dann würde ich mir das überlegen.

SH: Aber soweit?

TS: Das ist es nicht, weil mich das nicht wahnsinnig interessiert, also und da gibt es, glaube ich andere Fälle, die im zivilen Leben dem ganzen, wie soll ich sagen, das eher, was ich glaube ist, das ist echt, dass man die Symptome kennt und dann tut man sich mit dem Thema beschäftigen zum Beispiel eben, wenn ich Waltz mit Bashir anschau, dann sagt mir das sicher mehr als vielleicht vielen anderen, weil diese Themen da nicht alle thematisiert sind, ja? Das alles kommt vor und das ist natürlich spannend, ja? Und man soll sich mit dem beschäftigen, aber wie gesagt, ich bin eher da problemlösungsorientiert, wenn es, wenn es ein Problem gibt, was muss man was tun. Wenn es keines gibt, dann ist es, dann muss man nichts tun, ja? Und ich glaube, wenn man anfangs zu sehr sich, sozusagen wenn ich mir jeden Tag überlegen würde, welche Formen von Krebs es gibt, dann schlafe ich auch nicht mehr gut. Also da gibt es, sozusagen, ich glaube das ist eben diese Balance herauszufinden zwischen dem, was man, wo man durchaus sagen kann, dass die Verdrängung glaube ich eine Leistung ist, die bewusst vom Gehirn geleistet wird, ja? Weil, wollen Sie jeden Tag daran denken, eben, wie das zum Beispiel Pankreas-Krebs absolut eine Todesgarantie praktisch ist, ja? Und andere Dinge wären und da können Sie auf einer epidemiologische Seite gehen und ihre diversen Chancen auf welcher Art auch immer zu sterben, würden Sie das machen? Nein. Also ich zumindest nicht. Wenn man zu sehr glaube ich, reingräbt, dann ist es nicht gut. Da gibt es eh diese berühmten Probleme mit Ärztekammer mit Google, Hypochonder, die irgendetwas, schlecht schlafen und weiß was ich, in der Nacht schwitzen, wenn sie einen leichten Infekt haben und dann diagnostizieren sie, keine Ahnung, Gehirntumor oder, ja, dieses ist nicht gut.

SH: Gut. Wenn ich alles zusammenfassen darf: Sie haben einiges erlebt in Kriegs- und Krisengebieten, Sie versuchen das irgendwie auch selber zu verarbeiten alles, versuchen sogar einiges zu verdrängen und Sie haben Leute, also Sie haben gute Bekannte, Freunde, Frau, mit denen Sie das quasi verarbeiten. Haben Sie noch irgendetwas zu sagen?

TS: Nein.

SH: Gut.

TS: Diese Dart Leute können Sie mir noch schicken.

SH: Ich werde Ihnen einfach die Homepage schicken von denen, das mache ich dann.

TS: Ja, ist interessant.

SH: Okay.

TS: Ja, wie gesagt, ich beschäftige mich schon damit, ja? Im Sinne von, was ich wirklich glaube, das man einfach Symptome erkennt, ja? Nur es ist schwer, weil zum Beispiel Konzentrationsschwäche ja?

SH: Ja.

TS: Das ist ein Fall, aber was ist das? Wenn ich wochenlang jeden Tag über weniger als sechs Stunden schlafe, wundert es einem, das ist, glaube ich, sehr schwer das abzugrenzen und das es wirklich, ich glaube Schäden hinterlässt, wenn du dann, wenn du wirklich massiv betroffen bist, ja? Also zum Beispiel, ein Bekannter von mir, den haben sie in Afghanistan fast erschossen, na? Der ist da, ein Bauchdurchschuss, ein Brite und da sind, glaube ich, drei, vier gestorben bei dem ganzen Gefecht.

SH: Okay.

TS: Und ja, mit dem, mit dem kann, glaube ich man reden, ja? Nur das interessanteste dabei ist, dass er eben, glaube ich, das war im Jahr 2007 und im Jahr 2008 war er wieder dort, wenn er das nicht macht, dann kann er nie wieder. Also er muss das jetzt machen und ich habe dann seine Arbeit gesehen, tolle Arbeit, super Journalist, ja? Was soll man machen, ja?

SH: Und Sie haben keine Angst um Ihre Sicherheit?

TS: Naja schon, sicher!

SH: Aber?

TS: Aber das haben ja, wenn ich, weiß ich nicht, wenn ich ohne Helm mit dem Radl fahre.

SH: Okay.

TS: Was ich auch jeden Tag tue, obwohl ich weiß, ja, ist alles relativ. Okay.

SH: Okay. Gut, dann danke ich vielmals.

TS: Ich danke auch.

Anhang 3:

Interview mit Wieland Schneider
5. Februar 2009, Die Presse - Büro
Dauer: 31:07

SH: So und zwar: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

WS: Okay, also jetzt einmal Neugier und Sicherheit und der Versuch, ja, neue Dinge zu entdecken, zu erforschen, zu recherchieren, wie, die vorher noch niemand recherchiert hat, das heißt, ich mache hier auch redaktionell sehr viel Tätigkeit, aber wenn ich irgendwo in Einsatz bin, das heißt irgendwo bin, wo noch kein anderer Journalist war oder kaum andere Journalisten waren, und man wirklich von, von der Basis aus Dinge herausfindet, das ist, das ist für mich eigentlich das Wichtigste am Beruf.

SH: Okay. Wie sehen Sie die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet?

WS: Die Rahmenbedingungen sind kompliziert aus mehreren Gründen. Einerseits ist man natürlich den, den örtlichen Behörden oder Gruppen, die dort gemacht haben zu einem gewissen Grad ausgeliefert, weil man Genehmigungen braucht um zu reisen, auf die muss man lange warten. Man kann sich meistens sehr eingeschränkt bewegen und dazu kommt, dass das dann meistens alle möglichen logistischen Sachen sehr schwierig werden, wie Transport, Übersetzer, Führer. Das kostet einerseits sehr viel Geld, es ist schwierig zu besorgen und es ist oft sehr aufreibend, oder es ist auch oft sehr aufreibend, wenn, dann dann Artikel, Fotos zu senden durch zu dem, wenn man Satellitenanlage dafür braucht und aufstellt, also das funktioniert oder funktioniert nicht, das heißt, sehr oft sind auch die, die ganzen Sachen rund um die Abreise, Logistik, Technik und so weiter sehr sehr aufreibend, anstrengend und schwierig zu bewältigen.

SH: Okay. Inwiefern beeinträchtigen Ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

WS: Das ist eine gute Frage. Inwieweit sie heute?

SH: Ja.

WS: Aktuell beeinflusst? Also inhaltlich einmal sicher insofern, das ich oder, oder, oder, dass ich das Gefühl habe, auch andere, andere Reporter, die in Kriegs- oder Krisengebieten waren, jetzt etwa Diskussionen darüber gibt, ob ein Land einen Krieg beginnen soll, Irakkrieg und ähnliches, sie eher zurückhalten, als sie als Kollegen, die vielleicht nicht selber in einem derartigen Gebiet waren und sich weniger klar über Auswirkungen von Kriegen sind und, und auch denke ich mir, man hat weniger Schwarz-Weiß-Denken als manch andere Kollegen, das heißt man differenziert mehr, es ist nicht nur so, ich weiß nicht bei einem Konflikt, wie die eigenen Partei und die andere, und die anderen sind eher gut und die anderen böse. Man hat eine differenzierteren Blickwinkel, weil man eben weiß, wie kompliziert das ist, dass es Zivilisten gibt, die betroffen sind und, und auch auf der sogenannten bösen Seite und, und welche Auswirkungen damit

verbunden sind, wenn, wenn man versucht Konflikte militärisch zu lösen. Also insofern ist es, insofern denke ich, gibt es wirklich eine unmittelbare Auswirkung.

SH: Und wie gehen Sie nach einem Einsatz in Kriegs- bzw. Krisengebiete an ein Thema heran?

WS: An das Thema, das ich dort recherchiert habe, oder?

SH: Bzw. auch andere Themen.

WS: Also um das Thema, das ich recherchiert habe, gehe ich sicher insofern heran, dass ich vor allem versuche die Situation der Menschen dort in den Vordergrund zu stellen und dort über Menschen, über Geschichten von Menschen zu transportieren. Inwieweit das dann Auswirkungen auf, auf die, die Arbeit hier hat, ist schwierig zu sagen, in dem Moment, wo es sich um ein anderes Thema handelt, gehe ich mal, weil es anders, nachrichtlich anders an ein Thema heran. Also ich denke, dass es schon einen Unterschied dann gibt.

SH: Wieso?

WS: Es ist vielleicht, wenn die persönliche Betroffenheit fehlt, wenn ich in irgendeinem Gebiet war und das gesehen habe ist auch mehr persönliche Betroffenheit da, man kennt die Menschen, man transportiert auch die Geschichte über Menschen, über die Erfahrungen von Menschen, wenn man dann plötzlich mit einem völlig anderen Thema konfrontiert ist, wo man, wo man nicht diese Erfahrungen gemacht hat, kann man darüber auch nachrichtlicher berichten, denke ich, in einer anderen Form.

SH: Okay. Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- bzw. Krisengebiet zu die der Polizisten beispielsweise, oder Feuerwehrleute, Ärzte oder Mitarbeiter des Roten Kreuzes?

WS: In einem Kriegs- und Krisengebiet?

SH: Genau.

WS: Es unterscheidet sich erstens insofern, dass ich, zumindest theoretisch nur, nur eine Art Beobachter sein sollte, das heißt es sollte mich nicht, Polizist sowieso, aber auch, auch Rotes Kreuz, Ärzte, werden viel direkter involviert, sie, sie, indem sie entweder Leute dort behandeln, denen direkt helfen und ich hab zumindest in der Theorie nur, nur, nur die Rolle des Beobachters, das ist, denke ich, ein gravierender Unterschied. Und eine neutrale Position sollten auch Ärzte, Polizisten und so weiter einnehmen. Naja, vom ersten Bild her, habe ich das Gefühl eine neutralere Position einzunehmen, obwohl man das eh nicht kann. Das ist, denke ich, das ist unmöglich, auch wenn man es möchte. Aber was sicher eben der Unterschied ist, ist dass ich nicht, nicht unmittelbar auf das Geschehen dort Einfluss nehmen sollte, was, was, was Leute, die als NGOs dort sind oder Helfer und so weiter sowohl tun. Ich denke, das ist ein gravierender Unterschied.

SH: Wollen Sie Ihren Beruf bis zur Rente ausüben?

WS: Als Journalist schon. Ob ich nach wie vor derartige Gebiete bereisen würde, weiß ich nicht, ist schwierig zu sagen.

SH: Okay. Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

WS: Sie meinen, weil sich mein Alltagsleben durch diese Einsätze verändert hat?

SH: Genau.

WS: Das ist schwer zu sagen. Also oberflächlich gesehen gar nicht. Es ist sicher manchmal, wenn man gerade zurückgekommen ist, die Umstellung schwierig, also weil man plötzlich irgendwie in einer anderen Welt ist, mit anderen Sorgen, wo man, mit anderen Sorgen auch hier in der Redaktion, wo man manche Dinge den Kopf schüttelt, weil man sich denkt, das sind eure Sorgen oder, oder schon auch das Gefühl hat, wahrscheinlich wenn man jetzt auch, es ist nicht nur die Geschichte, die in den Artikel transportiert, die man recherchiert hat in den Krisengebieten, sondern wenn man allgemein mehr darüber erzählen würde, man sich nicht verstanden fühlen würde, weil, weil weil, das geht nur eher mit Kollegen, die ähnliches selbst gemacht haben, weil es doch zwei verschiedene Welten sind oder man, auf was muss mit meiner Frau oder auch mit Bekannten, das man, wenn die mit irgendwelchen Alltagsproblemen oder Geschichten kommen, das, ich mein, nicht sagt, dass interessiert mich eigentlich gar nicht. Das ist eigentlich fast dumm, mit welchen Problemen du da kommst. Diese Umstellung ist zu Beginn immer schwierig, dann ist man genau wieder in dem Alltagsleben drinnen und ärgert sich auch, auch hier in der Redaktion im Alltagsleben auch wieder um wirklich Kleinigkeiten des Alltags. Aber, aber es ist immer, immer in dieser Rückkehr-Phase hat man schon das Gefühl in einer anderen Welt einzutauchen. Das, inwieweit sich sonst mein Alltagsleben verändert hat, denke nicht unbedingt, aber es wäre einzuschätzen.

SH: Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz?

WS: Kurz vor dem Einsatz? Das heißt, kurz bevor ich weg, wegfahre.

SH: Ja.

WS: Also es kommen auch immer wieder Gedanken, wie, vielleicht ist es nicht intelligent, das zu machen. Wenn so was, wie Nervosität oder Angst auch im Spiel ist, dann eher kurz davor, bevor man auch wegfährt. In dem Moment, wo man dort ist, oder auch schon im Flugzeug sitzt, ist eigentlich alles vorbei, da weitgehend vorbei. Aber es ist sicher eine gewisse Nervosität da, und einfach Nervosität, es ist nicht nur Angst, Nervosität auch deshalb, weil man weiß, es werden jetzt, es werden die Alltagsbedingungen schwieriger, ich muss mich darauf einstellen. Es wird möglicherweise sehr nervenaufreibend sein, Dinge wie Transport organisieren und, und, und die ganzen logistischen Dinge, weil es nicht mehr in Wien, wo, wo das Leben auch komfortabler ist. Also das geht einem schon durch den Kopf.

SH: Welche Erfahrungen in Kriegs- bzw. Krisengebiete belasten Sie heute noch?

WS: Es gibt jetzt, ich denke an keine konkrete Erfahrung, die mich belastet. Es, obwohl ich konkrete Erfahrungen, mir fallen zum Beispiel Dinge auf, das ist mir erst neulich aufgefallen in einem Kaffeehaus, dass ich mit Bekannten dort gesessen bin und ich bin so gesessen, dass ich das ganze (...) im Rücken zu mir hatte, also mein Rücken war dort und das hat mich irgendwie nervös gemacht, ich habe gemerkt es sind viele Leute hinter mir, es passiert was, und das hat mich irgendwie nervös gemacht und ich wollte sogar dann Platz tauschen mit jemandem, der mir gegenüber gesessen ist und sie haben sich darüber

lustig gemacht hat. Ich mag mich nicht mehr umdrehen, irgendwie zu sehen, wer reinkommt, aber das macht mich irgendwie nervös. Ich kann so nicht sitzen. Wenn man dann später, die anderen haben das lustig gefunden, die haben dann später schon überlegt, woher das kommen konnte, weil es nicht wirklich nicht ganz, ganz. Normalerweise, das hat mich irgendwie nervös gemacht, nicht zu wissen, was da hinter mir passiert, obwohl ich merke, dass da sehr viel passiert. Und...

SH: Und haben Sie eine Antwort darauf gefunden?

WS: Naja, es konnte, es konnte zusammenhängen mit derartigen Einsätzen, einfach irgendwie weil man, man wissen will, hinter einem passiert, das macht einem nervös. Es ist, es kann schon, wenn es einem das nervös macht, kann schon mit einem, einem Gefühl des Irgendwie-bedroht-Seins zusammen, oder es möglicherweise Bedroht-Sein-Könnens zusammenhängt, also ich möchte nicht gern vielen Leuten hinter mir den Rücken zukehren. Was, was ich auch noch merke, also das ist ein konkretes Erlebnis, das ich zum Beispiel, wenn ich irgendwo auf Reisen bin, wenn ich unterwegs bin oder auch mit dem Auto unterwegs bin, zum Beispiel, weit aus nervöser bin, als meine Frau. Ob ich alle die paar nötigen Papiere mit habe, den Führerschein, Reiseversicherung, den Pass eingesteckt habe und ich ihn griffbereit habe und, und, und wo andere (...) locker drübergehen und, und, und dann auch darüber nachgedacht und es ist einfach sehr oft bei Reisen so, dass es, dass es viele Checkpoints gibt, du musst immer den Ausweis parat haben, du brauchst alle möglichen Genehmigungen, man irgendwie die Angst ein Zettel zu verlieren und dadurch Probleme zu bekommen. Und das sich das sehr wohl übertragen hat, auch auf diese Situation hier, wo das, das eher, eher gleichgültig ist. Und sonst konkrete Erlebnisse? Also ich kann mich jetzt an kein, kein konkretes Erlebnis erinnern, an das ich immer wieder denken muss.

SH: Bzw. eine Situation, die schwer zu verarbeiten ist?

WS: Es, es gibt schon einige Dinge, an die ich mich noch erinnere, aber, aber es ist zumindest bewusst nicht das Gefühl, dass es mich verfolgen würde, aber einige Sachen, die ich mich, die einfach schon noch sehr oder zumindest eine Sache, auf die ich schon noch sehr präsent habe.

SH: Zum Beispiel?

WS: Das war 2001, denke ich, 2000 oder 2001, war ein albanischer Aufstand in Südserbien und bin dann mit einem Kollegen von Kosovo aus reingefahren und, und der Wagen, mit dem wir unterwegs waren, hat sich dort verfahren und, und wir sind schon auf einer Hügelgruppe entlang gefahren, es war klar, auf der anderen Seite sind, sind serbische Polizei und so weiter, und die haben auch Artillerie. Das war plötzlich klar, dass der sich verfahren hat und ich habe plötzlich dort den Eindruck gehabt, ja, okay toll, wir sind jetzt auf dieser Hügelkeit, und sind wie auf dem Präsentierteller und das könnte, das konnte schlecht ausgehen, also. Das ist mir eigentlich noch sehr präsent. Also, an was man nach wie vor denkt, sind einfach, wenn ich darüber nachdenke, sind schon einfach Bilder von, von Krankenhäuser, von Verletzten und Verwundeten, vor allem Kinder, also.

SH: Okay. Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

WS: Eben Südserbien, Tschad und Bosnien. Das ist, das ist, was mir am stärksten in Erinnerung geblieben ist.

SH: Wo waren Sie noch?

WS: Wir waren noch in Nordirak, und danach Baghdad, Basra und, und, und Afghanistan. Aber sehr in Erinnerung geblieben ist mir eben, eben Bosnien und diese, diese eine Begebenheit in Südserbien und mitunter auch Tschad, weil.

SH: Und wieso?

WS: Tschad deshalb, weil es einfach auch, von der, von den ganzen Umständen, die Logistik zu beschaffen und das war einfach zu nervenaufreibend. Es war, es war bei dieser, dieser Reise ist mir, ist weniger gegangen um das Gefühl irgendwie bedroht zu sein, obwohl, obwohl es, obwohl eine Bedrohung sicher da. Es war kurz nach dem Rebellenangriff und wir waren im Land unterwegs und an der Grenze zum Sudan und in der Nähe von einem Flüchtlingslager, wo Gendarmerie des Flüchtlingslager erst am Tag davor beschossen worden ist, auf derselben Straße, wo wir gefahren sind. Aber irgendwie das Gefühl des Bedroht-Seins war nicht wirklich da, aber es war einfach die ganzen, die ganzen Umstände waren sehr nervenaufreibend empfunden. Diskutieren, das, das, das Bezahlen-Müssen für alle möglichen Dinge und, und es ist unklar, wann die Weiterreise möglich ist, und die Termine, es war sehr aufreibend.

SH: Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vor?

WS: Da gibt es, da gibt es mehrere Ebenen, also, also einerseits natürlich mit dem praktischen Vorbereiten, das man Flug hat, Visum hat und diese Dinge hat. Jetzt psychologisch bereite ich mich nicht bewusst vor. Also da mache ich, vor allem auch deshalb, weil, weil man so viele andere Dinge zu tun hat und um die Ohren hat, dass das man ohnehin vor dem Einsatz meistens schon relativ viel Stress hat. Die Vorbereitungen können auch, auch nervenaufreibend sein, weil man viel Stress hat, aber auch wenn ich an Vorbereitungen denke, wie es gerade bei Tschad war, waren die Vorbereitungen auch insofern aufreibend, weil, weil es nicht genau klar war, wann ich abreisen kann, weil Air France hat nach dem Rebellenangriff die Flüge gestrichen und das heißt, ich habe eine Woche eigentlich jeden Tag darauf gewartet, am nächsten Tag oder, oder in der Früh zu fliegen und immer wieder das Wieder-Hinausschieben, in zwei Tagen fliegen wir vielleicht oder morgen vielleicht oder wir rufen Sie am Abend an, ob Sie vielleicht morgen fliegen können. Das war eigentlich schon auch belastend, also, und das hat aber sicher noch mit der Destination zu tun gehabt, weil man eben weiß, man begibt sich in einer Gegend, die gefährlich sein kann. Ich denke, das hat sicher damit zu tun, dass, wenn es eine Reise unter Anführungszeichen in einem normalen Gebiet gewesen wäre, wäre es auch lästig nicht zu wissen, wann man wegfährt, nur, ich denke, dass man, dass es sehr wohl für mich irgendwie, das es wohl eine Anspannung gibt, bevor man wegfliegt. Und wenn sich das immer wieder verschiebt und man nicht weiß, doch oder doch nicht. Es hat sogar schon Tage gegeben, wo ich dann am Abend davor, wo ich gehört habe, ich fliege doch erst möglicherweise in drei Tagen, war einerseits ärgerlich, manchmal war es einfach ärgerlich und ich habe mich geärgert, manchmal war es auch irgendwie eine Erleichterung, weil ich mir gedacht habe, ich bin noch länger hier, es war irgendwie, es war irgendwie ganz eigenartig.

SH: Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes in einem Kriegs- und Krisengebiet bekannt?

WS: Nichts.

SH: Gar nichts?

WS: Nichts, nein.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen oder gar zu verdrängen?

WS: Ich versuch schon darüber nachzudenken, also ich versuch sicher nicht bewusst zu verdrängen, ich denk schon darüber nach. Ich merk aber auch schon, dass das oft Sachen dann irgendwie verschwinden, also erst wieder, bei Reisen die länger zurückliegen wirklich, wirklich nachdenken muss, mir, mir Bilder anschauen muss, um mich auch wieder zu erinnern, also das ist, das ist irgendwie schwierig. Aja: ich denke, ich versuche es zumindest nicht bewusst zu verdrängen und vielleicht passiert auch so etwas, wahrscheinlich.

SH: Also Sie setzen sich mit dem auseinander.

WS: Ich versuche mich mit dem auseinander zu setzen und darüber nachzudenken, ja. Und ich denke, alleine, vielleicht hat es da ein Journalist einfach, alleine dadurch, dass man darüber berichtet über manche Dinge, passiert das schon. Man berichtet nicht über alles, aber manche Dinge, in dem man darüber schreibt und sich die Fotos anschaut, setzt man sich automatisch auseinander, es ist vielleicht einfach, als wenn man, wenn man für irgendeine NGO arbeiten würde. Also damit arbeitet man das eh auf und muss darüber nachdenken, muss auch oder sollte auch, aber das gelingt eh nicht immer, in einer gewissen Distanz aus das Ganze zu betrachten, was man berichten soll und ich denk, dass das schon, dadurch was passiert und verarbeitet wird.

SH: Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse zu verarbeiten im Kriegs- bzw. Krisengebiet?

WS: Wie gesagt, es gibt, also einerseits, wie ich schon gesagt habe, dadurch, dass ich darüber berichte, geht das automatisch, gar nicht bewusst. Über manche Dinge kann man schon mit Kollegen, spreche ich schon mit Kollegen auch, aber das ist immer, man kann mit, dann nur mit Kollegen sprechen, die selber in ähnlichen Gebieten waren, weil man sonst manchmal das Gefühl hat, das wird überhaupt nicht wirklich verstanden, also man kommt da zurück und da gibt es auch andere Probleme und die Probleme der täglichen Arbeit und, und okay, man fragt so ungefähr, wenn der Bericht darüber fertig ist, aber man hat das Gefühl, da überhaupt keine Basis zu finden und da irgendwie tiefer zu gehen und auszutauschen, weil es einfach, weil man das Gefühl hat, der andere würde das gar nicht verstehen.

SH: Also Sie sitzen gerne mit Kollegen und Kolleginnen, die eben das selbe erlebt haben wie Sie und.

WS: Ähnliches erlebt haben, in ähnliche Gebiete waren.

SH: Und reden einfach.

WS: Man redet darüber und, und, ja.

SH: Wem erzählen Sie Ihre Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet, außer Ihren Kollegen?

WS: Schwierig. Manche Sachen meiner Frau, aber aber nicht so viel. Also wirklich die, die, die, wo man fast über alles sprechen kann, sind eigentlich die Kollegen. Also die die Leute, wo man das Gefühl hat, irgendwie sie verstehen das.

SH: Das sind meist Ihre Kollegen.

WS: Ja, ja. Sie können damit was anfangen, aber das sind einige wenige Kollegen, aber.

SH: Aber doch. Okay. Was sagt Ihnen das Dart Center?

WS: Nichts.

SH: Gar nichts?

WS: Nein.

SH: Okay. Das Dart Center, das ist eine Organisation, die für, die mit Journalisten arbeiten, die unter Anführungszeichen traumatisiert sind, die in Kriegsgebiete eingesetzt wurden und diese Sachen verarbeiten.

WS: Und wo ist das?

SH: Der Hauptsitz ist in Großbritannien, aber es gibt auch eine mit dem Sitz in der Schweiz, ich glaube in Zürich und die ist dann im ganzen deutschsprachigen Raum verantwortlich.

WS: Okay.

SH: Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

WS: Habe ich schon gemacht, aber nicht wegen, wegen Kriegseinsätzen, sondern es war wegen Beziehungsproblemen.

SH: Okay.

WS: Meine Frau. Es ist, es sind dann dort auch Sachen einmal kurz etwas zur Sprache gekommen, wie ich von einem Krisengebiet, weil man natürlich über alles mögliche dann spricht, ich bin aber nicht deshalb hingegangen, weil ich gedacht habe, Sachen von, von den Reisen aufzuarbeiten zu lassen.

SH: Aber Ihr Einsatz hat quasi, die, also wie soll ich sagen, die Beziehung irgendwie...

WS: Das, das weiß ich nicht. Ich denke nicht, da hat es andere Probleme gegeben, aber es ist zumindest dadurch, dass man selber über alles Mögliche spricht, nicht nur über die konkreten Probleme in der Beziehung, sondern über Kindheit und alles mögliche spricht, sind wir auch über derartiges zu sprechen gekommen. Ich sehe oder er hat auch Kausalität zu, zu Beziehungsprobleme gesehen, aber, aber wie gesagt, das ist zur Sprache gekommen

SH: Also überhaupt...

WS: Und, aber nur sehr wenig, also nicht sehr zentral eigentlich.

SH: Also jetzt Ihren Job allgemein.

WS: Job allgemein und auch über, über Tschad habe ich dann mit ihm gesprochen, davor und danach.

SH: Okay, von meiner Seite aus war es das. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?

WS: Nicht wirklich, aber wie gesagt, wenn man das verarbeitet, ist das wahrscheinlich sehr sehr schwierig festzustellen, wie viel man wirklich verarbeitet hat und was nicht, und also, wie gesagt, ich versuche, es ist für mich keine, keine konkreten Erlebnisse, wo ich jetzt bewusst sagen würde, ich sperre mich dagegen darüber, wie nachzudenken, also oder, oder, so was gibt es eigentlich nicht, aber wie gesagt, inwieweit, inwieweit Dinge des Alltags oder Dinge, die heute einem eh nicht beeinflusst, weiß ich nicht. Also diese, diese Sache mit dem Kaffeehaus kann, die ich erzählt habe, kann damit zusammenhängen, muss aber nicht damit zusammenhängen. Es kann auch einfach aus irgendwelchen Gründen gewesen sein, ich weiß es nicht. Aber ich halte es für plausibel und auch diese, zeitweise diese, diese Nervosität, teilweise auch Nervosität, wenn ich an einer Grenze nach Italien fahre, muss ich eingestehen. Nervosität ist dann gar nicht Nervosität, aber das ich sofort weiß, wo der Pass ist und meine Frau ihn irgendwie in der Tasche sucht und nicht genau weiß, wo es ist, werde ich nervös. Also man hat irgendwie, also es ist eine, eine Der-Situation-unangemessene-Nervosität. Also es ist eher eine Nervosität, wenn ich jetzt bei irgendeinem Checkpoint in Bosnien eine, eine, meine Aufenthaltsgenehmigung nicht finden würde oder in Tschad nicht meine, meine Reisegenehmigung finden würde und plötzlich von der Polizei dort aufgehalten werde, weil die Situation gleich unangenehmer wäre. Und ich denke, das prägt sich dann schon ein.

SH: Okay. Wenn ich das alles jetzt zusammenfassen darf. Sie waren in Kriegs- bzw. Krisengebieten, Bosnien.

WS: Bosnien, Tschad und Irak.

SH: Irak, genau.

WS: Afghanistan.

SH: Haben einiges erlebt und diese versuchen Sie bzw. diese verarbeiten Sie, während Sie das schreiben.

WS: Ich denke, dass man dabei das dabei verarbeitet, zumindest, zumindest von diesen Dingen auch, die ein, also die Dinge, die die einen bewegen, wenn es um die Situation der Menschen dort geht, kann man damit sicher mitverarbeiten, wenn einfach diese, diese Situation, die man da vorfindet und die einem natürlich auch bedrückt, wenn man es direkt sieht, die man das einfach zu Papier bringt oder mit Fotos dokumentiert, in dem Moment, denke ich, hat man da schon bis zu einem gewissen, ich weiß nicht, ob man das dann voll verarbeiten kann, aber, aber man hat sich damit auseinandergesetzt.

SH: Okay. Bzw. Sie gehen auch, reden auch darüber.

WS: Ja, ja.

SH: Kollegen und Kolleginnen.

WS: Ja, ja.

SH: Okay. Ich danke Ihnen für das Gespräch.

WS: Bitte, gerne.

Anhang 4:

Interview mit Fritz Orter

10. Juni 2009, ORF-Zentrum - Büro

33:21 min

SH: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

FO: Also Sie meinen jetzt nicht generell, sondern in Krisen- und Kriegsgebieten, ja.

SH: Kriegsgebieten, ja.

FO: Ja, es ist glaub ich (...) eine gewisse seelische und sowie körperliche Belastbarkeit, nicht - die man nicht mitbringt glaub ich ist man die falsche Frau oder der falsche Mann, wenn man so solchen Gebieten fährt.

SH: Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?

FO: Sie meinen arbeitstechnisch?

SH: Genau.

FO: Naja, es kommt drauf an, wohin Sie fahren, nicht? Also in Gegenden, wo Bürgerkriege sind, sind natürlich oft die - wenn sie mit Rahmenbedingungen meinen die Arbeitsbedingungen, unter denen man die Berichte zustande bringt schwieriger, als wenn Sie in Kriege fahren, die nicht zu den sogenannten asymmetrischen zählen, das heißt wenn Staaten, sozusagen Journalisten „embedden“ heißt das jetzt so schön, das heißt nichts anderes als bevormunden. Die große Gefahr ist, dass man sich eben bevormunden lässt, weil eben natürlich immer noch die Militärs in dieser Struktur die Bedingungen stellen, die Rahmenbedingungen vorgeben, aber man darf eben da nicht blind hineintappen, sondern muss sehr kritisch fragen, ob man benützt wird oder ob man überhaupt noch selbst was beitragen kann, einen Konflikt zu erklären.

SH: Inwiefern beeinträchtigen Ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

FO: Ja, die Erfahrung natürlich ist insofern eine unbezahlbare, weil man natürlich aus eigenen Fehlern am Besten lernt, das heißt je länger man diese Arbeit gemacht hat oder je intensiver man selbst darüber nachdenkt, ist man natürlich geneigt, glaub ich, Gefahren richtig einzuschätzen, als zu Beginn, wenn man solche Arbeit auf sich nimmt. Wobei mir von Anfang an klar war, dass zum Beispiel Leute, die glauben dort Helden spielen zu müssen natürlich an falsche Stelle sind - nicht? Was das schwierigste ist, weil meine These ist ja, dass der rein (...) eine Opfer ist und nicht jedes Opfer (...) ein guter Mensch ist - per se. Das schwierige ist, dass man eben doch versuchen muss auch unter diesen extremen Bedingungen zu recherchieren, das heißt auch die Geschichten, die einem die Menschen erzählen auf die Wahrheit zu überprüfen, auf den Wahrheitsgehalt, denn es

wird nirgends, wie Sie wissen, so viel gelogen wie, wie der Bismarck gesagt hat, bei der Jagd auf seinem Begräbnis und im Krieg.

SH: Genau.

Wie gehen Sie nach einem Einsatz im Kriegs- bzw. Krisengebiet an ein Thema heran?

FO: Was meinen Sie jetzt mit dem Thema?

SH: Mit dem Thema, das Sie vor Ort recherchieren haben.

FO: Das man vor Ort recherchiert hat?

SH: Richtig ja.

FO: Naja, es ist natürlich die Tatsache ja jedoch nicht zu übersehen, das man ja oft nicht der Einzige ist, der in so ein Gebiet unterwegs ist nicht? Das heißt, meine Arbeit habe ich immer so verstanden, dass man eben versucht, selbst das, was man mitbekommen oder erlebt hat wieder zu geben, das muss nicht immer mit dem übereinstimmen, was andere wahrgenommen haben. Die Idealvorstellung, das man natürlich von allen Seiten gleichzeitig über alle Seiten berichtet, das ist eine Illusion, das geht in solchen Extremsituation nicht. Man kann immer nur einen kleinen Teil dessen wiedergeben, was man gesehen oder erlebt hat und man muss sich auch im Klaren nachher sein, dass das eben nur ein Mosaiksteinchen, wie ich es nennen würde zum Gesamtbild beiträgt - nicht? Und so kann man nicht die ultimative Erklärung mit einer Reportage abliefern und wie so etwas zustande gekommen ist - nicht?

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- und Krisengebiet zu die der Polizisten oder Feuerwehrleute oder Ärzte bzw. Mitarbeiter einer Organisation?

FO: Das ist ja, wir sollten ja nicht dem Helfersyndrom verfallen - nicht? Viele Ärzte ohne Grenzen-Mitarbeiter oder wir haben ja oft persönliche Gründe oder karitative Arbeit leisten, wobei man ja auch realistisch sein muss, diese Organisationen auch oft gegenseitig im Weg stehen in einer Konkurrenz leidet man oft darunter und ja auch gewisse anderen Motiven. Es ist natürlich eine ähnliche Arbeit, also ich mein einer der Rettungsfahrer oder ein Arzt oder eine Krankenschwester, die in solche Gebiete fährt, bringen mehr hin natürlich um humanitäre Aufgaben zu erfüllen, in dem zu wenig Personal sozusagen, während wir uns natürlich insofern mit denen auch, nennen wir das Rote Kreuz als Vergleichsbasis eher bemühen sollen objektiv - das kann man sowieso nie sein - zumindest nicht parteiisch eben diese Krisenherde oder Konfliktzonen wahrzunehmen und insofern gleicht sich unsere Arbeit irgendwie auch ein bisschen - nicht? Natürlich ist das ein Wechselspiel: oft benützen die Presse und wir halt ihre Arbeit. Gelegentlich oder mitunter brauchen wir sie um überhaupt in Regionen zu kommen, aber wenn zum Beispiel Kriegsparteien nicht mitspielen ist die Arbeit auf beiden Seiten für uns, aus unsere Sicht halt beschränkt - nicht? Aktuelles Beispiel jetzt die Kämpfe im Swat-Tal in Pakistan, wenn die Armee und die Mudschahedin gesagt haben, die Taliban es darf kein Rotes Kreuz und kein Reporter rein. Da sind wir ziemlich allein oder gemeinsam allein vor verschlossenen Türen gestanden. Und man kann natürlich über den Konflikt weiter berichten, aber erst dann wieder sozusagen aus zweiter Hand, in dem man sich erzählen lässt von Flüchtlingen, was sie erlebt haben oder was sie zumindest erzählen, erlebt zu haben - nicht?

SH: Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

FO: Ja, es ja nicht Beruf. Ich mein es ist ja, Sie wissen ja die Arbeit im ORF das funktioniert nicht immer dauernd - nicht? Es ist ja nicht so, dass ich von einem Kriegsschauplatz zum anderen hetzte, also Abenteuerlust oder so. Nein. Ich würde es gerne machen, bis es journalistisch sinnvoll ist, so etwas zu machen, nämlich auch über unseren Tellerrand hinauszuschauen, aber man muss auch Realist bleiben. Man kann natürlich deswegen nicht die Welt besser machen. Man kann beitragen vielleicht, dass manche darüber nachdenken, wie man sie besser machen könnte. Aber, aber insofern würde ich es schon bis zur Rente machen. Ja.

SH: Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

FO: Naja, das ist auch so natürlich relativ leicht nachvollziehbar, wenn man aus solchen Regionen kommt, das natürlich bei allen Probleme, die wir hier im Land haben, also speziell jetzt in der jetzigen Wirtschaftskrise, wo Jedermann um seinen Arbeitsplatz zittert und ähnliches. Muss man sich natürlich völlig im Klaren sein, dass wir immer auf der Sonnenseite oder auf der Butterseite des Planeten leben - nicht? Und konfrontiert mit diesem ganzen Elend und überhaupt, natürlich bei der Ursachenforschung - nicht? Die Kriege sind ja gerne Gottes Geißel oder ähnliches, sind von Menschen gemacht und die Katastrophen aus meistens ökonomischen Gründen und das ist ja auch so in diesem Land, in dem wir leben ist es ja noch nicht so lange her - nicht? Das existentielle - was ist das geschichtlich betrachtet? - das hier zumindest ein Lehrprozess bei den kommenden Generationen eingesetzt hat, das man das nicht mehr tun sollte, was Europa im 20. Jahrhundert erlebt hat - nicht? Das ist sozusagen das positive, wenn man will. Wenn man aus Kriegsregionen kommt und hier her kommt, das man ein gewisses Gefühl, ich würde sogar sagen Dankbarkeit erlebt, das man auf die Straße gehen kann am Abend ohne Befürchten zu müssen oder zumindest nicht - wie das es manchmal geschürt wird (...) zu müssen, das man gleich überfallen wird oder erschossen wird - nicht? (...)

SH: Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz?

FO: Naja, der Gedanke ist ja wohl bei jedem dieser Einsätze, dass einem nichts passiert - nicht? Und, dass man wieder heil rauskommt und die Familie auch irgendwie nicht beunruhigen und Selbstverschulden nicht hineinstürzt - nicht? Weil - ich mein suizidgefährdete Menschen sollen das lieber lassen, also weil die große Gefahr ist, wenn man länger ist so Regionen ist, dass man natürlich oft gar nicht anders kann, als so ähnlich zu fühlen und zu denken und auch zu handeln wie die unmittelbar betroffenen, das heißt in Extremsituationen waren natürlich monatelang unterwegs, in Regionen wie Balkankrieg in den 90er Jahren natürlich. Es ist dann so weit gekommen, oft wenn man in den Zimmer waren in Sarajevo und sagten, den Feind sperren den ganzen Tag. Ich muss raus auf die Straße in einem Marktplatz wieder gehen - nicht? Und dann beginnt man halt so irgendwie schicksalhaft zu denken, es wird schon halt nichts passieren. Wenn es passiert, dann passiert es halt - nicht? Das ist die große Gefahr.

SH: Welche Erfahrungen in Kriegs- bzw. Krisengebiete belasten Sie heute noch?

FO: Ja, belasten in dem Sinne, also jetzt auf Traumata anspielen in dem Sinne nicht. Ich habe selber noch das Glück oder auch die Robustheit, dass was viele Kollegen nicht, einige, die ich gekannt habe oder auch kenne, die sagen: einmal und nie wieder. Das hat mir gereicht, das will ich nicht sehen, also ich kann irgendwie das ganze nicht verdrängen,

aber es ist nicht so, dass es mich belastet - ja? Das heißt, ich brauch da keine - ja - psychologische oder neuro-psychologische Nachschulung irgendwo, das ich mit dem ganzen fertig werde - nicht? Wenn das der Fall wäre, würde ich es ja auch nicht mehr machen - nicht? Das hat dann keinen Sinn.

SH: Welche Erfahrungen in Kriegs- bzw. Krisengebiete - nein Blödsinn:
Welche Einsatzorte sind Ihnen in Erinnerung geblieben?

FO: Ja in Erinnerung bleibt, das ist bei jedem, der Katastrophen am eigenem Leib und Seele erlebt hat, natürlich der unmittelbar in Lebensgefahr war, das waren eben Angriffe, also ich mein, das waren hauptsächlich Kriegsschauplätze in Bosnien-Herzegovina, aber auch ganz banale Alltagserlebnisse, so wie 2005 im Frühsommer in Bagdad - nicht? Wo Dinge, die man ja nicht, die man glaubt, erfahren zu haben oder gewitzt genug zu sein, Gefahren zu erkennen und dann realisiert man nicht, dass man in einem winzigen Aufzug steigt in einem Hotel, das natürlich nur mit Generator, vielleicht mit einem Stromaggregat in Betrieb geraten wird und der ganze Lift, und der fällt aus, bei einer Temperatur, von vielleicht sagen wir mal 47, oder vielleicht etwas weniger. Und nach einer halben Stunde eingezwängt in einem Lift, da hat es da drinnen 80 Grad gehabt vielleicht, da hab ich mir gedacht, das war das letzte Stündlein, also so was bleibt hängen - nicht? Das ist gar nichts dramatisches, aber das passiert in Krisenregionen.

SH: Welche Situation, die Sie erlebt haben ist schwer zu verarbeiten?

FO: Ja, für mich immer die Kinder, diese unschuldigen Kinder, die als Opfer - ja nicht einmal Kriegsoffer, aber durch Kriege natürlich noch mehr in Mitleidenschaft - also, dass Krebs, Kinderkrebskranke (...) im Wasser schon so unter normalen Bedingungen, sprich unter Saddamzeiten ein Horror war, wo natürlich Krieg ist, wo überhaupt nichts mehr reingekommen ist, außer eine österreichische Ärztin, die sich da bemüht hat, wenigstens ein paar schmerzstillende Mitteln, also das waren für mich die schlimmsten Erlebnisse oder wenn auch so wenn Familien, auf einem Familienfest und sich gefreut haben, und dann ist der Vater ums Leben gekommen oder erschossen worden oder so. Also das sind natürlich die Dinge, die hängen bleiben, aber wie gesagt: Tomorrow is another day.

SH: Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vor?

FO: Naja, man ... alles an verfügbare Information, die man halt in Internetseiten hat, ist halt ganz anders. Man schaut einmal die ganzen Berichte durch oder alles, was sie an Material gesammelt wird von Reportern, von internationalen Organisationen, von den in Kriegsgebieten direkt Involvierten, was die von sich geben - nicht? Man sammelt sehr viel Informationen, und was noch wichtiger ist, natürlich: man muss auch dort zumindest versuchen, eine Infrastruktur aufzubauen, das heißt Kontakte zu suchen, Kollegen meistens - nicht? Das, was das Wichtigste ist für uns, vor allem als Europäer in nicht europäisch-geprägte oder kulturell-geprägte Länder fahren, das wir dort Leute kennenlernen, sprich freelancer oder springer oder producer. Es mangelt eben meistens an Sprachkenntnissen - nicht? Das man mit denen einen Kontakt herstellt, die einem dann weiterhelfen und vor allem, dass man Leute findet, die man vertrauen kann, das ist das Wichtigste.

SH: Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes in einem Kriegs- und Krisengebiet bekannt?

FO: Ich weiß nicht, das hat sich bei uns jetzt im Haus geändert. Vorher war das überhaupt kein Thema, als ich begonnen habe. Die meisten Kriegseinsätze waren 80/ 81 in Polen zu den Solidarmosc-Zeiten, ein Regime kurz vorm Kippen war und dann eben sich doch noch acht Jahre lang gehalten hat bis 89 - nicht? Da, da mit sprichwörtlich ins kalte Wasser geworfen worden - nicht? Und auch noch so in den Balkankriegen, in dem Sinne als Nachkriegseuropäer, eigentlich auch als Journalist nicht gewohnt, weil es bei uns keinen Krieg gab in dem Sinne - nicht? Es sind so einige, 6-Tage-Krieg und 7-Tage-Krieg, 67 und 6-Tage-Krieg, aber wirklich so die großen Kriegsgebiete Afrika jahrzehntelang, das war eigentlich kein Thema für uns - nicht? Immer nur aus der Ferne - nicht? Erst als sie sich dann in unserer Nachbarschaft entwickelt hat, ist man hellhörig geworden, auch in der Redaktion, und dann ist man draufgekommen, dass die Leute auf sowas gar nicht vorbereitet sind - nicht? Journalistisch. Inzwischen gibt es ja auch Angebote, bei der Deutschen Bundeswehr, oder auch bei der Österreichischen Bundeswehr, Kurse besuchen. Aber da muss man ja auch aufpassen, dass man da nicht in einer Kriegsspielerei verfällt. Natürlich kann man gewisse Verhaltensregeln lernen - nicht? Es ist nicht sehr klug in einem Gefechtsfeld sich hinter einem Auto zu verstecken, wenn der Wagen getroffen wird, ist nicht nur das Auto durchsiebt, sondern du hast auch noch die Karosserie, die später im Körper ist und ähnliche Dinge oder ja ein Erste-Hilfe-Kurs schadet auch nicht für jemand, der dorthin fahren will. Und wie gesagt, wenn man das nicht erträgt einen abgesägten Arm oder weggesprengten Unterschenkel zu sehen, also dann soll er das lieber bleiben lassen - nicht? Ein Schock, eine Belastung. Sowas vorbereitet zu werden, ist halt schwierig - nicht? Da muss man, ja es ist halt ein bisschen wie beim Chirurgen - nicht? Wenn er, man ist selbst so geschockt, das sieht man ja auch, wenn man was gedreht hat und die (...) ist in Bagdad passiert - nicht? Da waren da (...) dort herumliegenden Leichen findet und da kommt man erst nachher drauf, dass sie keine Köpfe haben - nicht? Also enthauptet worden. Also im ersten Schock realisiert man vieles auch gar nicht - nicht? Dann fragen mich natürlich gewisse Kollegen, warum filmst du das überhaupt? Herzeigen kann man das ohnehin nicht. Das ist oft so, das pickt, das ist geschehen.

SH: Im Haus an sich gibt es keine Angebote für solche...?

FO: Doch, es gibt schon so, also immer wieder. Erst unlängst haben die Franzosen sowas angeboten - nicht? Ich weiß nicht, ob sich wer gemeldet hat von uns, das weiß ich nicht. Gut, ich bin 60, ich gehör nicht mehr dazu, schon ein etwas gereiftes Talent. Ich muss da nicht ewig herumhocken (...) in Camouflage-Uniform - nicht? Das ist nicht meine Welt mehr. Da hab ich schon zu viel gesehen. Aber Sie, (...) immer zu lernen.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen oder gar zu verdrängen?

FO: Nein, es ist wie bei allen journalistischen Arbeiten, bei Journalistik, wenn man nicht von Vorhinein ein gewisses Interesse hat, sei es und ich bin immer noch der Meinung, auch wenn man in ein Kriegsgebiet fährt, muss man sich zunächst einmal mit den kulturellen, historischen, geographischen Voraussetzungen und Bedingungen dieser Region auseinandersetzen. Von den Sprachen rede ich gar nicht mehr. Sie können noch so viel Urdu lernen und dann fahren Sie nach Pakistan und verstehen trotzdem kein Wort Paschtu - nicht? Das geht so weit, dass ich auch oft dann drei verschiedene Producer brauche, weil er das auch nicht kann. Wenn ich mit meinen aus nach Lahore Richtung Peschawar fahre, wie letztens brauchen wir wieder einen, der muss dann dolmetschen - nicht? Also das muss man nicht können, das Hirn wahrscheinlich, und auch die Lebensspanne zu kurz ist, um das alles zu lernen. Man kann sich zumindest interessieren,

wenn man beim Beispiel in Pakistan ist. Geschichte dieses Landes und warum ist das Land entstanden, warum kommt es zu diesen Konflikten heute. Warum haben wir da als Europäer Probleme oder als Amerikaner, Kolonisten oder als Herr dieser Kolonisten gesehen werden und wenn wir die Geschichte von Alexander, den wir den Großen nennen verfolgen bis heute ist es ein sehr spannendes Kapitel, und dann versteht man auch wahrscheinlich das Entstehen oder auch die inneren Konflikte, aber nur zu sagen, dass dort geschossen wird nach dem Motto Bumm Bumm und er möchte dabei sein, das ist zu wenig und das kommt auch wahrscheinlich in den Beiträgen nicht (...) Es reicht eben nicht nur, obwohl es natürlich heute möglich ist, aus dem Internet die tollsten Reportagen zusammenzustellen, ohne jemals in dem Land gewesen zu sein, über das man berichtet, aber das reicht nicht.

SH: Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet zu verarbeiten?

FO: Ja, ich hab sie versucht immer wieder in Form von Büchern, das Wort „verarbeiten“ würde ich gar nicht gebrauchen, das ist ein bisschen zu pathetisch, aber zumindest zu reflektieren oder für sich selbst festzuhalten, weil man vergisst sehr viel, sehr schnell - nicht? Ich mein, ich kann nicht hier ins Archiv gehen und die ganzen Hunderten Stunden, die ich im Laufe der Jahre gedreht habe, anschauen noch einmal. Und heute sehe ich vieles mit anderen Augen, also wenn man eben nichts sagt in der gewissen Situation des Augenblicks und hautnah mitkriegt, die Sachen anders sieht, also später danach darüber nachdenken kann, und auch vor allem weiß, wie sich das ganze weiterentwickelt hat - nicht? Weil nämlich wenige, die wir damals als Kriegs- und Befreiungsherren oder Helden kennengelernt haben, sind als Kriegsverbrecher irgendwo geendet - nicht? Das ist ein Prozess.

SH: Was unternehmen Sie noch? Sie haben gemeint, sie schreiben Bücher um die ganzen Erlebnisse zu...

FO: Bitte?

SH: Sie schreiben Bücher, um ihre Erlebnisse zu reflektieren. Was unternehmen Sie noch, also wodurch versuchen Sie sich noch quasi abzulenken unter Anführungszeichen?

FO: Ja, für mich war immer andere Sachen für manche die Religion, andere sagen, sie brauchen den Psychotherapeuten, für mich war das immer die Literatur, damit meine ich nicht unsere Bestseller von Tag zu Tag, sondern ebenso, das was man ein bisschen bezeichnet die Weltliteratur nennt, wenn Sie den Stoi (?) lesen, die großen Franzosen, die ja oft auch Literatur, die von Leuten geschrieben sind, die auch in Kriegen waren. Mein Lieblingsbuch ist seit meiner Kindheit kann ich fast sagen, seit der Jugendzeit „Krieg und Frieden“. Das ist ja auch nichts anderes, als die Reflexion oder das Nachdenken eines russischen Grafen halt, der im Krieg Fürchterliches gesehen hat, das ihm ein lebenslang beschäftigt hat - nicht? Und da sieht man eben auch, wenn man sich mit solcher Literatur beschäftigt, dass diese Fragen ja eigentlich immer dieselben sind und die Antworten auch - nicht? Und das ist eben eine Auseinandersetzung, wenn es sind ja existentielle Fragen - nicht? Sie werden ja nirgends mit dem Tod, das heißt auch mit ihrem eigenen Ende anschaulicher konfrontiert, also wenn einem Kriegsschauplatz - nicht? Morgen kann es aus sein und wenn Sie es natürlich miterlebt haben, dass das mit einigen ihrer Kollegen, die Sie gut gekannt haben am Vortag noch vielleicht - wie es mir mal gegangen ist - bei einem Gläschen Bier oder Wein und am nächsten Abend ist er nicht mehr unter dir oder unter uns. Da beginnt man natürlich manchmal nachzudenken - nicht? Hättest auch

genauso gut du sein können. Aber das heißt es immer so schön: wrong time - wrong place.

SH: Und das ist schon mal passiert?

FO: Bitte?

SH: Und das ist schon mal passiert?

FO: Ja, das ist, das ist bei drei guten Kollegen oder Bekannten oder bei Freunden war es nicht, es sind halt dann nicht mehr gekommen am nächsten Tag - nicht?

SH: Und wo war das?

FO: Das war in Mazedonien und auch im Kosovo. Ja, die sind halt umgekommen - nicht? Im Kosovo also, und einige halt in Sierra Leone Zwei, Kurtschok (?) war zwar der Reuters-Korrespondent und der Kameramann von AP, mit dem ich sehr viel in Bosnien gearbeitet habe. Die haben gesagt, die wollen auch woanders hin, also Bosnien ist nicht mehr so interessant. Ja, da sind sie dann nach Sierra Leone und zwei Tage später gab es sie nicht mehr. Völlig dumm! Mit Rebellen mitgefahren, also angeblich mit der regulären Armee mitgefahren, klassischer Hinterhalt und (...) kroatischer Kameramann und völlig für nichts gestorben wegen nur einem Bild, weil er es unbedingt haben wollte - nicht? Und das ist auch so, dass muss man auch sagen: diejenigen, die mit der Kamera unterwegs sind, also sprich in diesen unglaublich harten Konkurrenzkampf, auch bei den Agenturen die Bilder liefern müssen, die riskieren natürlich viel mehr als wir - nicht? Wir können immer sagen, naja gut, ich nehm halt deine Bilder - ja? Und mach den Aufsager woanders, aber nicht in der ersten Linie.

SH: Wem erzählen Sie Ihre Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet?

FO: Die etwas ernüchternde Erfahrung ist, dass eigentlich keiner so genau wissen will, wie es eigentlich war. Also man ist hier, wenn man hier kommt, so interessiert getan, aber wie wirklich genau will keiner wissen, weil der Chefredakteur hat jedoch eine hohe Verantwortung einem in so einem Gebiet zu schicken. Diejenigen, die selbst nicht fahren wollen, halten ja einem sowieso für verrückt, dass man so etwas macht und selbst so dann so großartig den großen Helden zu spielen und zu erzählen, was man gesehen hat. Man weiß ja ohnehin, wenn einer so was macht, es ist kein erfreulicher Anblick in einem Kriegslazarett zu filmen oder das zu sehen - nicht? Und gut natürlich die Familie, die ist natürlich der erste Ansprechpartner immer - nicht? Bei jedem so.

SH: Freunde auch oder gar nicht?

FO: Bitte?

SH: Freunde auch?

FO: Ja schon, aber das ist wie gesagt oberflächlich. Also ich hab zumindest die Erfahrung gemacht. Man will es gar nicht so genau wissen, das ist zum Teil das eigene schlechte Gewissen, das man dafür eh nichts tut. Man interessiert sich zwar, ja, dass ich wieder dort bin und so natürlich, und auch die Hoffnung natürlich ich komm wieder gut zurück und so natürlich. Das ist logisch. Aber so die Hintergründe oder gut, also das (...) es ist hier überhaupt das Interesse hier im Allgemeinen, die Leute wollen dieses Elend eigentlich

nicht sehen, es ist belastend, auch für einen selbst - nicht? Man will ja nicht bei einem Jahrestag, man kann sich das wieder zu Gemüte führen, in der Überlegung: Naja, denen geht es mieser als mir, aber erfreulich ist es nicht - nicht? Und das muss man sich auch als Journalist natürlich realistisch vor Augen halten - nicht? Wenn du oft auch noch so aufgewühlt bist, dann glaubst du, das muss, das muss die Welt einem Aufschrei gleich zur Kenntnis nehmen, du musst dir bewusst sein, dass die Welt sich ja dafür nicht interessiert, in vielen Fällen - ja? Das sind sozusagen die Barrieren unserer, unserer Arbeit - ja?

SH: Was sagt Ihnen das Dart Center?

FO: Bitte?

SH: Das Dart Center? Wie das Spiel „Dart“.

FO: Das Dart Center. Sagt mir gar nichts.

SH: Gar nichts.

Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

FO: Ich habe es Ihnen schon erklärt zu versuchen. Ich habe es bisher nicht gebraucht, abgesehen davon, dass meine Tochter Therapeutin ist.

Was ist das Dart Center?

SH: Das Dart Center ist eine Organisation, die mit Hauptsitz in Großbritannien.

FO: Achso ja, die kenne ich ja. Dieser ehemalige BBC-Korrespondent.

SH: Richtig genau, Mark Bryan.

FO: Jaja.

SH: Richtig genau!

FO: Das hab ich vergessen, dass das Dart Center...

SH: Stehen Sie in Kontakt mit den Leuten?

FO: Ja, er hat uns ja mal hier, er war mal hier - wissen Sie den Namen noch, ich hab ihn...?

SH: Mark Bryan.

FO: Ja genau! Er hat einen Vortrag hier gehalten, hat auch ein Lehrbuch herausgegeben, das ich kenne, so ein Verhaltensregeln mit allen möglichen...

SH: Genau.

FO: Und es gibt auch eine russische Kollegin, die sich in Moskau sowas etwas ähnliches aufgebaut hat, aber deren Namen habe ich vergessen.

SH: Die was gemacht hat?

FO: Ja, die macht genau so etwas ähnliches wie ihr ehemalige Kollege von der BBC.

SH: Okay.

FO: Und da gibt es auch einen australischen Psychotherapeuten, Professor für Psychologie, der - dessen Name ich auch vergessen habe - der hat auch so eine Art Lehrbuch, ja Lehrbuch kann man es nicht nennen, aber so gewisse Verhaltensregeln für posttraumatische Störung, so wie man das alles bearbeitet und da gibt es auch so Studien - nicht? Wo man - glaube ich - sogar ein Amerikaner, die sagen, dass eben ein Drittel der Kollegen, die unter diesen gewissen Symptomen leiden, das die dann heilbar sind. Wie halt andere, es sind immer die zwei Ausflüchte Alkohol oder Drogen - nicht? Die damit nicht fertig werden. Also wie gesagt, ich bin bisher nicht akut gefährdet.

SH: Okay, gut.

Wenn ich alles nochmals zusammenfassen darf: und zwar: Sie waren in einigen Kriegs- und Krisengebieten, haben einiges erlebt, einiges erfahren und Sie sind, Sie sprechen Ihre Erlebnisse weniger mit Kollegen, aber dafür mehr mit Familie. Und im Haus wird wenig angeboten.

FO: Ja, es wird viel, es gibt ja bei uns zum Unterschied von der BBC oder anderen, auch sogar bei den deutschen Anstalten, aus einem ganz einfachen Grund gibt's das nicht bei uns. Wir sind ein Land ohne wirklicher Armee, die wirklich in keinen Konfliktgebieten involviert ist. Wir schicken zwar unsere Soldaten im UNO-Auftrag nach Tschad oder was weiß ich, zwei Mann auch nach Afghanistan, aber ist nicht vergleichbar zu mit Ländern wie Großbritannien oder Deutschland oder die USA natürlich, oder auch Russland, wo eben deren Armeen in Kriege verwickelt sind, sprich jetzt im Irak, in Afghanistan, in Pakistan. Wo das der Fall ist, wo Armeen, staatliche Armeen, ich meine die Paramilitärs oder die (...) die inzwischen genau so wichtig sind, wo Staaten involviert sind, sind die nationalen Fernsehanstalten und Rundfunkanstalten interessiert, ihre Journalisten auf ein gewisses professionelles Niveau zu heben, um permanenten Druck auf die Berichterstattung zu machen. Also ein CNN-Korrespondent oder einer von ARD oder ZDF, der sitzt ja mit Kundus im Irak monatelang. Und so einer braucht eine Schulung, um das monatelang durchzuhalten. Unsere Einsätze sind maximal, also im Balkankrieg etwa war es noch monatelang auch, aber die letzten Kriege, da waren wir maximal drei Wochen irgendwo permanent. Und für das ist relativ spät erst uns das Angebot gekommen, wenigstens für diese Einsätze eine militärische Vorbereitung zu bekommen, die wird nicht immer wahr genommen, weil in Wirklichkeit kaum jemand von uns in solche Regionen fährt - nicht? Deswegen ist das Interesse endenwollend.

SH: Gut. Das war es jetzt von meiner Seite aus. Haben Sie noch etwas...?

FO: Ich würde das gerne lesen.

SH: Natürlich, sowieso!

FO: Wir sind fertig?

SH: Ja, sind wir.

Anhang 5:

Interview mit Martin Staudinger
16. Juni 2009, Profil - Büro
Dauer: 19:01

SH: Ganz allgemein: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

MS: Tja, gewisses Maß an Neugierde wahrscheinlich, Versuch einen Überblick zum was sich in der Welt tut, Organisationstalent, Kontaktfreudigkeit und wahrscheinlich auch eine gewisse Risikobereitschaft.

SH: Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?

MS: Ganz verschieden, das kann man nicht über einen Kamm scheren, das ist ein großer Unterschied, wie man, wie man dorthin kommt, sich begibt, auf welchen, welchen irgendwie, zum Beispiel mit den, mit der kanadischen Armee in Afghanistan und da sind die Rahmenbedingungen insofern angenehm, weil man permanent ein Umfeld hat, das einem Essen, Transportmittel, Dolmetscher und Möglichkeiten mit Leuten in Kontakt zu treten verschafft. Ganz anders war es zum Beispiel in Kongo, da wo wir die ganze Reise selber organisieren müssen und das waren die Rahmenbedingungen, ja natürlich jetzt rein logistisch etwas schwieriger, weil wir mal schauen, wo man irgendwohin kommt, schon von vor herein gewisse Abmachungen treffen muss, wen man wo treffen kann, damit man dort eine Basis hat und so weiter und, ja. Dann, wenn man gewisse Unsicherheiten hat, klappt der Termin, klappt dann nicht, kommt der Flieger, kommt der Bus und so weiter. Das, das macht es dann in anderen Fällen relativ schwierig

SH: Inwiefern beeinträchtigen Ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

MS: Wie meinen Sie beeinflusst?

SH: Also beeinträchtigt.

MS: Beeinträchtigt! Ach so beeinträchtigt. Eigentlich nicht.

SH: Gar nicht?

MS: Beeinträchtigt? Sie meinen, dass ich irgendwie traumatisiert bin und, oder?

SH: Nein, nein, an Ihrer journalistischen Arbeit, ob sich irgendetwas verändert hat, wie Sie arbeiten?

MS: Aso, also doch beeinflusst?

SH: Ja, gut.

MS: Naja, man kriegt, also wenn man aus dem sicheren Wien, aus dem sicheren Europa heraus, Krieg oder Krise im Kopf hat, dann hat man meistens Filmbilder im Kopf, wenn man das nicht anders kennt, Gott sei Dank. Filmbilder heißt, man hat eine möglicherweise romantisierte Vorstellung, von dem, was sich dort abspielt. Ich glaube, wenn man tatsächlich mal in einer Kriegs- oder Krisensituation war, hat man danach eine weit aus größere Empathie für die Menschen dort, und weil es ein anderes Verständnis dafür, was das heißt, das heißt, ein gewisses, eine gewisse, ein gesteigertes Ausmaß an Mitgefühl nimmt man auf jeden Fall mit und bei diversen Krisenherden, die einem dann wieder begegnen aus der Ferne fühlt man irgendwie mit. Mir ist es heuer so ergangen, vor Weihnachten die, die im Ostkongo wieder schwere Unruhen ausgebrochen sind. Ich kannte die Gegend, ich konnte von den Bildern von den wenigen die es gab, ungefähr identifizieren, wo es war und wusste, dass ich dort war und haben die Leute mir so wahnsinnig wirklich Leid getan, weil ich wusste, wenn es ihnen so dreckig und denen geht es seit Jahren so beschissen und jetzt wieder und die werden wieder hin und her geschleudert von einer Miliz zur Armee zur nächsten Miliz, etc. Das heißt, da habe ich echt Mitleid gehabt, ganz ganz akutes und man geht sicher weniger zynisch an die Dinge heran, als, oder ich, ich weiß nicht, wie es bei den anderen Kollegen ist, mir geht es wirklich so, dass ich weniger zynisch bin, als irgendwelche, so, mir ist es aufgefallen in Sri Lanka zum Beispiel, da, nach dem Tsunami, war ich allein dort unterwegs und da bin ich auf einen Pulk gestoßen von österreichischen Journalistenteam, die mit dem Bundesheer geflogen sind, mit irgendeinem Minister, und die waren so ein bisschen von der Stimmung her, so auf Ausflugsfahrt im Krisengebiet und die sind mir voll am Arsch gegangen, weil ich hab dann geschaut, dass ich möglichst sofort Distanz gewinne und wegkomme, weil die sind mir echt auf den Deckel gegangen, lauter so rotwangige, aufgeregte PirscherIn muss ich sagen, die die irgendwie es super gefunden haben, wenn da die Reise flach legen, dass jetzt die, die klasse Geschichte, irgendwo melden können, so ist das mir vorgekommen und da habe ich dann ins Taxi gesetzt und bin dann einfach irgendwo anders hingefahren.

SH: Wie gehen Sie nach einem Einsatz im Kriegs- bzw. Krisengebiet an ein Thema heran?

MS: Beim Schreiben meinen Sie oder beim Aufarbeiten?

SH: Ja, beim Schreiben, genau.

MS: Wochenmagazin macht so fern, dass man Geschichten erzählt. Ich muss irgendwie schauen, dass meine, dass die, die Leser das Profil in die Hand kriegen und meine Geschichte lesen, obwohl sie möglicherweise glauben, dass sie es eh schon ungefähr wissen, man weiß es aus den Fernsehnachrichten, man weiß es aus den Tageszeitungen, das heißt, ich versuche einfach einen, bei einer Reportage einen menschlichen Faktor natürlich rein zu bringen und dann schon eine gewisse Dramaturgie zu entwickeln für eine Geschichte. Also das lesbar machen, nimmt dann einen großen Teil meiner Arbeit ein, das sind dann meistens längere Texte, wo man die Leute bei der Stange halten muss, weil es, wir sitzen dann hier, und ja, meistens irgendwie eine Person oder einen roten Faden bei der Geschichte führen und anhand dessen fallen natürlich ein.

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- und Krisengebiet zu die der Polizisten, Feuerwehrleute, Ärzte oder Mitarbeiter des Roten Kreuzes?

MS: Ich versuche nicht Partei zu sein, also Partei mal gar nicht böse, aber die Krisenhelfer, die NGOs, die haben eine Agenda dort zu erfüllen, die haben eine Aufgabe

direkt, in direktem Zusammenhang, die mit der Situation steht. Ich sehe Journalismus schon als berichten und möglichst so zu berichten, dass man nicht eine verschobene Perspektive einnimmt. Also ich versuche, so geht es geht, ein bisschen drüber zu schauen. Es kommt immer wieder zu, dass man als Journalist keine Knarre mit sich herumträgt und jetzt Tausend andere, also ich versuche möglichst wenig einzumischen.

SH: Okay. Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

MS: Kann ich nicht sagen. Es ist nicht nur so, dass ich in Krisengebiete unterwegs bin, also ich möchte eigentlich schon nun möglichst viel und, und möglichst interessante Reisen machen. Also nicht zwangsläufig in ein akutes Krisengebiet, aber was man daraus macht, ist eine andere Frage, so wie ich es jetzt beim Wochenmagazin weitermache oder ob ich, weiß ich nicht, irgendwann einmal ein Buch schreibe oder so.

SH: Sie wollen also im Journalismus bleiben?

MS: Ich habe nie, ich habe nichts anständiges gelernt, was soll man machen?

SH: Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

MS: Eigentlich nicht, bis auf das, was ich zuerst gesagt habe, diese, diese gesteigerte Empathie für Gegenden, in denen ich schon mal war und ein, ein weniger, weniger zwangloser Umgang mit Katastrophennachrichten und, hat sich jetzt nichts wirklich geändert.

SH: Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet?

MS: Werde ich dort was, etwas sehen, was mich traumatisiert? Und komme ich wieder heil nachhause?

SH: Also nichts, hat also nichts mit Ihrer Arbeit an sich zu tun? Ihre Gedanken.

MS: Naja, sicher habe ich sie, ja, ja, ich dachte jetzt, na klar denkt man daran, da sind sozusagen die zwei, die zwei ganz stark emotionalen Dinge und dann kommt, ist, erwische ich einen Anschlussflug, wartet, der, mit dem ich mir ausgemacht habe, das wir uns treffen dort, wo er warten soll in der Zeit, wo er warten soll oder ich habe niemanden dort, was, wie, wie komme ich weiter, wie verschaffe ich mir Zugang, wie verschaffe ich mir Ansprechpartner, wie liefere ich die Geschichte nachhause, möglicherweise aktuell, in einer Situation, wo es keine vernünftigen Kommunikationsmittel gibt, das ist natürlich weit aus besseres Internet etc. Und, was nun? Habe ich genug Bargeld mit? Gibt es Trinkwasser? So die ganz, ganz profanen Bedürfnisse.

SH: Welche Erfahrung in Kriegs- bzw. Krisengebieten belastet Sie heute noch?

MS: Ja am ehesten so das generelle Leid der Menschen dort, also ich habe jetzt keine wirklich belastende Erfahrung gemacht und nur ein bisschen den Knochen sieht, das ist, wie im Kongo die UNO aus einem Flieger geschmissen hat mitten im Kongo, ohne dass ich gewusst habe, wie ich weiter komme, das war ein bisschen abenteuerlich und das möchte ich nicht unbedingt nochmals erleben. Aber das ist jetzt nicht so, dass es belastend ist, es ist mittlerweile so ein Abenteuer geworden, das man dann irgendwie den

Kindern erzählt oder irgendwann einmal den Enkeln vielleicht. Aber richtig belastet, ja, naja, es ist natürlich schrecklich, wenn man in irgend so einem Lazarett kommt und dort liegen schwer Verwunderte, die am Sterben sind herum, aber ich fühle mich jetzt nicht traumatisiert.

SH: Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

MS: Kongo, Ostkongo, 2006. Afghanistan natürlich. Ich fahre jetzt wieder hin in vier Wochen. Tschad, an der Grenze zum Sudan. Sri Lanka, ja, das waren so die großen, was ich im Zusammenhang mit Krisen oder Katastrophen war. Kasachstan, aber das war, das ist keine Krise, das war eine andere Geschichte, weil wir über Afghanistan nach Sri Lanka.

SH: Welche Situation ist schwer zu verarbeiten?

MS: Ja, schwer zu verarbeiten ist, wenn man selber in tatsächlich akute Gefahr kommt oder wenn man, wenn man Zeuge wird einer Gewalttat, eines Mordes, eines, ich weiß nicht was man alles sehen kann, es passiert viel schreckliche Dinge, was jemand sehen könnte, also mitzuerleben, wie jemand anderen Gewalt angetan wird, egal welche.

SH: Das ist, ist Ihnen das schon mal passiert?

MS: Nicht akut, nein, Gott sei Dank, nein. Ich habe mehr die Folgen gesehen, aber jetzt, ich bin nicht akut unter Beschuss gekommen, ich habe auch nicht gesehen, wie da einfach.

SH: Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vor?

MS: Naja einerseits, einerseits mal, natürlich durch, möglichst genaue Information über, das was man, was dort akut los ist, durch Kontakte knüpfen im Einsatzgebiet oder im Krisengebiet. Weil, wenn man ist, einfach so hinfährt und braucht irgendwelche Andock-Stationen, sei es, eben NGOs, sei es irgendwelche Militärs, sei es lokale - (Ja? Hallo! Nein, halbe Stunde, ja!) - und da halt durch Reiseplanung im Wesentlichen.

SH: Welche, ja?

MS: Impfpass überprüfen.

SH: So Kleinigkeiten.

MS: Kleinigkeiten, ja, ja.

SH: Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet bekannt?

MS: Bekannt? Ich habe einmal irgendeinen Überlebungskurs gemacht, beim Militär, aber das war es auch schon.

SH: Aber hier von der Profil-Redaktion? Gar nichts?

MS: Nein.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen oder gar zu verdrängen?

MS: Nein, nein. Ich denke schon darüber nach. Absolut.

SH: Und wodurch versuchen Sie diese Erlebnisse zu verarbeiten?

MS: Naja, Teil des Verarbeitungsprozesses ist sicher mal das Schreiben, weil man das über, über viele Sachen bewusst wird, tun wir mal rekapitulieren. Ich glaube, wenn ich jetzt in einer traumatischen Situation kommen würde, die mich belasten würde, dann würde ich psychologische Hilfe in Anspruch nehmen.

SH: Was für Hilfsmittel benutzen Sie noch, um sich abzulenken? Außer, außer die Artikel schreiben?

MS: Danach?

SH: Genau.

MS: Wusste ich nichts, weil jetzt, also nichts, nichts habe, was ich, was ich permanent verarbeiten müsste.

SH: Okay. Also reden Sie auch mit Kollegen und?

MS: Ja, sicher, klar!

SH: Familie? Freunde?

MS: Familie redet man darüber, mit Freunden, mit Kollegen, aber das ist jetzt nicht wirklich Ablenkung, also das ist nicht, was ich als Ablenkung verstehe. Naja, man erzählt das halt gegenseitig unter Kollegen, tauscht man sich ja aus, was waren die Schwierigkeiten, gibt es irgendwelche Kontakte zum Beispiel, die man sich dann gegenseitig weitergeben könnte, Telefonnummern oder Setzer, Stringer, etc. Das ist informationsbörsenartig unter Kollegen, und der Familie erzähle ich es halt, erzähle ich es halt so wie man erzählt, wenn man eine Reise gemacht hat.

SH: Was sagt Ihnen das Dart Center?

MS: Nichts.

SH: Gar nichts?

MS: Das Dart?

SH: Dart, also wie das Spiel, Dart.

MS: Nein, sagt mir nichts.

SH: Gar nicht? Und zwar ist da seine Organisation mit, mit Sitz in London, wenn mich das nicht täuscht und zwar unterstützen sie Journalisten, die eben traumatisiert sind unter Anführungszeichen, die einiges verarbeitet müssen.

MS: Ja, ja, merke ich mir.

SH: Okay. Ich glaube, Sie haben sie schon beantwortet, aber: Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

MS: Konkret nicht, aber ich würde es machen, wenn ich das Gefühl hätte.

SH: Okay, gut. Ja, das war es.

MS: Das war es? Na bitte.

SH: Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?

MS: Nein, wüsste ich nichts.

SH: Gut.

Anhang 6:

Interview mit Robert Treichler

16. Juni 2009, Point of Sales (Schleifmühlgasse 12 - 14, 1040 Wien)

Dauer: 1:03:19

SH: Ganz allgemein: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

RT: Also meine persönlichen Eigenschaften?

SH: Ja.

RT: Also, da ich bei einem Magazin arbeite, ist eigentlich einer der wichtigsten Eigenschaften wahrscheinlich, in irgendeiner Weise kreativ mit Nachrichten umzugehen, im Gegensatz zu einer Tageszeitung, wo man nur bemüht ist, abzubilden, was passiert ist, kommt es in einem Magazin dann sehr darauf an Zugänge zu finden und das ist irgendwie, das kann man schwer, also das kann man schwer in einer Frage formulieren, wie es funktioniert, aber, wenn man in einem Magazin arbeitet, dann weiß man, das ganz genau, was man braucht. Also, wenn jetzt im, im Iran eine Wahl war und irgendwie der Teufel los ist und niemand weiß, wie es weiter geht und dann schreiben die Zeitungen ganz genau, was passiert, was macht die Regierung, was macht der Khamenei, die Opposition, die Protestanten, die Geheimdienste, etc. etc. Aber, wenn man jetzt, also am Dienstag entscheiden muss, was wird am Montag, also in fast einer Woche interessant sein, das ist das schwierige. Also man muss irgendwie kreativ sein, man muss überlegen, was, was kann ein Magazin jetzt in so einer Angelegenheit leisten, das ist das schwierige.

SH: Sonst noch welche Eigenschaften?

RT: Also wenn man, wenn man viel unterwegs ist, muss man sehr sehr flexibel in jeder Hinsicht, also, auch auf, auf was die Geschichte jetzt betrifft, man, man kommt oft in Situationen, man hat sich das ganz anders vorgestellt, und, und, man muss permanent eigentlich umdenken, das ist ja auch das Schöne an dem Beruf, aber das macht auch das ganze schwierig, also irgendwo, das betrifft jetzt natürlich auch vor allem uns, weil wir auch sehr wenig Leute sind, jetzt im Vergleich zu, auch im Vergleich zu einer Tageszeitung, aber noch mehr im Vergleich zu einem, zu einem, zu den großen ausländischen Medium, also wenn ich das jetzt mit dem Spiegel vergleiche, die haben überall Korrespondenten, der ist völlig eingearbeitet in seiner Sache, der hat die Kontakte, die er braucht im Vornherein, und bei uns ist das halt, wir sind in der Redaktion vier Leute, im Auslandsteil und dazu kommen noch ein paar Korrespondenten, die sind schon mal keine echten Korrespondenten, also das sind jetzt nicht Leute die davon leben also Korrespondent, außerdem sind das sehr wenig, das heißt, wir müssen, prinzipiell muss jeder bereit sein, sich um jedes Land zu kümmern und du kannst nicht davon ausgehen, dass, wenn jetzt in Kongo was ist, der einzige, der vielleicht schon in Kongo war in der Vergangenheit, das er jetzt gerade wieder da ist, und so ist das in jeder Woche, das ist eine ziemliche Herausforderung, da muss man wirklich flexibel sein.

SH: Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?

RT: Du meinst jetzt die Rahmenbedingungen jetzt von, von, ich mein, die Rahmenbedingungen sind dort, das weiß kein Mensch, bevor man hinfährt. Die Rahmenbedingungen von, von unserer Arbeit aus, sind sehr simpel eigentlich. Also ich fahre prinzipiell alleine, eigentlich immer, früher gab es mal, aber ganz selten ganz, das man einen Fotografen mitgehabt hatte, jetzt nicht mehr. Also ich bin allein unterwegs, ich habe das Mikrofon immer dabei, wenn ich denke, dass ich es gebrauchen kann, damit ich das brauchen kann. Ich habe in den besten Tage vor Ort mehrere vorher ein paar Kontakte gesucht, und seit (...) und, also ich muss auch in solchen Fällen auch, also die Flüge bucht die Redaktion für mich, ich weiß nicht, ich sage es, auch wenn es das nicht...

SH: Ja, das passt schon.

RT: Also die Flüge bucht die Redaktion, wenn alles leicht geht, bucht eine Sekretärin auch ein Hotel für mich, nur ist das meistens sinnlos in so einer Situation, weil man eh nicht weiß, wo man sein wird, kann aber auch, wenn es ein sehr begrenzter Konflikt ist und man weiß, ich weiß nicht, man fährt in die Hauptstadt und 50 Meter, 2 Meter weiter ist das Konfliktgebiet, dann würde es keinen Sinn machen in der Hauptstadt ein Quartier zu beziehen, sonst ist es oft schon so, wenn man irgendwo ankommt und sich dann, ohne, dass ich mir Gedanken machen muss, wo ich dann am Abend schlafen werde.

SH: Inwiefern beeinträchtigt Ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

RT: Ja sehr, weil darüber berichte ich ja. Also, alles, was dort passiert ist Gegenstand der Berichterstattung und und und, also man lernt, je mehr Konflikte man gesehen hat, umso besser kann man so was auch einschätzen, also beim ersten, ersten irgendwie gewalttätigen Konflikt ist man schon noch irgendwie möglicherweise zu sehr beeindruckt, einfach, also, wenn man zum ersten Mal irgendwie, ich weiß nicht, die Armee, die jetzt nicht nur gerade bei einer Parade auf- und abfährt am Heldenplatz oder so, sondern so richtig irgendeine Art von Einsatz macht, ist schon auch beeindruckend, eine Schießerei oder so zu sehen, ist ganz beeindruckend beim ersten Mal. Oder auch bei einen der Autos und so, aber man lernt immer, das ist auch interessant, man lernt immer bei jedem Konflikt was dazu.

SH: Wie gehen Sie nach einem Einsatz im Kriegs- bzw. Krisengebiet an ein Thema heran?

RT: Also, es ist nicht so, dass ich zuerst irgendwohin fahre und dann fahr ich nachhause und überlege mir was, sondern, wenn ich dort bin, berichte ich von dort. Da habe ich, im besten Fall habe ich, drei, vier Tage Zeit. Also in so einem Fall, wenn es, wenn es, also ein offensichtlich interessanter Konflikt ist, dann ist der Konflikt das Thema und was ich immer auch dort sehe und in Erfahrung bringen kann, ist dann das Thema, das mache ich von dort und wenn ich zurück bin, kann es sein, dass ich eine komplett andere Geschichte mache, wenn es aus ist oder wenn es noch weitergeht und ich schon zurück bin, dann bearbeite ich das weiter. Ich weiß nicht, worauf du hinaus willst.

SH: Das passt schon.

RT: So? Okay.

SH: Gehen Sie vielleicht an das Thema viel sensibler heran? Oder, oder ist das schon, was Sie...?

RT: Ja, was heißt sensibel?

SH: Ja, wenn Sie wirklich das vor Ort erlebt haben, einiges gesehen haben und Sie genau darüber schreiben, fällt es Ihnen leicht oder fällt es Ihnen schwer?

RT: Es ist immer besser, wenn es dort war. Es fällt einem auf aller Fälle leichter über, über, über Länder zu schreiben, die man gesehen hat und und. Also, man kann über jeden Konflikt alles lesen, aber es fällt einem viel viel leichter, wenn man gesehen hat, wie es dort aussieht. Und, und, also, ich war zum Beispiel, wann war ich zum ersten Mal in den besetzten Gebieten? Ich weiß nicht mehr, vor 15 Jahren oder was, da kann man alles darüber lesen, es sind so viele Bücher geschrieben worden, viele Analysen und Reportagen, da kannst du alles nachlesen, ja? Aber das zum ersten Mal zu sehen ist, bringt einfach auch gerade in, in, in einem Magazin, wo man auch die Dinge irgendwie beschreiben will, und auch irgendwie Hintergründe bringt einem wahnsinnig viel, einfach gesehen zu haben. Alles, wenn man es liest, irgendwie sich schwer vorstellen kann. Da steht dann irgendwie, da gibt es Checkpoints oder, oder, oder in einem anderen Konflikt, ich weiß nicht, im Kongo, da steht dann irgendwie, da gibt es Flüchtlingslager, das ist so ein, so ein, ein Begriff. Jeder weiß, was ein Flüchtlingslager ist, in der Zeitungen muss man das nicht erläutern, ausführen, es ist überall etwas anderes. Ein Flüchtlingslager in, in, im Kongo sieht komplett anders aus, als ein Flüchtlingslager in Jenin oder ein Flüchtlingslager in Georgien. Also das, es ist einfach wichtig, dass das...

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- und Krisengebiet zu die der Polizisten oder Feuerwehrlaute oder Ärzte oder Mitarbeiter einer NGO?

RT: Das hat überhaupt nichts mit meiner Arbeit zu tun, also ich, ich, ich kann etwas (...), dabei zuzusehen, was er da macht, im Einzelfall, aber, ich meine, also ich lösche keine Brände, verarzte keine Verwundeten, ich Sorge mich nicht, also ich kümmere mich nicht drum, ob irgendjemand, also ich Sorge nicht für Recht und Ordnung, das ist alles nicht mein Job, na? Ich bin dort und ich glaube, das wird...

SH: Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

RT: Oh Gott! Was für eine Frage? Ich habe vor, nächste Woche so viel Geld zu gewinnen, dass ich kein, nein, also, es ist jetzt nicht auszuschließen, nein.

SH: Okay.

RT: Wobei, wobei sich, ohne, dass ich das wahnsinnig beeinflussen kann, den Beruf, er sehr verändern wird die nächsten Jahren. Das weiß ja kein Mensch, wie es weitergeht.

SH: Okay. Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

RT: Mein Alltagsleben hat sich eigentlich gar nicht verändert, also, also ich fühle mich jetzt nicht, ich fühle, ich meine, ich kann das nicht unterscheiden, wann ich in den Krisengebieten bin und wann ich zuhause bin. Zuhause ist alles sehr sicher und dort nicht so sicher. Also das beeinträchtigt mich eigentlich überhaupt nicht. Das Einzige, wo ich mich erinnern kann, wenn man, also wenn man erlebt, also wenn man erlebt unter welchen Bedingungen, man in Afrika oder so im Alter ihre Kinder aufziehen und und wie schwierig, die das haben und ich hab jetzt zwei kleine Kinder, da habe ich mir manchmal

gedacht, also, wenn man irgendwie, oh Gott, wo, irgendwie, ich weiß nicht, es ist Wochenende, wir haben daran vergessen, das Babyöl zu kaufen oder so. Da denkt man sich, also, es kann gar nicht so schlimm sein, ja? 98% der Weltbevölkerung kommen ein Leben lang ohne Babyöl aus, also schaffen wir es auch am Wochenende, aber sonst, ich mein, es ist einfach so unterschiedlich, als in dem Konflikt, wie die zuhause. Man kann es gar nicht übertragen, man kann es nur mit den Freunden erzählen, hoffentlich, ich mein, wenn wir einen Konflikt erleben würden, dann wäre es wahrscheinlich auch nicht.

SH: Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz?

RT: Ich habe schon so ein paar Mal Bammel gehabt, also wenn man, ich bin ja kein Kriegsreporter oder so, also es wird von mir nicht verlangt, dass ich mich in Gefahr begeben, es verlangt die Zeitungen nicht von mir, aber gleichzeitig, wenn man irgendwohin fährt, man weiß es nicht genau, was dort ist und vor allem, wie es sich entwickelt, ist es meistens, ist es ein bisschen, ist es bedrohlicher, so lange man nicht dort ist, wenn man dort ist erkennt man sehr schnell, wie groß die Gefahr ist und meistens ist es eh nicht groß und man erkennt auch sehr sehr schnell, was man tut, um sich aus der Gefahr zu bringen, aber, aber wenn, kurz bevor man losfährt, ich weiß nicht, als ich eigentlich losgefahren bin beim letzten, also beim Irakkrieg, da war mein Job irgendwann nach Kuba zu fliegen und von dort aus zu beobachten und schauen, was passiert und man wusste tatsächlich nicht, ob ob ob der Irak irgendwelche Waffen besitzt, wenn man biologische Waffen, chemische Waffen, schmutzige Bomben, alle möglichen Raketen etc., da wüsste ich genau so wenig, wie alle anderen, was da passieren wird, also ob der Irak in der Lage sein wird Kuba anzugreifen, normalerweise Kuwait-City, es ist alles sehr klein dort, wäre der Irak dazu in der Lage gewesen, dann hätte er es wahrscheinlich gemacht, und dann wäre ich dort gesessen und da wäre ich schon fertig gewesen und da habe ich dann, ich hatte irgendwie Sachen mitgenommen, die ich vom österreichischen Bundesheer bekommen habe, Splitterschutzweste, Gasmasken, Helm, sogar irgendwelche komischen Spritzen gegen Chemie-Verseuchung und wenn man die Dinge dann Zuhause am Wohnzimmerboden ausbreitet, dann hat man das Gefühl, oje, das ist vielleicht nicht so super jetzt dorthin zu fahren und wenn sie, irgendein kleines Risiko werden, werden solche Reisen, ich mein, wobei das größte Risiko, einen ganz blöden Autounfall zu haben, weil das, was alle Konfliktgebiete eint, ist, dass beschissene Autos, schlechte Straßen meistens und die größte Gefahr, ist dass man bei einem deppaten Auto mitfährt, dann irgendwo reinkracht und ist mir zum Glück nie passiert, aber, aber wenn man da herumfährt, da gibt es aber kein Zurück und man kann nicht irgendwo stehen in den Konfliktgebieten und sagen, ja, in das Auto steige ich nicht ein, da ist man, da muss man dann durch, aber mir ist noch nichts passiert.

SH: Welche Erfahrungen in Kriegs- oder Krisengebiete belasten Sie heute noch?

RT: Belasten mich?

SH: Ja.

RT: Also ich bin in einer Hinsicht für den Job, glaube ich ganz gut geeignet, weil, mich belastet so schnell nichts, also es ist nicht so, dass mir irgendwelche Leute wurscht wären oder so, ich habe nicht einmal einen Job und ich bin nicht verantwortlich, was da irgendwo passiert, nur, nur, weil ich vom einen zum nächsten fahre, heißt es nicht, dass ich jetzt da jetzt gefordert bin. Ich finde es auch nicht, ich finde es auch nicht richtig, wenn wenn Zeitungen beginnen, sich so als NGOs aufzuspielen und beginnen irgendwie so überall, wo sie hinfahren Kinder zu retten. Natürlich, ich meine, da gibt es professionelle Leute,

denen soll man helfen, Geld spenden, was weiß ich was. Aber es ist nicht mein Job, ich habe es nicht gelernt, ich habe keine Ahnung davon, ich weiß nicht, wie man Kinder aufbaut oder betreut. Ich will damit einfach nicht, ich weiß nicht, ich bin jetzt irgendwie genauso wie ein ein ein ein ein Pilot der British Airways, der durch die Welt fliegt, auch nicht überall, wo er landet, sich darum kümmert, was im Land los ist, also deswegen mich belastet das eigentlich, aus, also ich erinnere mich schon an an Dinge, die irgendwie grausig waren, aber nicht in einer Weise, dass ich mich im Bett wälze und mir Vorwürfe mache, das nicht, das kann ich mir echt nicht vorstellen.

SH: Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

RT: Die meisten. Na, es ist einfach, es ist einfach, es ist ein wirklich interessanter Job, also, es passieren auf so einer Reise, ich meine, es ist ganz anders, als man es irgendwie jedes Jahr im Sommer ein Badeurlaub macht, ob man jetzt irgendwie in Tunesien war oder in der Türkei, oder an irgendeinem See, irgendwann verschwindet die Erinnerung, und man weiß nicht genau, wo der beste, wo der schönste Strand war. Aber auf diesen Reisen geht es nicht um, dass ich es dort lustig habe, sondern ich renne immer an einer guten interessanten Geschichte hinterher und die Geschichte ist aber dann meistens so interessant, das vergisst man nicht so leicht oder das vergesse ich nicht, ich glaube nicht, ich mein, ich erinnere mich zum Beispiel noch sehr sehr gut an meine allererste, meinen allerersten Einsatz quasi, das war, wo ich gefahren vom Profil, was war anno domini 1996 und da bin ich nach, da waren in Nordirland alle Ausschreitungen, da bin ich dort hingefahren. Das war dann, da war ich noch nicht angestellt und nichts, da habe ich ein Praktikum gemacht und das war irre aufregend für mich und und das werde ich nicht vergessen, obwohl der Konflikt mittlerweile mehr oder weniger beigelegt wurde.

SH: Wo waren Sie denn noch überall eigentlich?

RT: Also jetzt mal abgesehen von den ganzen normalen Europazeugs, war ich öfter mal in Afrika, also ich war in Äthiopien war ich ein paar mal, dann war ich in Burundi, auch in Ruanda, ein Mal kurz in den Kongo, dort in diesem sehr sehr, in Burma, ich war in China, ich war in Japan, Amerika, war oft im Nahen Osten, Georgien, also bei diesem kleinen Krieg, Tadschikistan, ich bin recht viel, aber seitdem ich Kinder habe, ganz ganz selten.

SH: Welche Situation ist für Sie schwer zu verarbeiten?

RT: Also, auch wenn ich weiß, dass ich nichts ändern kann, wenn ich irgendwo bin, ist sicher das Schwierigste, wenn man sieht, wie jemand oder wie Einzelne oder auch Gruppen von Leuten oder ein ganzes Volk oder was weiß ich, wirklich hart unterdrückt werden, das kann jetzt irgendwelche Gewaltakt sein, dass jemand irgendwie verletzt, geschlagen, umgebracht wird, aber das kann auch einfach irgendwie so diese diese, einfach Verzweiflung von Leuten, die irgendwie stehen und nicht mehr wissen, was sie tun und und und man weiß auch als Journalist ganz genau, wer dafür verantwortlich ist, das die einfach, da, in den Gegenden da gilt einfach das Recht des Stärkeren, da kann man oft recht sauer sein, bin ich auch manchmal, aber es hilft halt nur.

SH: Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz vor?

RT: Ich habe nicht viel Zeit, also wenn es wirklich so ist, dass es, also diese Einsätze, die ich so gemacht habe, zum Beispiel damals in Nordirland, da war es irgendwie so, ich mich dafür interessiert habe für den Konflikt, habe viel gelesen, war aber noch nie dort und vor allem ganz zu Beginn, da habe ich den Vorschlag gemacht, ich würde gerne hinfahren,

der damalige Chefredakteur hat gemeint, nein, es ist nicht notwendig, es ist sinnlos, nicht aufregend genug und zwei Tage später ist es dort explodiert, es sind Leute umgebracht worden und ich weiß nicht mehr genau, und alles hat gebrannt dort, die Nachrichten voll mit Nordirland und dann hat er gesagt, na los, und hat er gefragt, ob ich sofort losfahren kann und ich habe gesagt, ja und dann war ich drei Stunden später am Flughafen, da kann man sich nicht wahnsinnig gut vorbereiten, da habe ich nicht einmal ein Quartier gecheckt oder irgendwas. Und das war schon recht oft so, weil man in der Zeitung soll eben schnell reagieren, wenn was passiert, muss man, weil das hat dann eh schwierig genug, bis man dort ist, jetzt nicht nur in dem Land, sondern bis man wirklich dort ist, wo der Konflikt ist, ist nicht oft dasselbe, wenn man in die Hauptstadt zu fliegen, bringt zunächst mal wenig, ja? Man muss erst sich zunächst durchkämpfen, wo es wirklich interessant wird, und das dauert eh alles so lange, irgendwie lange vorzubereiten von Wien aus, geht nicht.

SH: Welche Angebote oder Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes bekannt?

RT: Gar keine.

SH: Gar keine. Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- oder Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen oder gar zu verdrängen?

RT: Also, ich versuche nicht zu vergessen, weil, Sie müssen denken, möglicherweise ist alles, was ich weiß, ist alles wieder wertvoll, sei dahin gestellt, ich bin relativ zu, relativ robust, ich mein, also es ist ja auch nicht so, dass mich irgendetwas quälen würde, wo ich mir denke, nein, warum ist das so, weil, ich versuche auch in meinem Job herauszufinden, warum ein Krieg ausbricht, und warum das eben so ist und das ist dann die beste Erklärung, die ich finden kann und darüber hinaus, mehr weiß ich auch nicht.

SH: Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse zu verarbeiten?

RT: Ich mache in meinem Leben nichts anderes, als darüber zu schreiben, also wenn sie jetzt eine Relevanz hätte die Geschichte, ich habe schon viel erlebt, das sehr lustig war, sehr aufregend oder teilweise auch gefährlich, selten, das sich aber nicht für die Geschichte eignet, und dann, wie jeder andere, wenn man was erlebt, dann erzählt man es irgendjemandem.

SH: Wem erzählen Sie Ihre Erlebnisse?

RT: Ich weiß nicht, meiner Freundin, meinen Kollegen.

SH: Freunde? Familie?

RT: Freunden ja.

SH: Lenken Sie sich auch ab eigentlich?

RT: Ja. Manchmal schon ja.

SH: Was benutzen Sie für Hilfsmittel?

RT: Also irgendwann am Tag, also spät am Abend reicht es einem einfach. Und wenn ich

jetzt irgendwo den ganzen Tag unterwegs war und es ist manchmal wirklich sauanstrengend, ja, also, den ganzen Tag unterwegs zu sein, und man muss sein, seinen ganzen Trödel, das ganze Gepäck mitschleppen, weil man ja nicht weiß, wo man am Abend dann sein wird. Ich kann nicht irgendwie irgendwo ein Zimmer nehmen und mein Gepäck hinterlassen und dann bin irgendwo am Abend ganz woanders, und das geht alles nicht, also oft muss man einfach schleppen, denken und wie mache ich das jetzt, irgendwie ein e-Mail-Zugang habe und wenn nicht, wen rufe ich an, das ist furchtbar anstrengend, manchmal, und wenn am Abend irgendwie aus ist, also wenn ich nichts mehr machen kann, okay, ich gehe schlafen, dann lese ich meistens ein Buch, das nichts mit dem ganzen zu tun hat, ein Roman oder so.

SH: Was sagt Ihnen das Dart Center?

RT: Das?

SH: Das Dart Center, wie das Spiel.

RT: Das sagt mir nichts.

SH: Gar nichts. Und zwar ist das eine Organisation, mit dem Sitz in London und die helfen Journalisten, die quasi traumatisiert sind. Unterstützen sie, machen, da gibt es so Coachings, so Projekte und so, wo sie mit denen, mit denen arbeiten, und auch helfen.

RT: Also, ich glaube nicht, dass ich ein Trauma habe, niemals, weil sonst würde ich jetzt unter irgendetwas leiden, ich weiß nicht, Schlafstörungen oder so etwas, habe ich nicht.

SH: Okay.

RT: Im Gegenteil, ich kann schlafen zu jeder Tages- und Nachtzeit, auf jeder Art von Sitz, in jedem Flugzeug, (...) ansagen wo es hingehet das ist also. Kennen Sie den Herrn Kapuscinski?

SH: Ja sicher.

RT: Der hat mal aufgezählt, was die wichtigsten Eigenschaften sind von einem Auslandsreporter. Und eines, was er gesagt hat, glaube ich, war eine gute Gesundheit und vor allem einen guten Magen, das stimmt ganz sicher, also du bist unterwegs und hast eh keine Zeit und das stimmt auf aller Fälle, Hygiene und Schlafen kommt auch dazu. Also gut schlafen zu können ist das Beste, was einem passieren kann. Wenn man auch noch unausgeschlafen ist und schon müde aufsteht oder so, das ist die Hölle, weil ich stehe nie wieder auf. Ich kann echt super pennen. Ich geh davon aus, ich habe kein Trauma.

SH: Okay, gut. Das war es von meiner Seite aus. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?

RT: Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ob ich der beste Gesprächspartner bin, im Nachhinein in Richtung TV meine ich, ich glaube, ich habe echt nicht, bin froh, dass mir nichts nachhängt, wo ich mir denke, am liebsten hätte ich das nie gesehen oder so. Eh komisch, man sieht grausige Sachen. Ich glaube, das war, ich war beim Zivildienst bei der, beim Roten Kreuz, Ambulanzwagen und da sieht man auch manchmal grausige Sachen, und das war damals so, das macht einen totalen Unterschied, ob du jetzt über die Straße gehst und da passiert an der nächsten Ecke was und du siehst das. Es ist grauenvoll, aber es ist noch grauenvoller, wenn es jemand ist, den du kennst, wenn du selber als, als

Einsatzperson daher kommst und du siehst das komplett anders. Du siehst komplett fokussiert und denkst dir, aha, der da blutet, wo blutet der. Aber sonst was also ansprechbar, das (...) irgendwie ab und du weißt dann, was im Idealfall ist zu tun und das tust du dann und damit ist es irgendwie, das nimmt dem Ganze dann den Schrecken und ähnlich ist es auch als Journalist, ich meine, ich komme irgendwohin und sehe, ich weiß nicht, in Burundi grausliche Flüchtlingslager, die zusammenpferchen wie nichts und kennen nichts anderes und natürlich denke ich mir dann, schrecklich, warum tun sie das den Leuten an, und gleichzeitig weiß ich, ich bin nicht hier um Mitleid irgendwie zu verströmen, sondern um herauszufinden, warum jemand die einsperrt und was für eine Chance sie haben aus dieser Welt zu kommen und damit, also ich habe immer meine Geschichte im Kopf, wenn ich irgendwo bin, weil es ist sehr wenig Zeit und ich weiß, ich muss irgendeine interessante Geschichte erzählen können, vor allem eine wahre Geschichte und das rauszufinden, was da ist, das überlagert einfach alles, da kann passieren, was will, ich habe immer, immer den Blick, was da jetzt wirklich passiert und warum das passiert, und das kann ich damit, das klingt sogar etwas unmenschlich, aber es ist auch mein Job. Ich mein, es hat ja niemand etwas davon, wenn ich in der Welt herumfahre und und und immer irgendwie Tränen in den Augen habe, wenn ich etwas sehe und darüber meine Geschichte vergesse und dann komme ich Heim und habe keine Geschichte und da habe ich ihnen auch nicht geholfen, na? Also.

SH: Ist es irgendwie eine Art Schutzmechanismus, ein Schutzschild?

RT: Ein Schutzschild wäre es wahrscheinlich, wenn es chronologisch oder oder wenn ich jetzt irgendwie schwer getroffen wäre und überlege, wie komme ich am besten da raus, ich mache das so und so, aber so war es ja nie, sondern ich bin immer hin, habe was gesehen, habe immer meinen Job vor Augen habe, was ich tun muss und deshalb habe ich mir die die Frage nie gestellt. Eigentlich muss ich auch sagen, auch für für für wirklich schlimme Situationen, gibt es, wenn man näher dran ist, sieht man das auch wieder anders, nicht? Es ist irgendwie, ich weiß schon, wie wie, ich kann mir nicht, ich will mich nicht aufspielen und weiß, wie sich die Leute fühlen, aber man sieht trotzdem, in der aussichtslosesten Situation in einem Flüchtlingslager in Burundi einfach die Tatsache, dass dort einfach sehr viele Leute sind, die in der selben Situation sind. Das ganze nicht so schrecklich ist, wie es sein könnte, also ich glaube, alles, was was in diesem Kollektiv so ertragen wird, ist leichter. Ich habe, ich war nicht immer im Auslandsressort, ich war auch einmal im Chronikressort und da habe ich zum Beispiel eine Geschichte gemacht über, da war Aids, das gab es schon, aber gerade erst aufgekommen, diese Kombinationstherapie und da habe ich eine Geschichte gemacht mit einem Wiener, der HIV positiv war, ich weiß nicht wie fortgeschritten die Krankheit schon war, hatte diese, diese Therapie glaube ich begonnen und das war halt so ein, ein Bankbeamter, wo niemand wissen durfte, dass er es hat, weil er so eine Angst hatte seinen Job zu verlieren und jetzt, man kann so Schicksale nicht vergleichen, aber alleine zu sein, als HIV positiv und niemand wissen und man fürchtet, dass es irgendwie irgendjemand rausfindet, und man weiß nicht, wie es weitergeht und in den Flüchtlingslagern, wo Hunderttausende Leute sitzen, wo sie alle gemeinsam, nicht gemeinsam, aber wo irgendwie eine Art von kollektive Erfahrung da ist teils, wo man sich überlegt, was kann man besser machen, wie tun wir jetzt und so. Und im Zweifelsfall ist, glaube ich, dass die, das Massenschicksal leichter zu ertragen. So, die Armut, ja? Die Armut, wenn hier jemand sagt, da müssen die Leute mit einem Dollar pro Tag auskommen, rein rechnerisch und in Wahrheit noch weniger, dann gilt das wie der Tod. Gleichzeitig, wenn man in so einem Land lebt, merkt man, es ist, natürlich, man muss es irgendwie ändern. Aber Armut ist ein relativer Begriff, und jetzt irgendwie, man muss möglicherweise, wenn jemand, der hier aus seiner Wohnung rausfliegt, aus irgendeinem Grund, weniger oder keine Unterstützung

bekommen kann, vielleicht schlimmer dran sein, als jemand, der, wo als Subsistenz-Landwirtschaft gibt, hat sich ernährt von dem, was der Boden hergibt und so. Aber es ist, keine großen drei Seiten, aber aber auch so Elend zu sehen, man kann das auch schon anders einschätzen. Ich habe noch einige lustige Anekdoten dazu.

SH: Bitte.

RT: Und zwar aktuell, zum Beispiel, diese Reise damals nach Nordirland, das war echt, das war der Job meines Lebens, weil der Chefredakteur hat gesagt: Treichler, los. Jetzt geht es los, und dann, ich war total aufgeregt natürlich, bin zum Flughafen, und da habe ich einen Kollegen, einen guten Freund, der hat mich zum Flughafen gebracht und zu dem habe ich gesagt: Scheiße, ich habe Szenen gesehen im Fernsehen, das sieht irre arg aus, es brennt überall und so. Ich bin froh, dass ich nicht aus so einer Kultur bin, dann bin ich gelandet in Belfast und dann habe ich als Österreicher nicht so kennt, im Flughafen, Militär irgendwie so, so und so Panzer, Sperrungen und so Zeugs, das ist irgendwie schon, irgendwie macht es einem schon ein mulmiges Gefühl, zum einen, da ist alles zivilisiert dort logischerweise und trotzdem es schaut alles anders aus, man sieht Soldaten und denkt sich, und ich hatte keine Ahnung, was ich eigentlich machen sollte, es kracht und ich soll dorthin und ich bin dann, habe kein Quartier und nichts, und ich bin dann am Flughafen, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, so super-amateurhaft, ich bin am Flughafen noch, zum, zum, zu einer Telefonzelle, habe ich Telefonbuch genommen, weil ich hatte einen Kontakt, einen Kontaktmann von der IRA, den ich zufällig habe.

SH: Okay.

RT: Sonst hatte ich nichts und den habe ich irgendwie noch nicht erreicht und dann habe ich im Telefonbuch unter hartes P wie Peace nachgeschaut, da gibt es irgendwelche radikale Szene, die irgendwelche radikalen Gruppen stehen im Telefonbuch und die Army versucht, also, wen soll ich anrufen und habe so eine Friedensinitiative angerufen, und habe gesagt: Guten Tag, Treichler, ich komme aus Wien, bin Journalist und ob sie mich empfangen. Und die haben gesagt: ja. Ich da habe dann ein Taxi genommen und bin dorthin gefahren, so war ich zumindest irgendwo.

SH: Ja.

RT: Und da habe ich mir gedacht, die können mir sicher irgendetwas erklären jetzt, was da los ist. Und da habe ich zu denen gesagt, wie komme ich jetzt zu, dort wo es so richtig kracht? Kann man da einfach hinfahren und die haben gesagt: Glaube schon, da war so ein Büro für gemischte Ehen, also gemischt im Sinn von katholisch, protestantisch, aber kein Schwein, keine Sau, da wollte niemanden gemischt heiraten, sogar in dem Zeitpunkt, und die haben Zeit gehabt und ja, sie haben mir alle möglichen Sachen erklärt und ich glaube, ich kann da schon hinfahren, dann bin ich einfach zum Bahnhof und habe, das ganze fand statt in einem Ort namens Drumquin glaube ich, das war ungefähr so, kennst du Nordirland und so?

SH: Ja, sicher, ja.

RT: Also, im Sommer waren diese Märsche von den Orangieren, also den Orangemen, und in Drumquin geht ein Marsch quer durch ein katholisches Viertel, ein Marsch von den protestantischen Orangemen, quer durch ein katholisches Viertel, und das war immer der aggressive Teil, jeden Sommer, und genau dort musste ich hin, also bin zum Bahnhof gegangen und habe gesagt, einmal nach Drumquin und habe mir gedacht, bin gespannt,

ob die sagen, ob ich deppat bin oder ja, er hat nichts gesagt und hat mir eine Fahrkarte gegeben und habe mir gedacht, gut und bin ich den Zug eingestiegen und sind wir losgefahren und irgendwann war es dann plötzlich aus, ich habe meine Landkarte gehabt und habe gewusst, wir sind sicher noch nicht dort. Und dann hat es geheißen, alle müssen aussteigen, da geht es nicht mehr weiter und da sind so Busse, da waren eh schon nicht mehr wahnsinnig viel Leute und in Bussen gesetzt und da habe ich schon gesehen, im Bus fahren, da haben wir so bisschen umfahren und da war ich in Drumquin, das habe ich auch, das ist irgendwie so, da habe ich wie jeder interessierte Zeitungsleser gewusst, es gibt dort einen Marsch und der geht durch ein katholisches Viertel und der ist sehr umstritten und die Armee versucht das irgendwie zu verhindern, aber wie das jetzt wirklich im Detail ist, weiß man nicht, na? Und dann habe ich gesehen, das ist total, das ist oft so, das ist total begrenzt Lokal, da ist eine Straße, wo die durch wollen und da war ein so ein (...) mit einer Kapelle drauf und dazwischen war eine Absperrung von von der britischen Armee, wo du absperren. Und der hat gesammelt Zehntausende, Hunderttausend Leute in Orange, ja, die nicht dürfen.

SH: Okay.

RT: Und ich bin, wie alle anderen Journalisten auf der Seite gestanden, wo die Armee das abgesperrt hat und dann kam es den halben Tag irgendwie in der Wiese herum (...) und überhaupt nichts und alle paar, alle paar Minuten springt irgendeiner auf und macht mit einer Kamera einen Live-Einstieg und sagt, diese Kirche und durchmarschieren und so. Und eigentlich ist es wenig zu tun und hat mich ein Journalist angesprochen, jedenfalls der war vom European, ich weiß nicht, die Zeitung, irgendeine europäische Wochenzeitung, also und er hat gesagt, er ist beim European und er hat ein Auto und er möchte gerne auf die andere Seite fahren zu diesen Orangemen, er wollte nicht alleine fahren und fragen, ob ich mitkomme. Und ich habe gesagt, ja, gern, liebend. So billig komme ich nie wieder und da bin ich auf die andere Seite gefahren mit dem und haben unser Auto geparkt irgendwo und eigentlich ganz hinfahren und dann sind wir halt mit all diesen komischen Typen in orange irgendwie mitmarschiert, rauf bis zu dieser, zu dieser Kapelle und da war alles voll und dann stand dort ein Bulldozer. Und ich sage zu dem, zu dem Typen vom European, schau mal, die haben einen Bulldozer, die wollen offenbar die Sperre durchbrechen, und wir haben ein Foto gemacht und plötzlich kamen die auf uns los und packten uns beide und zerren uns in einer Garage und sperren uns ein.

SH: Oh.

RT: Und dann, der Typ vom European, das war so ein älterer, eher unangebracht und so irgendwie, mit Sakko und Krawatte und dann waren wir halt quasi dort inhaftiert, weil ich ein Foto gemacht habe (...) Und dann sind wir dort gesessen und haben geplaudert und sind zurückgekommen, so eine Art Pressesprecher war da von denen und der hat aufgesperrt und ist reingekommen und hat sich Tausend Mal entschuldigt bei uns und der vom European, der war etwas verschnupft irgendwie und findet das nicht so freudig die Behandlung und dann hat er gesagt, es ist nicht so gemeint, aber nur weil wir den Bulldozer fotografiert haben und, und die wollten natürlich nicht, dass die das wissen, dass sie einen Bulldozer haben. Wir haben dann gesagt, auf der einen Seite bestätigt die britische Armee (...) und Hubschrauber, also dass wir die britische Armee mit einem Bulldozer austrickst, werden die hoffentlich nicht annehmen. Und da haben wir beide gesagt, ja, können uns frei bewegen wieder, was wir gemacht haben und irgendwann einmal sind wir wieder zurückgefahren. Und dann war, das ist so eine Situation für, für so ein Fernseh-Team, das jeden Abend ein Live-Einstieg macht dann und das ist relativ klar, die bleiben dort sitzen und warten. Für mich, auch für Tageszeitungen, als Magazin, für

Journalisten ist es schwierig, weil jetzt habe ich dort mit den Leuten, also mit den Orangemen ein bisschen gesprochen und ich habe mit den Leuten, die in dieser Wohnstraße, in dieser katholischen Straßen auch gesprochen, Armee geht eh nicht. Was mache ich da jetzt? Also, ich habe nur Zeit bis Donnerstag und dann Freitag in der Früh muss es fertig sein, wenn ich jetzt herumgammle, und passiert nichts, vergeudere ich meine Zeit, dann bin ich wieder zurück nach Belfast, habe meinen IRA-Kontakt und geschafft irgendwie, zu (...), Büro, gehört zur IRA dort, ja. Und genau, als ich dort war hat die britische Armee diese Absperrung geöffnet und hat die durchmarschieren lassen, was eine unglaubliche Provokation war für die Katholiken, ein wahnsinniger Triumph. Das war das letzte Mal, das sie das so gemacht haben, die haben dann, das war wirklich ein Fehler, glaube ich, und ich war gerade eben bei denen, sie waren außer sich, ja? In dem Sinn war es dann vielleicht auch gut, dass ich dort war und das mitbekommen habe, habe ich mit denen gesprochen und dann, war wieder was lustiges. Hat er zu mir gesagt, was ich noch vorhabe und ich habe gesagt, naja, ich möchte eigentlich noch mit dem, mit dem radikaleren Unionisten sprechen, ja. Und weiß nicht mehr, wie geheißen hat, die oder ich weiß nicht warum, und dann hat er mich so angeschaut, wie wollen sie da jetzt hinkommen und ich habe mir gedacht, der will irgendwie freundlich sein und mir anbieten, dass er mich hinbringt oder so. Und ich, nur keine Umstände, ich nehme ein Taxi und fahre dorthin und dann hat er gesagt, wenn du da jetzt einsteigst in ein Taxi und die Adresse sagst, dann bringt er dich um.

SH: Oh.

RT: Dann habe ich mir gedacht, aso, aha. Das ist die Situation, darauf kann einem niemand vorbereiten.

SH: Ja.

RT: Weil an so etwas denkt man nicht, prinzipiell ist das meine Einstellung, ich bin Journalist, ich habe mit dem Konflikt irgendwie nichts zu tun, aber, aber, das habe ich schon verstanden, dass immer Leute auf der einen Seite des Konflikts, als (...) empfinden, auf der anderen Seite auch (...), haben die anderen immer das Gefühl, jetzt auf einer (...) Ebene, irgendwelche aktuelle, aber die anderen das Gefühl, wir erzählen dir eh alles über diesen Konflikt, alles, was du wissen musst, aber sagst, du willst die andere Seite, dann bedeutet das, du glaubst uns nicht. Also, das ist, da können die sehr sehr sehr sauer und auch aggressiv werden, ja? Und dazu manchmal ist es irgendwie notwendig, dass sie so ein bisschen vertuschen oder möglichst so no-profile zu halten, das habe ich schon oft, relativ öfter erlebt und irgendwie versucht zu verheimlichen und (...) zu sprechen. Der konkrete Rat war dann, man muss in Belfast, damals war es so, man muss in Belfast, wenn man aus dem katholische Viertel in das protestantische will, was eh niemand will, aber Journalisten doch, muss man zuerst ins Zentrum fahren mit dem Taxi und dann ein anderes Taxi nehmen und mit dem dann ins protestantische, weil es gibt, es gibt Taxifahrer, denen ist das wurscht, wo du hin willst. Aber die, die jetzt herum kreisen in dem Hardcore - Viertel, (...) die bringen dich garantiert nicht mehr dorthin. Die bringen dich irgendwohin zu jemanden, der dann weiß, was man mit dir machen kann. Also solche Situationen hatte ich öfter mal, wo ich mir gedacht habe, wie heißt das jetzt, das das gefährlich ist. Weil man irgendwie Schießereien, das kapiert jeder, sollte man nicht hingehen, aber...

SH: Es kann immer und überall was passieren.

RT: Ja, aber dort halt, dort leichter.

SH: Stimmt auch wieder. Wie alt warst du da eigentlich? Wie alt warst du denn? In Irland?

RT: Ich bin 40 jetzt, und das war 96. Also wie alt war ich da? Da war ich 28, oder? Oder? (...) Also mein, mein erster Chef damals hat eher das Gefühl gehabt, ich bin noch ein bisschen jung, ein bisschen zu jung, zum Beispiel, ich habe auch mit der anderen Seite geredet, weil ich habe die israelischen, also von den Israelis wird man immer befragt, bei der Einreise und der Ausreise.

SH: Genau.

RT: Wenn man Journalist ist.

SH: Ja.

RT: Auch schon am Flughafen.

SH: Ja.

RT: Und ich bin so gegenüber den Behörden, bin ich irgendwie total offen, weil ich mir denke, das ist gar nicht so unwahrscheinlich, dass sie sowieso wissen, was du machst, weil die haben schon (...) kein brauchst. Und ich mache ja auch nichts Illegales, ja? Und ich habe zum Beispiel mal in Gaza und dort habe ich Leute getroffen, unter anderem auch den Hamas-Chef und, den damaligen und, als ich dann bei der Ausreise, wurde ich wieder gefragt, was ich gemacht habe. Und ich, ich war bei der Hamas. Das war für die...

SH: Oje.

RT: Die haben mich angeschaut, als wäre ich ein Selbstmordattentäter und die haben mich gefragt, ja warum, warum. Warum haben Sie mit denen gesprochen?

SH: Ja.

RT: Und ja, warum sprechen Sie mit denen?

SH: Ja.

RT: Und ich, naja, weil er er wichtig ist, ja?

SH: Ja.

RT: Ich meine, der ist der Ortsgegner, ist er wahrscheinlich nicht, und da ich Journalist bin, muss ich schauen, dass ich mit den wichtigsten Leute reden und das ergeben, da ich mit ihm reden konnte, habe ich mit ihm gesprochen, ja? Und natürlich auch noch mehr, ich meine, das sind Offizielle, die wissen schon, was Journalisten so treiben, aber wenn man dann, auch wenn man dort irgendwelche Leute dort kennen lernt, ja? (...) was machst du jetzt oder so und überhaupt Gazastreifen, dann denke ich mir

SH: Jaja.

RT: Es gibt auch keinen Grund dorthin zu fahren, weil, was dort los ist, das sagt uns eh unsere eigenen Leute, aber das ist ja genau, das verstehen die wenigsten, also Leute, die

wirklich irgendwie in einem Konflikt stecken, kapieren das nicht, dass der Journalist die andere Seite hören will. Und dann den Herrn Rantisi, den ich damals interviewt habe, den habe ich als erstes gefragt, also wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass irgendwie eine israelische Rakete jetzt in sein Wohnzimmer kommt, während wir da sitzen und der hat gesagt, so sinngemäß (...). Und ich habe gesagt, ich aber nicht.

SH: Oh.

RT: Und der hat tatsächlich (...)

SH: Ja.

RT: Aber einige Zeit später, 1 1/2 Jahre, 8 Jahre später (...) oder so. Das ich auch überhaupt komisch, ich meine, es ist auch kein Trauma.

SH: Jaja.

RT: Aber, aber ich habe auch natürlich irgendwie so in meinem Job mit Leuten zu tun gehabt, die anschließend abgemurkst werden (...), aber aber die gleich stellen, unterhalte ich mich mit ihm und dann kriegt man noch einen Tee oder irgendetwas und irgendwie der Hamas-Chef, ist halt auch ein Mensch, mit dem man sich unterhält und der auch vielleicht ganz nett ist, der war besonders nett, (...) aber und dann liest man irgendwo in einer Zeitung was, dass die dann irgendwen umgebracht haben. Komisch, das ist irgendwie komisch. Eben, kann passieren.

SH: Kann passieren.

RT: Das ist auch schon ein Problem, dass bei der Berichterstattung gerade so wie Israel-Palästina-Konflikt ist das glaube ich, dass halt, dass Journalisten, da muss man von sich selber aus sehr stark sein, natürlich fühlt man sich selbst auch bedroht, also in der Hochzeit der Selbstmordanschläge, wo es wirklich permanent gekracht hat, wo ich in Jerusalem war oder so, habe ich natürlich, da bin ich möglichst wenig weggegangen, abgesehen von den Wegen, die ich so zu erledigen hatte. Aber ich will garantiert nicht oder so (...) habe ich nicht gemacht, ob ich eine Woche mal nicht in einem Gasthaus esse, ein Sandwich am Weg, ist wirklich wurscht. Es war einfach, also, ich meine, es war kein Wahnsinnsrisiko, aber ein kleines Risiko, und wenn ich dort leben würde, auch damals wäre ich ins Restaurant gegangen, man kann nicht ewig (...) aber wenn ich nur eine Woche dort bin, denke ich mir, man muss ja nicht. Nur, wenn man sich selbst bedroht fühlt, dann tut man sich auch irgendwie schwer, nicht auf eine Seite in dem Konflikt betrachtet natürlich. Und auf der anderen Seite, ich war da in Ramallah, das war zur Zweiten Intifada oder so und da war es wirklich angespannt, eine angespannte Situation, und dann habe die irgendwelche palästinensischen Polizisten oder so ein Auto erwischt, in dem Israelis saßen. Nach Lesart der Palästinenser waren es Spione und die Israelis, das waren keine Spione, das sind irgendwelche Leute, die sich verfahren haben und dort gelandet sind. Ich glaube, das waren zwei Männer oder so und die wurden dann nach Ramallah transportiert und dort auf grauslichste Art gelyncht. Das waren wirklich scheußliche Bilder, die haben die dann, die waren schon so entstellt schon, grauenvoll, dann aus dem Fenster gehängt und man hat sie im Fernsehen gesehen, und ich war gerade noch in Ramallah, als das passiert ist. Und ich wäre sowieso gleich bald wieder nachhause gefahren, und habe mir gedacht, da kommt jetzt sicher was und fahre gleich los, habe mich gleich in das Auto gesetzt und bin nach Jerusalem, da war auch netterweise, hat mich ein, die Israelis haben gleich bombardiert, keine besonderen Bomben, aber halt irgendwie so Polizeistationen

bombardiert in Ramallah und andere Sachen, und da hat mich dann der damalige Chefredakteur angerufen am Handy und hat gesagt, ob ich in Ramallah bin und ich soll gleich raus, ich soll mich keiner Gefahr aussetzen und hier bleiben. Meine schlimmste Angst, die ich hatte, waren eigentlich immer weniger, dass jetzt irgendjemand auf mich schießt oder so etwas, das schon auch manchmal vorkommt, weil es alles so klein ist. Es gibt Journalisten, auf die geschossen werden, davor hatte ich weniger Angst, als für einen Spion gehalten zu werden, also ich habe mir gedacht, da kommst du nicht mehr raus, wenn die irgendwie durch irgendwas in einer Menge zu dem Schluss kommt, du bist ein israelischer Spion, da da kommst du nicht mehr raus. Da zeigst du deinen österreichischen Reisepass, jeder Spion hat einen Reisepass und deswegen habe ich auch zum Beispiel nicht, von Israel wurde eine Zeitlang verlangt immer noch, dass man so eine Akkredierung hat. Sinnlos, wo ein Foto drauf ist, um in Israel und so zu berichten zu dürfen, und so eine Karte hatte ich mal, als ich sie gebraucht habe, falls als Zugang zu irgendeinem, so Behördenzeugs, und da hatte ich sie nicht und wusste nicht, was mache ich mit der blöden Karte? Wenn ich dann in die besetzten Gebiete fahre, weil dann kann ich sie wegschmeißen, und hinterher wieder eine beantragen und wenn ich sie mithabe und, irgendjemand zieht mich aus und untersucht mich und die schauen das und finden das, und die denken, das ist was israelisches, wer weiß das dann?

SH: Ja.

RT: Also davor habe ich die größte Angst. Also das ist wahrscheinlich eher eine fast schon eine irrationale Angst ist es auch nicht, aber man hört immer in verschiedenen Ländern, also jetzt in Nordkorea, Journalisten irgendwelchen Spionage oder erfinden halt irgendetwas Illegales, berichten von Nachrichten oder was weiß ich, da ist man echt geliefert. Das passiert nicht wirklich oft, aber wenn es passiert, deshalb habe ich möglichst geradeheraus alles zu sagen, was ich mache, da kann mir zumindest niemand vorwerfen, getuscht zu haben. Einmal bin ich unter einem falschen Vorwand in einem Land eingereist, das war in noch in Jugoslawien bevor es zerbrochen ist, vor dem vor dem Jugoslawien-Krieg, also bevor die NATO bombardiert hat, ich war mit einem falschen Visum, also mit so einem Business-Visum, als hätte ich dort irgendwie eine Firma oder irgendetwas, (...) naja.

SH: Einiges erlebt. Aber interessant, wie gesagt, wirklich interessant.

RT: Es ist eigentlich schon ein interessanter Job.

SH: Ziemlich.

RT: Nur komme ich leider nicht mehr so viel.

SH: Wieso?

RT: Wegen den Kindern. Aber es ist, nein, man kann es auch nicht auf, in den in den Ritus, in dieser Intensität eben machen, ja?

SH: Ja.

RT: Das ist nicht mehr so lustig. Also eine Zeit, da wollte ich keine Flughäfen mehr sehen. Ich weiß nicht, eine Zeitlang alle drei Wochen irgendwohin hingeflogen bin, da hast du echt schon genug. Ja das klingt, vor allem meine Umgebung hat geglaubt, super und was du alles siehst und so, das ist, das ist, man kommt so ausgepowert zurück und daher auch

weniger, das ist wirklich so oft mal so, dass ich dann, damit die Flüge zu teuer werden, das ich über das Wochenende geblieben bin, sprich die Nacht von Samstag auf Sonntag, dieser Tarif, dann bin ich am Sonntag am Abend nachhause gekommen. Und Sonntag Abend nachhause kommen bedeutet, ich habe die ganze Woche irgendwo verbracht und dann jetzt noch den Samstag irgendwo angehängt, wo ich wahrscheinlich eh nicht sein wollte, bin am Sonntag nachhause und am Montag in der Früh geht es dann los, und am Montag in der Früh muss ich eine neue Geschichte ansagen, das ist irgendwie eine neue Geschichte haben, ich meine, das geht schon alles, aber es geht nicht ewig. Also manchmal war ich echt ausgepowert.

SH: Das glaube ich Ihnen.

RT: Und das schlimmste, wenn die Leute glauben, man macht irgendwie Urlaub.

SH: Haha.

RT: Für die Leute ist es so, sobald man einen Flug bucht und in einen Hotel eincheckt, ist das Urlaub. Das ist so kein Urlaub. Ja, das ist schon alles, was ich. Meine letzte Konfliktreise war Georgien, war nicht so schlimm. Okay, hoffe geholfen haben.

SH: Es war sehr interessant.

Anhang 7:

Interview mit Emil Bobi
29. Juni 2009, Profil - Büro
Dauer: 1:10:17

SH: Ganz allgemein gefragt: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

EB: Du meinst als Journalist für so derartige Einsätze?

SH: Ja.

EB: Naja, ich denk, dass man, also bei mir war es jedenfalls so, was die anderen wichtig ist, weiß ich weniger gut, aber was für mich wichtig war, dass ich seit jeher seit meiner Kindheit und besonders seit eigentlich meiner Jugend her das Reisen sehr sehr wichtig genommen habe. Das war damals so, der Zeitgeist der 60er und für mich dann eher 70er Jahre, vor allem die späteren 70er Jahre, weil ich bin 58 geboren das war eines der wichtigsten Dinge, die man überhaupt machen konnte, nicht? Die Welt kennenzulernen und dahinter zu blicken, andere Seiten zu sehen und so. Und das war, ich bin auch sehr viel unterwegs gewesen in der Zeit, nicht? In meiner Jugend und später nach der Schule, nach dem Gymnasium und war dann in der glücklichen Lage diese Reise-Besessenheit auch beruflich einsetzen zu können und bin dann in die Lage kommen so wirkliche Hardcore-Trips zu machen, die dann schon wirklich etwas mit Reisen zu tun haben, ja? Das, in Zeiten des globalen Massentourismus muss man das sagen, ist alles etwas differenziert, was mit Massenreisen hier eigentlich gemeint ist und so. Ja, also ich glaub Reisen, die Lust zu Reisen, die Lust am Unbekannten, andere nennen das Neugier oder so, ja? Die Lust am Unbekannten, das Bedürfnis Dinge zu verstehen, die man nicht verstanden hat, das Bedürfnis zu sehen, was tatsächlich läuft, ja? Nicht nach Ideen nach zu hetzen, die Lust daran, was tatsächlich ist, ja? Angefangen hat das, ich kann mich erinnern, wie ich das erste Mal in Indien gefahren sind, das war späte 70er, Anfang 80er Jahre, 70er Jahre, ja, weiß nicht mehr so genau, da gab es Leute, die in Bombay aus dem Flughafen-Gebäude gekommen sind diese Slums am Stadtrand, die haben gereicht bis zum Airport raus und da sind die Menschen, die Kinder so unterernährte Kinder am Zaun gehangen und da waren Leute dabei, die haben alles gegeben, nur damit sie das Flughafengelände nicht verlassen müssen und wieder wegfliegen können. Und ich war immer schon so, ich will hin, ich bin immer schon hingegangen und habe hingeschaut, ja? Anstatt wegzuschauen – hinschauen anstatt wegzuschauen! Das ist eines der wichtigsten Dinge. Ja, ich mein, was dann dabei raus kommt, ist letztlich wieder etwas anderes, aber das ist letztlich, glaube ich, eine der wichtigen Motivationen, wobei das sowieso im Reisen schon inbegriffen ist. Wenn du reisen willst, dann hast du zuzusagen diese, diese, dieses Bedürfnis nach dem Unbekannten sowieso drinnen, ja?

SH: Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- oder Krisengebiet aus?

EB: Das hängt ganz davon ab, ich war in zahlreichen unterschiedlichen, sagen wir mal Krisengebieten, ja? Das hängt ganz davon ab, was dort passiert und wie die Lage ist. Man darf sich das praktisch nie so vorstellen, dass da zwei Fronten sind und die beschießen sich gegenseitig. Frontenkriege gibt es eigentlich praktisch überhaupt nicht mehr und es

ist so, dass man schon eine Portion Reiseerfahrung braucht, ernsthaft Reiseerfahrung braucht, und und auch eine Bereitschaft und auch ein Gefühl im Umgang mit mit anderen exotischen und unbekanntem Verhältnissen und vor allem widrige Umstände. Die Gefahr ist weniger jetzt sozusagen zwischen zwei Fronten zu geraten und in ein, in ein, was weiß ich, ins Feuer einer Stalinorgel zu gelangen, ja? Sondern mehr die Anarchie im Hinterland, ja? Man muss bedenken, dass es in Kriegsgebieten keinerlei Ordnung gibt, keinerlei Sicherheit gibt, und und und man kann überhaupt in Wirklichkeit überhaupt nicht hingelangen, es gibt keinen öffentlichen Verkehr, es gibt keine Grenzkontrolle, weil es keine Regierung gibt, ja? Man kann nicht hinfliegen oder hinfahren, weil es da nichts gibt. Um jetzt irgendwie nach Kisangani im Kongo zu gelangen, das 1000 km vom nächsten Ort ist, und da fliegen jetzt nur, was weiß ich, Peacekeeping-Soldaten mit irgendwelchen Militärmaschinen hin oder eine Hilfsorganisation mit einem privaten Flieger, die versucht da rein zu kommen, wenn du es so nicht schaffst, so mitzukommen oder irgendwie anders abenteuerlich vorzudringen, schaffst es nicht einmal vor Ort, ja? Und bei solchen Geschichten ist das eigentlich die Hauptleistung und oft viel spannender als dann die Geschichte selbst. Ist es die Hauptleistung ist es oft überhaupt hinzugelangen und dann wieder raus zukommen, die Geschichte selbst, die läuft dort ab. Wenn du in einem Ort kommst, ich war sehr oft, ich habe sehr oft den ruandischen Konflikt begleitet, da war ich zum ersten Mal während den ersten Hauptmassakern in Ruanda im Herbst 1994 und dann immer wieder mehrmals jährlich dort, bis, weiß was ich, jahrelang danach hab die ganzen Flüchtlingsgeschichten rundherum und so begleitet. Jetzt hab ich den Faden verloren, ich wollt irgendetwas anders sagen, ist ja egal. Jedenfalls, also überhaupt vorzudringen an dem Ort des Geschehens, ist die große Hauptleistung und die Geschichten laufen dann offen ab, da braucht man nicht mehr viel leisten, nicht? Da sind 500.000 Menschen gestrandet im Dschungel täglich sterben 10.000, 15.000 an Cholera an Hunger an Dehydrierung wie auch immer, werden mit Raketen beschossen, weil sich in den Flüchtlingslager Guerilla verstecken und so weiter, die da angegriffen werden und wie auch immer, ja. Das heißt, in so Gegenden überhaupt vorzudringen, das hab ich so empfunden weil da hab ich wirklich abenteuerliche, filmreife Geschichten erlebt bei der Anreise, ja, bei der Abreise.

SH: Wo waren Sie denn überall?

EB: Wo ich überall war?

SH: Ja.

EB: Also zum ersten Mal so etwas gemacht hab ich 1989. Da bin ich mit gefahren nach Rumänien. Die Revolution in Rumänien, da haben sie gerade die beiden Ceaușescu erschossen, also hingerichtet. Und am Tag darauf war ich mit einem Hilfskonvoi in Rumänien, das war das erste und hab danach eigentlich fast 10 Jahre lang alles, fast alles gemacht, wo es gekracht hat, über alle, von Russland bis Haiti, ja ich hab oft die Amerikaner einmarschieren gesehen in Haiti, in Somalia, in und was weiß ich, natürlich die Jugoslawienkriege, ich weiß gar nicht mehr was dar alles war, alles Mögliche und sehr viel, sehr naja eigentlich hauptsächlich die meisten Reisen waren Schwarzafrika, weil es dort die meisten Konflikte gegeben hat. Nicht nur Ruanda-Konflikt, der ein sehr großer Konflikt war auch die Somalia-Geschichte und ich weiß gar nicht mehr, was da noch alles, da müsste man genauer nachdenken. Aber eigentlich war ich zwischen 1989 und 1999 oder so ca. praktisch überall, wo es größere Probleme gegeben hat, die groß genug waren für die westliche Öffentlichkeit sich dafür zu interessieren, was ja nicht selbstverständlich ist. In Europa interessiert man sich nicht wirklich für Afrika, ja? Das gibt nicht viel her, außer es geht nicht mehr, man kommt da nicht daran vorbei, wenn jetzt 100.000

verhungern schon wieder und so und dann tut man halt, ja? Im Grunde genommen interessiert man sich nicht so sehr dafür und man will das auch nicht wirklich hören, jetzt nicht nur die normalen einfachen Medien-Konsumenten, auch gescheiterten Intellektuellen, ja? Die sich zwar erkundigen, ach so, du warst da und dort und wie ist es wirklich, und wenn man dann ansetzt, zu versuchen zu beschreiben, wie das wirklich ist merkt man, dass die gar nicht zuhören. Dann hört man auf zu erklären, zum erzählen, weil es nicht wirklich interessiert und dann auf der anderen Seite ist es auch so, dass man im Rahmen dieser Geschichten, die man schreibt, auch keine Möglichkeit hat zu transportieren, was tatsächlich passiert, ja? Das heißt, also was man dort erlebt, ich will hier nur für mich sprechen, also was ich dort erlebt habe, dafür gab es keine Möglichkeit, das auch zum Ausdruck zu bringen und zu transportieren und weiterzuvermitteln. Mangels der Möglichkeiten, die so Geschichten, also im Rahmen von Printmedien für Geschichten bieten andererseits auch jetzt das mangelnde Interesse an diesen Dingen und so weiter.

SH: Inwiefern beeinträchtigt Ihre Erfahrungen im Kriegs- und Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

EB: Ja sehr, ich glaube sehr, weil weil weil man also doch Dinge sieht, die real ablaufen wenige Stunden entfernt von hier und man so konditioniert ist darauf, dass es, wenn es einen Notfall gibt, dann schaltet irgendjemand ein Blaulicht und eine Sirene ein und passiert irgendwas, das man was versucht und so weiter. Und, dass es in Kriegsgebieten doch etwas ganz anders ist. Und in Krisengebieten, wo ein Menschenleben einfach nichts zählten. Der stirbt, wen interessiert denn das, wenn einer einen umbringt, kann es höchstens sein, dass er selbst umgebracht wird und da wieder, da kostet eine Kalaschnikow 20 Dollar. Also Menschenleben, da werden 200 Menschen zerquetscht in einem gefüllten Zug, was soll's, die werden raus geräumt. Also, was es tatsächlich gibt, ja, was tatsächlich passiert auf der Welt und welche Art von, wie soll man sagen die Probleme, ja? Die tatsächlich existieren und auftreten alles, was jetzt zum Beispiel in Österreich passiert, sehr stark relativiert, ja? Also, das sind Dinge, ja? Das sind Dinge, die in Österreich schon wieder reden über die Verwaltungsreform und über Maturareform und so weiter, dass es hier zum Beispiel mehr sauberes Wasser gibt, als die Menschen verbrauchen können zum Beispiel wird nicht bemerkt, ja? Oder ganz anderes, das heißt, das heißt, man sieht schon wie gut es im Grunde funktioniert, wie groß, wie weitgehend die Freiheit ist und auch die Menschenrechte, die Versorgung, die Sicherheit usw. und das Gejammer usw. trotzdem, ich mein, das heißt jetzt nicht, dass man nicht kritisieren soll oder dass man sich mit allem zufrieden geben soll und so, aber das relativiert das Problembewusstsein massiv. Und überhaupt die Einschätzung dessen, was passiert, ich finde das ist eine wahnsinnig wichtige, ich möchte keinen dieser Trips missen, wenn du Leichenberge, zwischen Leichenberge durch spazierst und die weggeräumt werden von Baggern in Massengräber und die unter diesen Leichenbergen ein lebendes Kind finden, zwar sterbend, aber noch immer nicht tot und so wie Abfall, ja? Das sind vielleicht Dinge, die jeden Tag passieren, nichts Besonderes sind als europäischen Menschen der Krieg nur von Bildern kannte, ist das schon, sind das schon besondere Eindrücke. Und die sind prägend, ja? Die sind prägend und helfen einerseits, einerseits helfen sie beim Einschätzen der Probleme unter Führungszeichen, mit einem größeren Abstand mit einem größeren Horizont, auf der anderen Seite gibt es auch natürlich Abstumpfung und Zynismus entsteht. Also fast alle Professionelle, ob das jetzt Hilfsorganisationen sind, Soldaten sind oder Journalisten sind, viel mehr anders gibt es ja fast nicht. Wenn Krise oder Krieg ist, dann gibt es ja keine Zivilisten mehr, ja? Ausländische Geschäftsleute sind weg, Touristen sowieso und ausländische Residents sind weg, dann gibt es nur mehr wie gesagt, internationale Truppen, Hilfsorganisationen oder Journalisten, sonst gibt's kaum

etwas. Und die Leute, die bilden mit der Zeit Zynismen aus, mit denen sie auch abwehren, was so passiert, na?

SH: Wie gehen Sie nach einem Einsatz im Kriegs- bzw. Krisengebiet an ein Thema heran?

EB: Wie soll man an ein Thema herangehen, du meinst, was meinst du?

SH: Ich mein zum Beispiel sie werden eingesetzt in...

EB: Man wird nicht eingesetzt, ja? Das muss man mal, man wird nicht eingesetzt und so jetzt setzen wir dich dort und dort ein. Das sind ja, das sind ja Trips, die man nicht machen kann, weil einen jemand dazu bestimmt, ja? Das muss man aus eigenem Antrieb heraus wollen und anstreben. Da kann man ja nicht jemanden dazu vergattern nach Ruanda zu fahren und sich in diese Massaker dorthin zu begeben, obwohl alles evakuiert wird und du dich noch irgendwie einschmuggelst, damit du doch dort hinkommst. Ja, wie geht man heran? Du, du, du meinst beim Schreiben?

SH: Ja.

EB: Ja, ich weiß nicht, ich hab halt immer versucht durchzudringen zu einem Punkt, der eine Emotion ermöglicht, ja? Durchzudringen, ich glaube, dass, man kann kaum transportieren, was tatsächlich passiert und das ist aber die Aufgabe, das ist aber das Ziel, ja? Und das geht letztlich nur quasi durch einen Trick irgendwie, in dem man versucht, die Wirklichkeit, die dort existiert über eine Emotion, eine Emotion zu transportieren, ja? Einen Punkt atmosphärischer Krieg hat einen Geruch, ja? Das klingt irgendwie, das ist nicht eine andere Ansammlung von Begriffen, sondern das sind sinnliche Wirklichkeiten, die passieren, ja? Und wenn man und wenn es gelingt, so etwas darzustellen, ja, dass der Leser ganz was Einfaches, ein lebendes Kind in einem Berg voller Toten, ja? Und wie es so abläuft drumherum und wenn es gelingt, einen Punkt dem Leser zu erreichen, wo er etwas spürte, dann sind wir dort, wo wir hinkönnen. Dann haben wir vielleicht schon mehr erreicht als, weil im Grunde erschöpft es sich dann, dass man Zahlen nennt und dass man erklärt, wo man überhaupt ist, die Rahmenbedingungen absteckt usw. Und dann ist man, und damit ist man nicht weit davon entfernt, was andere auch schreiben, das heißt, es ist schon irgendwie das Bedürfnis da, auch das persönliche Bedürfnis, das man hier klarmacht, was tatsächlich passiert. Das kommt nicht rüber, das kommt nicht rüber, ein Foto und das kann noch so grausig sein, ein Foto transportiert das nicht, ein Foto ist ein Foto. Fotos sehen wir jeden Tag mehr als wir verdauen können und auch so Herzschmerz-Sprüche. Das sind eher so Darstellungen, die über Emotionslosigkeit und über Unterkühlung laufen. Mit Unterkühlung, mit Unterkühltheit, mit Distanziertheit so etwas darzustellen, um die Emotion quasi den Leser dann zu überlassen, ja? Wobei vor Ort ist man ja auch beschäftigt damit, diese Eindrücke nicht zu kontrollieren, aber sich selbst irgendwie nicht zu verlieren. Und man spaziert so durch die Gegend, die eine apokalyptische Gegenden und man spürt nichts, du hast weder Angst. Es gibt Maschinengewehrfeuer und so und du hast trotzdem keine Angst und da ist der Tod überall und man muss sich zwischendurch hinsetzen und öffnen und merken und so und sich in Erringung rufen, wo man jetzt ist und so weiter. Das ist eine ziemlich diffizile Sache und man reagiert dann auch so mit Allüren natürlich, als Junger ist man, wenn man noch Reste von Idealismus in sich hat, ja, reagiert man auch mit Wut zum Beispiel auf so was und zum Beispiel dann fliegst du raus, dann fliegst du weg von dort, und nach 1,5h bist du in Nairobi zum Beispiel und nach weiteren 1,5h stehst du an einem 12m langen Buffet des Botschafters, der zu einem Empfang lädt und 1,5h weiter hinten, da hinterlässt du alles dort, ja? Und das hört ja nicht auf zu existieren nur, weil du nicht mehr dort bist, ja? Und

dann hab ich so Faxen geliefert und bin nicht mehr duschen gegangen, ich hab einen dicken süßlichen grauenhaften Leichengeruch an mir gehabt. Das ist ja etwas, Leichengeruch ist ja etwas wahnsinnig festes, was fettiges, ja? Das kriegt man mit Duschen auch nicht gleich weg, ja? Und ich wollte das nicht, ja? Und bin dort mit dem Leichengeruch herumgestanden am Buffet um etwas zu demonstrieren, ja? Das ist auch eine Art diese Dinge zu reflektieren, denke ich und ja, ja. Was wolltest du jetzt wissen? Sind wir jetzt noch bei der Frage?

SH: Wie Sie ein Thema herangehen?

EB: Was?

SH: Wie Sie ein Thema herangehen?

EB: Ein Thema herangehen, ja, hab ich gesagt.

SH: Ja, passt schon.

EB: Ich versuche einen Punkt, eine Emotion zu transportieren.

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- bzw. Krisengebiet zu die der Polizisten, Feuerwehrleute, Ärzte?

EB: Dort?

SH: Ja. Oder Mitarbeiter des Roten Kreuzes?

EB: Feuerwehr gibt es nicht.

SH: Und Polizei?

EB: Polizei gibt es auch nicht.

SH: Ärzte?

EB: Es gibt wie gesagt, nur aid, ja? Also auch nur die Profis der Hilfsorganisationen. Also, wenn es wirklich heiß ist, ja? Wenn Krieg ist.

SH: Ja.

EB: Wenn Katastrophe ist, ja? Und wenn da, da gibt es ja auch viel Unwesen, das getrieben wird, danach, wenn es wieder beruhigt ist, und wenn es wieder die Nothilfe vorbei ist und es geht um den Wiederaufbau und dann sind auf einmal 300 NGOs drinnen und die meisten sind also wirklich, naja sind also wirklich, es kommen Dinge vor, da schicken sie Alkoholiker zur Selbstfindung – Helfen macht frei – und so und dann geht die Ausbeutungsschiene wieder los, ja? Und die anderen kommen um den kleinen Negerleins mit der Gitarre was vorzuspielen und die stehen im Weg und gefährden die Operationen usw. und dann regen sie sich auf, wenn NGOs des Landes verwiesen werden und so wenn sie sich einmischen in die Politik dort, und so, nur weil sie Angst haben, dass ihre eigenen Jobs in Gefahr sind, weil Flüchtlingslager aufgelöst werden und so weiter, man ist halt, man fühlt sich halt doch wichtig, weil man mit dem Walkie-Talkie herumsteht und so. Also da gibt es sehr viel Unwesen, und sehr viel teilweise auch schockierende

Inkompetenz auch und so, was Helfen bedeutet, ja? Und wofür Spendengelder dann verwendet werden und so. Das sind alles Sachen, die man sieht, und die man irgendwie zur Kenntnis nehmen muss, ja? Und wie inkompetent, manchmal teilweise auch andere Berichte laufen. Da taucht ein Hilfspaket am Schwarzmarkt auf und jetzt schreien sie Skandal, da wird Dings veruntreut und so ein Schwachsinn, alles alles Blödsinn, da wird nicht verstanden, da werden andere Zusammenhänge einfach nicht verstanden. Was war? Was?

SH: Wie unterscheidet sich Ihre Arbeit dort, zu die der?

EB: Also, ich glaube, dass die Journalisten, die sind, die am gefährlichsten leben von allen, die dort anwesend sind. NGOs ziehen ab, wenn es zu gefährlich wird, ziehen sie ab, ja? Wann es zu gefährlich ist, ist wieder eine relative Frage, ja? Zu gefährlich ist es nicht, wenn der österreichische Fernsehzuschauer bei der Zeit im Bild das Gefühl hat, dass das gefährlich ist, ja? Weil oft ist es so, dass Dinge, die wahnsinnig spektakulär ausschauen in Wahrheit, aber relative nicht sind gefährlich sind. Du wirst ja nicht gleich enthauptet, nur weil du das Land betrittst, ja? Andererseits gibt es wieder Dinge, die gar nicht so wild ausschauen und dort aber die richtige Gefahr ist, ja? Richtige Gefahr ist, man muss, man muss da sehr viel spüren, man muss auch die Erfahrung haben, man muss so lang überleben, dass man Erfahrungen sammelt, dass man richtig die Risiken minimiert. Das man der Eigendynamik nicht unterliegt, die einen mitreißt einfach, einerseits die widrigen Umstände zu überwinden um weiterzukommen, um erfolgreich zu sein, andererseits aber nicht zu weit zu gehen, weil du bist nicht dafür da, um erschossen zu werden, sondern dafür zu berichten, ja? Und, aber trotzdem sind Journalisten immer darauf aus, dort zu sein, wo es am gefährlichsten ist, wo es kracht, wo, wo wo, sogar die Armee zieht sich zurück, Peacekeeping-Armeen ziehen sich zurück, wenn es eskaliert, ja? Und auch die NGOs gehen weg, aber Journalisten gehen nicht weg, sie gehen dort hin und sind daher glaube ich, die gefährdetste Gruppe, also jetzt abgesehen von den primär Betroffenen, ja? Weil du bist, ja kein Primärziel als Journalist in so einen Konflikt, obwohl Journalisten in den letzten Jahren doch vermehrt auch angegriffen werden, als Geisel benützt werden usw. also kein Unterschied gemacht wird, wie früher mehr der Fall war, ja? Das heißt, ja, glaub schon, dass man zu den Gefährdetsten gehört, ich glaub es gehen auch ziemlich viele Journalisten drauf, Jahr für Jahr. Ich weiß nicht, wie viele, aber doch einige, 150 pro Jahr.

SH: Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

EB: Zur was?

SH: Bis zur Rente?

EB: Ich mach das schon nicht mehr, ich mach das schon nicht mehr, ich fahr in den letzten Jahren kaum jemals wo hin.

SH: Okay.

EB: Ich war jetzt vor kurzem im Jemen, also das sind Spaziergänge, angenehme Spaziergänge, das mach schon hin und wieder ganz gerne. Weil ich früher als Kriegsreporter ja doch oft weg war, 30 Mal im Jahr irgendwohin gefahren bin oder so, praktisch nur unterwegs war und viele echte Hardcore-Trips waren, viele davon, ja? Also so eine Reise irgendwo hin, das sind wirklich urlaubsähnlich Ausflüge. Da gibt es Flüge hin, da gibt es einen öffentlichen Verkehr, da gibt's kein Ding und da triffst ein paar Leute

und das war es dann. Und so und dann tut man halt a bisserl. Das ist angenehm, ja, aber es sind Spaziergänge, ja? Aber diese Kriegsgeschichten mach ich nicht mehr, das hab ich eh 10 Jahre lang gemacht und bin dann weggekommen davon, mir hat es gereicht. Es gibt die Möglichkeit, dass man wegkommt davon oder dass man überhaupt nicht mehr wegkommt davon. Solche Leute gibt es auch, die hängen bleiben, die ihr Leben lang dem Leichengestank nachreisen müssen, und das mag ich nicht. Bei mir ist überhaupt inzwischen, ich bin sehr dankbar dafür, dass sich meine Reisebesessenheit sich aufgelöst hat, das ich, das macht mich frei. Das ist eine Befreiung, das ist so wie ein gelöschter Durst, ein gestillter Hunger. Und jetzt fahr ich nur noch entspannt, mit meiner kleinen Tochter einmal im Jahr, wohin und so und ich muss, nicht mehr jetzt fühl ich mich ganz frei. Entschuldige (- Unterbrechung durch privat. Telefonat)
Ja, was war?

SH: Sie haben gemeint, dass Sie nicht mehr, also Sie reisen nicht mehr in Kriegsgebiete.

EB: Ja, ich reise auch privat kaum noch, ja?

SH: Hat das einen bestimmten Grund?

EB: Ja! Ich bin gesättigt.

SH: Gesättigt?

EB: Ja, ich war sehr viel unterwegs, kann man sagen, ich wollte das immer und hab das realisiert und sag das ist eines der Dinge, die ich mir verwirklicht habe, ja? Und und und und bin froh darüber, viel gesehen zu haben, war in über 100 Ländern und und muss nicht mehr, ja? Ich muss nicht mehr. Ich fahr schon gern mal, wohin wieder und schau und so, aber ich bin frei von diesem Druck reisen zu müssen, ja? Ich bin 20 Jahre oder noch länger, jetzt inzwischen 30 Jahr lang, die Zeit vergeht ja, unter Druck gestanden, reisen zu müssen. Und und und bin überall hingefahren und hab und hab meinen Herausgebern eingeredet, dass man dort hinfahren muss und ich hab gar nicht vorrecherchiert, bin einfach nur los, da muss man vor Ort und so und vieles wäre einfacher gewesen, wenn man vorher ein bisschen checkt und so. Also mir ist es hauptsächlich ums Reisen gegangen, und das ist eine wichtige Voraussetzung, aber ich hab das Glück, mich ausgereist zu haben. Ja? Ja? Und das macht mich frei und entspannt, und jetzt fahr ich nur noch, also, wenn es sich ergibt, ja schon, mach ich gern, ja sicher, aber ich muss nicht mehr und ich mach das ganz entspannt und so. Das im Jemen, das war nur so nebenbei und ich wollte weg und nicht wirklich und so und jetzt bin ich schon froh, dass ich das gemacht habe, das war ein zu, wie soll ich sagen, so eine neue Erfahrung, die wunderbar ist. (priv. Telefonat) Ja, und ja genau, und es ist so, dass ich in meiner Leidenschaft und so viel Glück gehabt hab, ich bin oft zu weit gegangen, ja? Und ich habe einiges getrieben, dass ich nie wieder machen würde.

SH: Inwiefern?

EB: Ja, also wirklich, also wirklich, ach Gott! Ich hab mich zum Beispiel in Ruanda, ja? In Ruanda ist gerade los gegangen, ja? Die haben diese Präsidenten-Maschine abgeschossen und dann sind die bereits vorbereiteten Massaker los gebrochen und die sind eskaliert von der Hauptstadt ins ganze Land und die haben innerhalb von ein paar Wochen eineinhalb Millionen Menschen abgeschlachtet und die Flüsse waren voller Leichen und es hat gestaut, das ganze Land war voller Leichen. So, die haben evakuiert, alle Ausländer, dann alle, die weißen Inländer, die ganzen NGOs, Geschäftsleute sowieso,

und die ganzen NGOs sind abgehaut und selbst die UNO ist abgehaut, ja? Also alles hat sich nach außen bewegt, ja? Vom Land raus und ich hab alles unternommen, damit ich da rein komme, ja? Und hab in Nairobi, wie hab ich da einen Kontakt gekriegt? Eh von einem Evakuierten, einem evakuierten österreichischen UNO-Menschen und es gab noch ein paar Österreicher in Kigali und so und die haben da Kontakt aufgenommen und die haben mir geholfen. Ich habe mich verkleidet als UNO-Soldat, haben mich da durchgecheckt am Airport in Nairobi und mich eingeschmuggelt in so eine UNO-Maschine, ja? Und die da noch mal reingeflogen ist, um weitere Leute zu evakuieren, und bin dann dort gewesen, mitten drinnen, und bin dann mit der aller letzten Maschine der belgischen Fallschirm-Jäger-Dingsbums, ja? Ist dort raus geflogen und das war die letzte Maschine. Da sind wir irgendwie gerade noch draufgekommen, die sind gerade schon angerollt in der Mitte drauf und so und die haben gewusst es gibt (...) Raketen dort. Die damals noch die Regierungsarmee, die sind aber kurz vor dem Fall gestanden, weil die Guerilla schon vor der Stadt gestanden ist, die sind aus Uganda, aus dem Exil, wo sie trainiert gehabt haben, dann einmarschiert und vor der Hauptstadt gestanden. Und die sind da dann weggekommen und dann zählen diese Soldaten bis 20 oder so, weil die gewusst haben, dass die Raketen (...) und der Start dieser Herkules-Maschine und so und die Reichweite und so weiter, und dann habe ich dieses Sausen gehört, dass diese Wärme Körper verursachen, die abgeworfen werden, um diese selbstlenkenden Raketen abzulenken, ja? Also die reagieren auf Wärme, ja? Und fahren halt hin, wo es warm ist. Und da hab ich mich gefragt, herst ich mein, was soll das, ja? Das war, das war Wahnsinn einfach, das ist einfach nicht notwendig, ja? Weil, und das, was man dann berichten kann, sind alles Sachen, die ich nie berichtet habe, weil um das geht's nicht. Es geht, was ist dort und die Kontonummer und so. Und das ist eigentlich ein irrsinniger Input, ja? Für einen minimalen Output in Wirklichkeit. Da kann ich auch sagen, berichte aus Nairobi und hat mit UNO-Soldaten gesprochen und so, der muss sie nicht so aufführen, die Leute dort haben den Kopf geschüttelt, Journalisten spinnen. Und das stimmt, ja? Und das ist jetzt nur ein Beispiel für andere Situationen, in denen es mit dir durchgeht, weil du einerseits einen ziemlichen Antritt brauchst, einen resoluten, teils aggressiven, konzentrierten Antritt brauchst, nicht ein bisschen warten, ob dir jemand, was zeigt, ja? Sondern, du musst da mitgehen, ja? Da ist ein Adrenalin-Level, ein allgemeiner, der ist nicht vergleichbar mit so zivilen, wie im Museum-Quartier, sondern sondern, da ist Krieg und da muss man irgendein Auftreten an den Tag legen, damit man überhaupt bemerkt wird, ja? Und dann auch noch ernst genommen wird und so. Das heißt, du brauchst einen ziemlichen Drive und andererseits aber auch einen ziemlichen Blick und ein Gespür diesen Drive auch zu kontrollieren, ja? Und um zu sagen, Moment das nicht. Und wenn man das aber drauf hat, wenn man eine Vorstellung hat, wie man Risiken wirklich minimiert, kann man aber sehr viel machen, ohne dabei in eine Gefahr zu kommen, die so groß ist, wie es wirkt für den Leser dann daheim, ja? Das wirkt wahnsinnig gefährlich, ist es in Wahrheit dann eigentlich nicht, weil das ist, zum Beispiel oft, das ist auch für mich faszinierend, die zeigen irrsinnig verwegene Bilder, du hast zum Beispiel Kontakt mit irgendeiner Widerstandskämpfer-Partie, ja? Guerilla ist immer immer interessiert an Öffentlichkeit, weil die haben nie die Möglichkeit die Staatsöffentlichkeit zu erreichen und ihre Geschichten zu erzählen und so weiter. Immer nur die Machthaber, ja? Und die Guerilla, der Widerstand im Busch oder wo auch immer, der braucht das, ja? Weil die haben auch Geschichten, die wahr sind und echt sind. Das hat nicht nur der, der die Macht hat, die Wahrheit, sondern alle haben die Wahrheit. Jede Kriegspartei hat eine wahre Geschichte, ja? Und und, wenn ich jetzt mit irrsinnig argen Kämpfen zusammen bin, die Patronen-Gürtel um die Schulter und Kalaschnikows in der Hand haben und unrasiert sind, dann schaut das wahnsinnig abenteuerlich aus und wahnsinnig gefährlich, wenn ich da mittendrin sitze und in Wahrheit bin ich dort am sichersten, überhaupt ja? Die nehmen mich mit und die beschützen mich, ja? Da kann mir nichts passieren, ja? Das heißt, es ist nicht alles, so wie es aussieht, ja?

Und, wichtig ist natürlich, dass man es erlernt oder das auch spürt, dass man Risiken hinnehmt, ja? Und wenn man das macht, ist es nicht so schlimm, ja? Es ist nicht so die Risiken zu minimieren, mit der Angst nicht richtig umzugehen, das Gefährliche ist ja, zu wenig Angst zu haben, ja? Und das nicht verwechseln mit Fehlinput und so, das ist auch ja, das ist auch so, weißt eh, da kommen eigene psychische Geschichten und so dazu, aber wenn das gelingt, dann dann kann man den Job machen ohne großartig, in Wirklichkeit kann immer was passieren, ja? Aber das kann man nicht absehen. Da werden alle Leute grundlos niedergestochen und, ja.

SH: Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

EB: Wie hat sich mein Leben verändert seit ich diese Dinge gesehen habe?

SH: Genau.

EB: Also ich blicke mit anderen Augen, auf das, was passiert. Naja, überhaupt auf das Leben und auf die Welt. Das ist ja etwas, was beim Reisen sowieso eintritt, wenn ich in einer anderen Kultur komme und sehe, dass dort die Menschen auf dem Kopf stehen und die Welt trotzdem funktioniert, dann ist es eine Bereicherung, weil ich dann weiß, dass die Menschen auch am Kopf stehend auch funktionieren, obwohl alles verkehrt ist, und daher relativiere ich das hier, wenn hier jemand nicht auf dem Kopf steht oder doch, es ist auf der anderen Seite, das, ja, ich mein, es ist ja nicht, man ist ja nicht nur in der Ferne irgendwie unterwegs, ja? Das ist ja vor deiner eigenen Haustür, ich kann nicht sagen, ja, wie soll es sich verändern? Ich nehme überall so Souvenirs mit, wie, also nicht so gebastelte Souvenirs, sondern irgendwie ein Gericht, ja? Ich koche sehr gerne zum Beispiel, überall, wo ich bin, esse ich mit den Menschen und schau in die Töpfe und interessiere mich dafür und so. Und, weißt eh, und ich koche sehr gerne, zum Beispiel koche ich sehr gerne so exotisch, ja? Oder, was weiß ich, ich nehme gerne Teppiche mit oder Räucherzeugs oder im Jemen, das habe ich noch nie gesehen, die kauen Weihrauch, Myrrhe in Wirklichkeit, die tun Myrrhe in den Kaffee, so was fasziniert mich unendlich, ja? Habe ich noch nie gesehen, das ist ein Herkunftsland des Kaffees und die tun Weihrauch in den Kaffee, das hat mich umgehaut, ja? Und das ist ja, das ist ja, wie so ein, medizinisch hochwirksames Harz, ja? Für alles Mögliche und so. Und dieser Geschmack, diese Exotik, diese Idee, so was haut mich um, nach wie vor, ja? Und, ja, so was nehme ich mit. Und wie gesagt, die dieses relativierte Betrachten der Probleme, ja, einerseits und auf der anderen Seite aber, ist es schon auch so, dass man, dass ich manchmal das Gefühl habe, zu viel gesehen zu haben, als für diese, wie soll man sagen, diese katholische Bravheit gut ist, ja? Man kann mir einfach vieles nicht mehr erzählen, ja? Und und auf der anderen Seite die Verwirrtheit und Blindheit und diese Horizontlosigkeit, die man begegnet oft, die tut schon weh, ja? Wenn ich sehe, was wir für Geistlose in der Regierung haben, tut mir, tut mir der Kopf weh, ja? Was da für geistlose, hintergrundlose Menschen an der Macht sind, ja? Und wie die reden und und und wie wenig die wissen und gesehen haben und so weiter, auf der anderen Seite ist es schon, es kann schon, das ist die negative, das ist die andere Seite, ja? Das ist die andere Seite, dass man so viel gesehen hat, mehr gesehen hat, als für so ein naives Glück irgendwie gut ist, ja? Das schon, das nehme ich gern.

SH: Was für Gedanken hatten Sie kurz vor Ihrem Einsatz?

EB: Keine. Du bist, du hast keine Zeit zum denken, ja? Du bist beschäftigt damit, dass du jetzt irgendwie in der Nacht in einer Air France-Maschine nach irgendwohin ins absolut

Ungewisse unterwegs bist, keine Ahnung hast, wie weit du kommt, was passieren wird, was funktioniert oder nicht funktioniert, du bist konzentriert, du bist, du bist vollkommen unsicher, ja? Und du hast ja überhaupt nichts im Griff, weil du überhaupt nicht weißt, was da rauskommt und so weiter und das ist ein ausgeprägtes am Anfang besonders, na? Und gerade so bei Hardcore-Trips ist ein ausgeprägtes Gefühl der Unsicherheit, ja? Und und und du tust es, du machst es einfach, tust einfach, machst einfach weiter, ja? Du sitzt nicht da und sagst, ich fahr in ein Kriegsgebiet und jetzt habe ich Angst ums Leben zu kommen, sondern du bist konzentriert in einer eigentlichen Situation, in der du eigentlich überfordert bist, vollkommen, ja? Und du nichts im Griff, überhaupt nichts im Griff hast. Und du denkst nichts, nicht viel.

SH: Welche Erfahrungen in Kriegs- bzw. Krisengebiete belasten Sie heute noch?

EB: Also belasten tut mich eigentlich nur, wenn ich, wenn ich diese, diese begrenzte, diese Engstirnigkeit sehe, die Engstirnigkeit hier zu Lande, ja? Also, wenn ich zum Bundeskanzleramt schaue oder zu seinem Vizekanzler, dann belastet mich diese Engstirnigkeit, ja? Dieses Nicht-Wissen, ja? Wie es auf der Welt aussieht draußen und so, na? Aber die Erlebnisse belasten mich lustigerweise, irgendwie interessant verdächtigerweise eigentlich nicht, ja? Ich mein, ich habe eigentlich nie noch davon geträumt, in einem unguten Zusammenhang, ja? Angstträume oder so, ja? Irgendwo ist es ganz tief drinnen, sind diese Dinge gegenwärtig und, aber ich habe noch nicht so darauf reagiert, mit Schweiß oder Angst und so, vielleicht auch, weil sie zu tief sind oder so, na? Ich habe auch nicht wirklich reflektiert, habe ich auch gar nicht, und da hätte ich mal ausführlich geschrieben, ja? Aber es reicht schon, ich glaube, ich könnte sofort, irgendwie eine, eine psychische Arbeitsunfähigkeit erreichen, glaub ich, wenn ich auspacken würde und so. Aber durch den, aber nachdem die, wie soll man sagen, diese rosarote Harmonie sowieso nicht, das es nicht weiter kommt, glaube ich, ist es schon, mein Leben ist schon ganz in Ordnung, also eigentlich leide ich nicht bewusst darunter.

SH: Welche Einsatzorte sind Ihnen in Erinnerung geblieben?

EB: Alle. Ich glaube alle.

SH: Gibt es eine bestimmte Situation?

EB: Viele, viele Situationen.

SH: Zum Beispiel?

EB: Also das das das Unmenschliche. Das Unmenschliche, es ist ja nicht so, so fern, ich habe immer gesagt, die im Keller der Menschheit, es gibt Dinge, die man sehen muss, wenn man sie verstehen will, ja? Oder man nimmt die zur Kenntnis, aber aber aber es gibt ja zwischendurch auch so, diese, die Eindrücke des Lebens, ja? Und nicht des Todes, ja? Man muss ja sagen und das zum Beispiel die Feste im Krieg, das sind die geilsten Wahrnehmungen, die es überhaupt gibt, ja? Man sagt ja *peace is boring*, ja? Wenn wenn der Krieg vorbei ist, fallen die Feste nur so halb halb lustig, weil man merkt, der Krieg lebt, lebt das Leben, brennt das Leben heller und heißer, weil man unmittelbar in Gefahr ist und weil der Tod irgendwie am Leben ist, ja? Und da wird das Letzte geteilt und so und das geht hoch und eine richtige, das ist eine Festlichkeit, die gibt es glaube ich, der Bedrohung nicht, glaube ich und - was wollte ich sagen? - die Feste im Krieg und die langweiligen Friedensfeste, keine Ahnung. Man kann unendlich weiter, lang weiter reden, na? In Erinnerung geblieben sind mir auch die schönen Dinge, ja? Ich mein, nämlich nämlich,

das sind ja alles Orte, die ich als privater Tourist, als Privatreisender kaum jemals das nie aufgesucht hätte und dafür bin ich besonders dankbar, weil das, weil das häufig Orte waren, die mich umgehaut haben, ja? Und ich bin froh, die gesehen zu haben, ja? Ob das Pflanzen sind, ob das klimatische Natureindrücke, ob das die Hitze ist, unter den Flügel eines kleinen Flugzeuges, im Schatten des (...) und und und irgendwo in der afrikanischen Steppe und so oder Sachen, wie so *airhiking* nennt man das, na? Du gehst am Flughafen in (...) und stoppt ein Flugzeug an und fährst nach Nairobi, kann man mitfahren oder nicht, ja, zehn Dollar zum tanken, muss ich mitzahlen und dann fahren wir. Also, das ist schon, das muss man sagen, das ist schon, das Reiseabenteuer ist ohne den beruflichen Aspekt dabei und so natürlich nicht so stark, das hat mich auch persönlich, das hat mich natürlich auch persönlich auch, auch das nebenbei wie das funktioniert, so die große weite Welt und wie sie duftet und so, ja? Das ist schon das Reiseherz, ja? (...) Und das eigentlich und die ganzen, die ganzen Dinge, deretwegen ich da unterwegs war, das sind tiefere, das geht, das geht tiefer und ich habe zum Beispiel, ich weiß nicht, Tausende Dias von diesen Reisen, die ich nicht einmal gesichtet habe und das werde ich mal machen, wenn ich dazukomme und Lust habe. Das sind Fotos, die man nicht veröffentlichen könnte, weil sie zu schlimm sind, teilweise und so, ja. Ich möchte das alles nicht missen, aber es ist schwierig und ich glaube, ich bin mir nicht sicher, ob das für alle das Richtige ist und, aber für mich schon. Und ich mache es nicht mehr, weil ich hätte eigentlich keine Lust mehr. Ja, ich würde schon gern natürlich, das ein bisschen anders angehen und so, schon wieder fahren, ja, aber es ist nicht so, dass es mich zieht und diese unbedingt wieder anstreben wollte, das hat dann, das hat dann Möglichkeiten gegeben, die ich gar nicht wahrgenommen habe und gar nicht fahren will, Mexiko, da und dort und so, und das hat noch freier gemacht. So erlebt, dass ich keine Möglichkeit auslasse, ja? Das heißt, dass sind eigentlich relativ viele persönliche Dinge, die mich und das Reisen betreffen, ich bilde mir halt ein, also bei mir, wie gesagt, ich möchte halt nicht über andere reden, aber bei mir ist es jedenfalls so, dass die Reiselust ist ein zentrales (...).

SH: Wie haben Sie sich auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vorbereitet?

EB: Naja, man versucht ja zwischen Tür und Angel möglichst noch was zu erfahren, was die Situation ist, tatsächlich, die dort vor Ort immer ganz anders ist. Man weiß ja nicht, brauche ich da ein Visum, komme ich da hin, muss ich in irgendein Nachbarland fliegen, geradeaus kann man ja nicht und so, wo fliege ich hin? Irgendwer macht ein Ticket und schon auf dem Weg zum Flughafen, während versuchen Kollegen noch irgendetwas herauszufinden und das sagen Sie es mir dann telefonisch, da fragt man selbst nach und (...). Man versucht etwas vorzubereiten, wo es eigentlich nichts zum vorzubereiten gibt. Man versucht möglichst viel zu erfahren, was ist und was ein Sinn machen würde, ja? Zu versuchen, aber letztlich entscheidet sich das alles vor Ort, was tatsächlich los ist, wie die Chancen und Möglichkeiten tatsächlich stehen, was man machen kann und was man nicht kann. Es ist dann oft oder meistens oder immer sehr spärlich, wenn man ankommt, ja, da muss man sich, du hast den Jetlag, du hast, du bist, du gehst vollkommen ausgepowert körperlich, du hast nicht geschlafen, du hast plötzlich 30 Grad, hohe Luftfeuchtigkeit und nicht mehr und du bist irgendwo völlig, keiner, du wirst von niemandem abgeholt, du, keiner sagt dir, wo es lang geht und du musst fort irgendetwas weiterbringen, ja? Und das ist auf keinen Fall lustig, ja? Oder so, wie es da eben ausschaut, ja? Das ist der ganze Ort (...) Guerilla und so, ja? Du kommst irgendwo an und und bitte, mach was, ja? Das alles ist nur im Rückblick dann bereichernd, ja? Im Augenblick selbst ist es schwierig und ungut und man wünscht sich einen Job, in dem man nur irgendwelche primitiven Handgriffe ausführt, die sich andere überlegt haben, weil da ist schon die Leistung voll auf deiner Seite und man muss da was erkämpfen und muss da was bringen, ja? Das ist, das ist oft unbequem, ja? Und trotz dafür ist es wieder notwendig eine gewisse Flexibilität zu haben,

eine gewisse Situationsbereitschaft (...) und Fähigkeit, die bei Reisen sowieso immer angesagt ist und wenn solchen Situation viel mehr, ja? Tja, man versucht alles mögliche dennoch, letztlich kannst du ja als Journalist praktisch nicht selber bewerkstelligen oder selber etwas wissen, als Journalist ist immer auf der Suche nach jemanden, der immer einen machen kann, ja? Der das einem erzählt, ja? Erwirbst du nicht das Wissen, sondern findest die richtige Person, die es hat, ja? Es gibt immer darum, die richtige Person zu finden, ja? Die immer sagt, die dich irgendwohin bringt oder die einem sagt, wie ich wohin komme oder die etwas weiß, was ich wissen muss, ja? Das heißt, ja (...) und so weiter.

SH: Welche Angebote oder Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes...

EB: Was, was, was?

SH: Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes bekannt?

EB: Nein, so etwas gibt es nicht.

SH: Nein?

EB: Nein, so etwas gibt es nicht. Wer soll so ein Seminar machen? Du musst, so was machst du, brauchst du nur, wenn du selbst sagst, hey, das möchte ich machen und das hast du in allen Seminaren gleich (...), das gibt es nicht. Das gibt es nicht. Das ist (...) dann machst du es.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen oder gar zu verdrängen?

EB: Man lebt damit, man denkt nach, man, man reflektiert, man folgert, man zieht seine Konsequenzen mit, auf einer gewissen Ebene. Es gibt sicher andere Ebenen, wo es, wo es einsickert in unbewusste Bereiche und so weiter und halt, zu einer gewissen Veränderung beiträgt, da bin ich sicher, ja? Aber insgesamt begrüße ich das, und und weil für meinen, für meinen Typ Menschen, für meinen, meine Mentalität wichtig ist, unterschiedliche Dinge zu sehen, damit ich zu einem, zu einer richtigen Perspektive komme, was ja an sich Journalistisches ist, ja? Aber ich glaube, dass das Leben so läuft und dass ich ja, dass ich auch persönlich ein Suchender bin und insofern trifft sich das Persönliche, Private auch wieder mit dem Professionellen, ja? Und das mich einfach interessiert, was es alles gibt an Wahrheiten, ja und dabei nimmt man in Kauf, ja, wenn es nicht gut schmeckt, weil es so heftig ist. Ist halt so. Vieles ist zu heftig, was passiert und vieles ist einfach heftiger als man überhaupt schlucken kann, ja? Und ich mein, es ist ein einziges, ein einziger Punkt einer, ein winziges kleines Geschichterl ist schon zu heftig, ja? Dann passiert das Hunderttausend-Fache und so weiter, das ist alles nicht mehr, nicht mehr fassbar, ja? Das ist tatsächlich nicht fassbar, das ist wichtig, ja? Weil vieles, das man sieht, ist nicht fassbar, ja? Und, und, und was damit eigentlich passiert, ist auch nicht zu recht. Was passiert mit dem fassbar? Das sickert unverarbeitet ein, ja? Und das tut auch, das tut auch andere Dinge, die nicht fassbar sind und in der Südsteiermark mit dem Herumzuzeln aufgezogen werde und so und missbraucht vom Pfarrer, das sind nicht lustig und das sind auch Katastrophen, aber es sind so Phasen, das die Welt so traurig ist und so und und und das man nur jammern muss, sondern, aber insgesamt, insgesamt hat es mir schon von von, mein Weltbild quasi massiv beeinflusst, weil wir jetzt zum Beispiel einen idyllischen Eindruck hab von einem Südsee-Strand, von einem grünen, an dem

Kühe weiden und dann ist diese Friedlichkeit irgendwie nur die Hälfte, ja? Dann ist das nicht wahr. Diese Wahrheit gibt es nicht. Ohne gegenübergestellt den Leichenberg in Goma zum Beispiel, ja? Nur wenn ich beide Bilder kenne, dann haben beide ihre Wahrheit, auch der Lichtenberg allein, ja? Ja? Aber diese Kuh, diese Südsee-Kuh-Idylle ist nicht wahr, wenn ich das gegenüber nicht kenne, ja? Das heißt, das hat immer zwei Seiten. Und und beide richtig einschätzen zu können, ist ja nicht so, das das aus Leichenbergen besteht, ja? Aber um beide einschätzen zu können, muss ich beide kennen, ja? Und das ist schon was Wichtiges.

SH: Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse zu verarbeiten?

EB: Haben wir eh gesagt. Also ich versuche nicht etwas zu verarbeiten, ich ich ich, ich hab, ich, du machst mit deinen Erlebnisse, was du auch mit den anderen Erlebnissen machst, nicht? Du reflektierst und lässt sie bleiben.

SH: Also Sie schreiben, weiß ich nicht, keine Bücher oder so?

EB: Ah, ja, also schau: Das muss man schon sagen. Der Stoff, der sich hier angesammelt hat, der möchte schon manchmal beschrieben werden, ja? Ja? Und zwar anständig, ja? Das schon. Das schon. Mir ist nur unklar, in welcher Form und so, ich weigere mich Sachbücher zu schreiben, meine Trips in die, durch die Hölle und so Blödsinn, das möchte ich nicht, aber ich möchte schon literarisch diese Dinge verarbeiten. Das möchte ich schon. Schreibend, ja? Ich möchte es mir nicht von Psychotherapeuten auslöschen lassen und dann hat keiner mehr was davon. Das möchte ich nicht. Ich will das und ich möchte nicht darauf verzichten und ich möchte das auch nicht wieder los sein, aber beschreiben möchte ich schon, ja.

SH: Wem erzählen Sie Ihre Erlebnisse?

EB: Naja, relativ wenig. Relativ wenig. Ich habe relativ wenig erzählt, weil man, nicht weil man nicht erzählen will. Am Anfang ist man ja, hat man schon ein gewisses Redebedürfnis, aber dann habe ich gesehen, dass begrenzt Interesse daran, ja? Und wenn es da ist, dann ist es nicht echt. Oder häufig, ja? Man will die Leute nicht unbedingt belasten, man sieht, es kam wenig, das ist kaum transportierbar und wenn es jemand erklären will, keinen Grund nicht mehr zu leben und das ändert ja eigentlich nichts. Wenigstens ein Mensch spürt meine Betroffenheit und dann merkt er, da ist was, ja? Ja? Weiß ich nicht, das klingt ja, kann schon sein, davon hört keiner was, ja? In Wirklichkeit ist das ja nicht wahnsinnig, so wahnsinnig traurig, sondern das ist knallhart, das ist unsentimental, ja? Alles, was auf der Welt passiert, hat mit Sentimentalität überhaupt nichts zu tun. Und auch nichts mit Traurigkeit oder so, ja? Das ist knallharte Realität. So ist das, ja? Und das ist wichtig. Kommt jemand zu mir her und.

SH: Also den Kollegen hier erzählen Sie gar nichts oder wenig? Oder Familie?

EB: Ach Gott die Kollegen hier, wir sind so etwas von, so etwas von voll ohnehin. Wir reden nicht einmal über wichtige Dinge, die uns, die uns alle zu gleich betreffen, weil wir keine Zeit haben und kein Dings, da sagt keiner, mei der Michael Jackson ist, schade, weil das ist eh klar, das sagen alle, nicht? Und und und wir reden gar nicht über Michael, ja? Aber nicht einmal über uns, wenn wir betroffen sind mit irgendetwas und nicht einmal bei etwas Großartiges, nicht einmal wenn uns etwas Großartiges gelungen ist (...) Und es geht wieder weiter und so. Das ist ja, man ist ziemlich über, über, überflutet mit, ja, das ist eh klar, ja? Weil als Journalist, wenn du für ein Wochen-, du in diesem Strom Tag-Qualität

bist, immer weiter, immer weiter, immer schneller, es ist eine Überflutung, ja? Es ist irgendwie eine Überflutung findet statt, in der man ja eigentlich keine Zeit für das meiste hat, sondern für das Besondere, ja? Und da ist wenig Zeit. (...) Kann schon sein, dass wir plaudern ab und zu und so, ja, das war arg, wie, was weiß ich, aber, wenn man (...), dann nicht. Aber, aber, das ist nicht so, dass man dann eine therapeutische Runde veranstaltet.

SH: Also mit Freunden und Familie eher? Wenig.

EB: Wenig.

SH: Was sagt Ihnen das Dart Center?

EB: Das was?

SH: Das Dart Center.

EB: Dart Center? Die Pfeile? Was?

SH: Ja, das Pfeil.

EB: Was heißt das? Was ist das? Ist das ein spezielles Center oder was?

SH: Es heißt Dart Center.

EB: Und passiert da? Wer ist das? Das sagt mir nichts. Was ist das?

SH: Okay. Und zwar ist das eine Organisation, mit dem Hauptsitz in London.

EB: Ja.

SH: Das ist eine Organisation, die Journalisten unterstützt, die eben traumatisiert sind.

EB: Okay.

SH: Sagt Ihnen gar nichts?

EB: Verstehe. Aber jetzt sagt es mir was.

SH: Okay, gut. Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

EB: Nein, eben nicht. Das kommt sicher nicht in Frage.

SH: Hat das einen Grund?

EB: Ja, wieso? Was soll ich? Ich habe nicht das Bedürfnis therapiert zu werden. Ich habe das nicht, ich kann nicht, ich bin ja nicht, mir ist schon klar, dass es wahrscheinlich gute Therapeuten gibt, die selber nicht wissen müssen, worüber wir hier eigentlich reden, ja? Ja? Und die halt bewandert sind in Gesprächstechniken und und und mit den richtigen Fragen, die Klienten anhand der richtigen Punkte zu leiten, wo sie dann ein eigenes selbstständiges Verstehen erleben und so weiter. Das wird es sicher geben, aber wie gesagt, also ich muss das nicht, nicht das Bedürfnis derartig diese Erlebnisse

auszulöschen. Im Gegenteil, nämlich, das sind wichtige Dinge, ja? Das sind wichtige Eindrücke, die ich mir bewahren möchte, so wie ich sie erlebt habe. Und ich selbst beschreiben, selbst verarbeiten will, das ist sehr viel, ja? Das ist wahnsinnig viel. Nein, ich habe nicht das Bedürfnis mich therapieren zu lassen.

SH: Ja, von meiner Seite aus, war es das schon.

EB: Ja, super!

SH: Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?

EB: Nein, gar nicht. Ich kann weiterreden, ewig.

SH: Mich stört es nicht.

EB: Aber aber aber, ich weiß nicht. Mir fällt nichts ein. Wenn es für Sie alles ist, dann passt es.

SH: Passt. Gut.

Anhang 8:

Interview mit Katinka Nowotny
4. Juli 2009, ORF-Zentrum - Büro Weltjournal
Dauer: 16:06 bzw. 02:20

SH: Ganz allgemein: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

KN: Ich glaube einfach eine Neugier, und ein ständiges Hinterfragen von, von dem auch, was die Leute sagen. Und versuchen, hinter dem O-Ton zu gehen, also jetzt wo man sagt: das O-Ton ist in der Journalistensprache für den Sager und man weiß, dass wird man verwenden und dann trotzdem noch einmal nachzufragen, um zu schauen, was meint der Mensch jetzt wirklich. Also sich nicht mit dem Ersten zufrieden zu geben und sagen: Ich habe meinen Sager und kann das verwenden, sondern da noch einmal nachzufragen und zu sagen, was, was ist es denn wirklich - na? Und oft, und oft sind die, die guten Fragen die ganz ganz einfachen, also: wie? warum? und was? Das war's dann eigentlich.

SH: Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?

KN: Also ich finde, oft, dass es in Krisengebieten, ist es irgendwie fast eine Umkehr von allem dem, was man sonst (...), dass man auf der einen Seite einfach, also ich kann mich erinnern, das war jetzt im (...) bzw. im Kosovo-Krieg, da war ich in Mazedonien, da habe ich mich einschmuggeln lassen, da war es so, dass quasi alles, was man sonst irgendwie ganz leicht finden, nämlich die Landschaftsaufnahmen, irrsinnig schwer waren und ich also wirklich Angst hatte quasi bei jedem Mal stehenbleiben auf einer Straße, werde ich angeschossen oder nicht. Und, ja, den, den Defektor von der Armee, der wiederum ganz leicht - na? Also normalerweise ist das umgekehrt, normalerweise kommt man an dem ganz schwer und, und die Landschaftsaufnahmen ist irgendwie problemlos und im Krieg ist das genau ganz umgekehrt, also quasi die Situation, wo man sagt: okay, ist es mir wirklich wert. Kann ich das nicht noch vom Auto aus filmen, also die Landschaft, also, da riskiert man relativ viel und, und auf der anderen Seite quasi die spannenden Sachen und die spannenden Interviews laufen einem vor die Kamera - na? Weil es wirklich halt um Leben und Tod geht. Und das es im Fernsehen natürlich immer das, was automatisch spannend wird - na? Ich muss sagen, dass ich eigentlich auch bei Krisengebieten, das ist weniger (...) als in einem Krisengebiet zu gehen, aber was mich halt fasziniert und ich geh halt oft ein, zwei Wochen nachher, aber es fasziniert mich halt, wenn Leute so wirklich mit Leben und Tod den Sinn des Lebens befasst werden, weil da hat man das Gefühl, ja, es ist automatisch eine spannende Geschichte, man kommt halt an etwas ran, was man sonst im normalen Leben halt wenig hat.

SH: Inwiefern beeinträchtigen Ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

KN: Wenig würde ich sagen, also, ja, nein, das hat eigentlich, da stellt man sich je nach dem ein, also quasi bin ich in einer gefährlichen Situation oder nicht.

SH: Wie gehen Sie nach einem Einsatz im Kriegs- bzw. Krisengebiet an ein Thema heran?

KN: Also man versucht ein bisschen mehr ab zu blocken, sich selber zu schützen vor Bildern, die schlimm sind. Versucht sie nicht so nah an einen herankommen zu lassen. Es gab da schon so eine Sache, nach 9/11 war ich quasi in, also war ich der erste ORF-Reporter vor Ort und das ist mir auch sehr nahe gegangen und das war halt so eine Situation, wo man wirklich in der Nacht nicht schlafen kann und was mir da nahe gegangen ist, sind diese Geschichten, wo man halt sagt: okay, das ist, da wird eine Vermissten-Meldung aufgegeben für eine NYU-Studentin, und man weiß, das war auch die Uni, an der ich studiert habe. Also das sind so diese persönlichen Bezüge oder nach Hurrikan „Katrina“, da war ich auch relativ bald danach und da war auch ein persönlicher Bezug. Wir haben in New Orleans gelebt und da war halt irgendwie, das Haus von den Freunden das betroffen ist oder man ist vorbeigefahren, das geht einem schon sehr sehr nahe, wenn man halt diesen persönlichen Bezug auch hat. Man versucht Bilder, die grauslich sind auszublenden. Also ich habe da mal eine Situation, das war jetzt kein Krisengebiet, aber da hat ein Kind, ein 5-Jähriges, seinen Augen, - seinen „eye ball“ fällt mir jetzt nur ein - seinen Augapfel verloren, und der ist draußen gehangen. Und das war unglaublich grausig - na? Aber das versucht man einfach weg zu blenden und zu sagen, quasi okay, das ist Job und versucht das, ich mein natürlich erinnert man sich immer dran - ja? Aber man versucht einfach Bilder, die einfach extrem grauslich sind, einfach wegzudenken, und zu sagen, ja ich denk einfach nicht mehr daran.

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- und Krisengebiet zu die der Polizisten oder Feuerwehrleute oder Ärzte oder Mitarbeiter des Roten Kreuzes oder einer NGO?

KN: Naja, die NGOs und so, die müssen anpacken, teilweise behindern wir sie auch bei der Arbeit, wenn wir sie filmen wollen, ist das auf der einen Seite gut, sie sind langsamer, sie bringen Sachen von uns, es ist selten, es ist doch so, dass wir sie bremsen dabei. Ja, die einen müssen helfen wirklich, und wir helfen halt auf einer abstrakteren Ebene, in dem wir einfach das, das Licht der Öffentlichkeit auf diese Leute richten - na?

SH: Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

KN: Ja schon. Aber ich bin vorsichtiger geworden. Ich bin als 28-Jährige, bin ich wahrscheinlich noch freudiger in Krisengebiete gefahren und jetzt überlege ich mir ein bisschen mehr mit dem Alter, ist es mir das wert. Der ORF wird nicht hinter mir stehen. Was ist, wenn mir das Kiefer weggeblasen wird oder so etwas. Quasi wenn, also das ist mal Kamerafrauen passiert. Die Kriege sind brutaler geworden. Es gab sicher im Kosovo, also im Jugoslawien-Krieg jetzt noch irgendwie eine gewisse Scheu vor Journalisten, das ist, das ist weggegangen in den letzten 20 Jahren. Und zum Beispiel der Irak-Krieg hat gesehen, dass wir Journalisten einfach totale Leute sind - na? Und das ist einfach brutaler geworden und ich überlege mir einfach, ist es mir das wert eventuell als Krüppel zurückzukommen und der ORF wird sich abputzen.

SH: Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

KN: Wenig, ich, ich bin nicht traumatisiert, also ich versuch's irgendwie abzublenden. Ich bin jetzt auch nicht so, in bin nicht der Ort oder die Antonia Rados, also die, die sind jetzt nur in Kriegsgebieten unterwegs. Ich fahr hin, weil es mich fasziniert, und weil ich eben das gerne hab, wenn ich das Gefühl hab, es geht um wirklich essentielle Themen, aber ich bin kein Sensationsherrscher oder so etwas.

SH: Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz?

KN: Ja schon, hoffentlich komme ich heil nachhause. Ich bin auch Mutter von zwei Kindern, ja, und die Familie, hoffentlich komme ich heil nachhause.

SH: Welche Erfahrungen...

KN: Und teilweise ist es dann wenn man, also normalerweise trinke ich überhaupt nicht, aber quasi, wenn dann wirklich, wirklich eine gefährliche Situation ist oder so etwas, dann verberge ich halt mal, dann war da ein Berg, sind drüber gefahren, und hab Angst, wenn man sich ausgerichtet und man wusste, man wird quasi beschossen und das war wirklich gefährlich oder so, dann gibt's am Abend ein Schädelweh und man trinkt halt einen mit. Weil okay, wir haben das heil überstanden.

SH: Welche Erfahrungen in Kriegs- bzw. Krisengebiete belasten Sie heute noch?

KN: Es belastet mich nichts, weil ich eben das Gefühl habe, das ich nicht traumatisiert bin.

SH: Oder gibt es irgendwelche Bilder oder Situationen, die schwer zu verarbeiten sind?

KN: Ja, nein, das schon. Also insofern bin ich schon traumatisiert, nein, ich hasse Feuerwerke und jedes Mal Silvester ist für mich grauenhaft. Das erinnert mich an Krieg und da, ich finde das ist so irgendwie ein Kriegstrauma für mich und auch alle lauten Geräusche. Das ist für mich etwas, teilweise tu ich auch, also ich habe immer Ohropax mit, vor allem, wenn ich im Kriegsgebiete fahre, vor allem wenn ich mir denke, wenn schon in der Nacht geschossen wird, also quasi die große Situation, wenn wirklich das Hotel irgendwie eingenommen wird oder so, würde ich eh mitbekommen. Ansonsten schau ich lieber, dass ich meinen Schlaf bekomme und ich versuche das eher auszublenden und quasi meinen guten Schlaf zu haben, dass ich morgen gut arbeiten kann und vernünftig bin, ja, als mich aufschrecken zu lassen von Kleinigkeiten oder halt ein bisschen Geschoss.

SH: Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

KN: Das war sicher, die, die, einer der gefährlichsten Reportagen, war die, die nach Sarajevo. Da bin ich mit dem ersten Bus von Wien nach Sarajevo gefahren. Das war noch die Zeit, in dem es keinen Waffenstillstand gab und es gibt halt immer das letzte Opfer in einem Krieg, da war, da waren etliche gefährliche Situationen. Das eine war eben, wo wir am Berg Idnan (?) gefahren sind und dort quasi Serben noch den Berg Idna (?) beschossen haben. Dann gab es eine gefährliche Situation, wo wir auf dem Flughafen waren und es gab nur französische Soldaten und wir haben, mein Französisch war nicht so gut genug und die haben mir Anweisungen auf Französisch geben können und ich wusste entweder fahr ich jetzt irgendwie quasi zu den Serben oder ich fahr auf den Minen oder ich fahr in die Stadt hinein und ich habe gehofft, ach Mist, warum habe ich nicht besser Französisch gelernt und aufgepasst und so. Dann war eine Situation, wo ich auch, das war einfach die Sniper-Area von Kosovo und wir hatten ein gepanzertes Auto, aber das war nicht genug Platz und ich wollte gerne, dass die Frau, die Heimkehrerin in der Innenstadt auch zu filmen ist und mit ihrem Kind und das war klar, dass ich in diesem Fall ihr den Vortritt gebe in einem gepanzerten Auto und ich hab dann einfach ein Taxi genommen und das ist dann halt mit 120 km/h die Sniper-Area entlang gefahren und man hat halt gehofft, hoffentlich schaffen wir das noch oder hoffentlich passiert mir halt jetzt nichts, aber an sich bin ich nie bereit, auch bei Kameralenten, also filme ich die letzten drei

Jahre selber, aber auch bei Kameraleuten, es war immer, das Gefühl, okay, ich kann nicht von anderen Leuten etwas erwarten, was ich selber nicht bereit bin das einzugehen - ja? Quasi mit den Kameraleuten, ja. Ja, und wie wir rausgefahren sind, sind wir dann von der Straße, da war ein irrsinniger Stau und wir mussten eigentlich an dem Tag rausfahren, da sind wir über ein Feld gefahren und da war auch nicht klar, wo sind die Minen in diesem Feld.

SH: Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz...

KN: Oder genau, beim Kosovo-Krieg, da war auch noch, da, da wurde einfach dann bombardiert von den Amerikanern. Da fährt man halt an einer (...) und man denkt sich, okay das ist sicher an irgendeiner Zielscheibe drauf - ja? Und hoffentlich schießen die nicht gerade dann, wenn wir dran vorbeifahren und so - ja? Man hofft halt einfach, dass es gut geht.

SH: Aber es ist nichts passiert?

KN: Nein.

SH: Okay. Kollegen auch nicht?

KN: Nein.

SH: Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vor?

KN: Also ich würde jetzt, wenn ich selber filme, einfach möglichst unauffällig sein, also wenig Kamerasachen mitzunehmen, also nicht den großen Lichtkoffer und so. Man muss auch aufpassen mit Rucksäcken, weil die Rucksäcke einem, wenn man Schutz sucht unter einem Auto zum Beispiel, dann kommt man mit dem Rucksack einfach schwerer unter dieses Auto. Stativ zum Beispiel, Stativ ist ganz gefährlich, weil das einfach so aussieht wie diese Raketenwerfer und auch die Kamera, die darf man nicht auf die Schulter geben. Genau das selbe, Stativ, also irgendwie quasi wie beim Lokalausschau, ich würde nicht mehr, also im Jugoslawien-Krieg war es noch, dass man als Journalist und als TV ausgegeben hat und das war ein gewisser Schutz. Und da würde ich jetzt eher vorsichtig sein, weil das eben jetzt schon anzieht und man eher deshalb Opfer wird. Aber eben aufpassen, dass man nicht in der Nacht unbedingt filmt oder dass man das Stativ nicht verwenden oder dass man die Kamera nicht auf die Schulter trägt, mit dem Rucksack aufpassen. Nicht viel Licht haben, also quasi unauffällig sein. Das sind so die Sachen.

SH: Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes in einem Kriegs- und Krisengebiet bekannt?

KN: Also angeboten wurde mir nichts. Ich hätte von mir aus sagen können, ich mach so etwas. Es gibt so ein Seminar von, vom österreichischen Bundesheer, die haben eine eigene Lichtbildstelle, also quasi Kameraleute und die bieten so Traumata-Seminare an. Das weiß ich, weil ich mit dem einen Kameramann auch gefilmt habe, in Gaza. Und, ja, da, da, also ich glaub nicht, dass sie mir wirklich was sagen würden, was ich nicht schon im Prinzip weiß. Also insofern habe ich das nicht besucht. Die wecken ja einem in der Nacht auf und sagen so quasi, ja, jetzt musst du schnell einen Aufsager sagen oder so etwas.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie die zu vergessen und gar zu verdrängen?

KN: Nein, das bleibt einem schon, ja. Das bleibt einem schon, man ist da schon irgendwie ein bisschen stolz. Es gibt einem auch einen gewissen Adrenalin-Kick, weil man halt weiß, man hat halt eine sehr gute Geschichte und das ist irgendwie spannend. Da zerrt man schon davon als Journalist.

SH: Und wodurch versuchen Sie ihre Erlebnisse zu verarbeiten?

KN: Im Prinzip habe ich meine Familie und mein normales Leben, und das gibt mir einfach so viel Halt.

SH: Und wem erzählen Sie Ihre Erlebnisse?

KN: Sicher meinem Mann.

SH: Okay. Also Freundinnen, Freunde auch vielleicht? Oder Kollegen?

KN: Also ich schreibe es meistens auf, weil ich eben oft so Eindrücke aus, mir aufschreibe, also das quasi, das schreib ich einfach für mich zuhause. Und mail das manchmal auch Freunden.

SH: Welche Hilfsmittel benutzen Sie um sich abzulenken?

KN: Wenn ich jetzt hier in Österreich bin?

SH: Ja, nach einem Einsatz.

KN: Wahrscheinlich viel Schlaf, weil ich irgendwie müde bin oder irgendwie quasi auf wenig Stunden reduziert war, auf Einsatz und quasi dann, einfach ausspannen.

SH: Also Ihre Erlebnisse, die schreiben Sie eher auf bzw. reden, erzählen sie Freunden?

KN: Freunden, ja.

SH: Sagt Ihnen das Dart Center was?

KN: Nein.

SH: Gar nicht?

KN: Nein.

SH: Und zwar ist das Dart Center eine Organisation, mit Sitz in London. Eine Organisation, die Journalisten unterstützt, die eben in Kriegs- oder Krisengebieten oder generell traumatisiert sind.

KN: D-A-R-T?

SH: Bitte?

KN: Wie schreibt man...?

SH: Ja, ja, genau. Dart, wie das Spiel, genau.

KN: Okay.

SH: Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

KN: Nein, würde ich wahrscheinlich auch nicht.

SH: Gut, das war es jetzt von meiner Seite. Danke, danke Ihnen!

Teil 2

KN: Also eigentlich hatte ich immer das Problem, dass gegen, weil ich, also ich komm doch vom anglo-amerikanischen Journalismus und hab eine amerikanische Journalistenschule auch besucht und ich hab auch immer das Problem gehabt, ich habe jetzt wirklich, ich bin jetzt 18 Jahre im ORF und ich hatte immer das Problem, dass eigentlich meine männliche Chefs oder meine Chefs allgemein mir verboten haben in Krisengebiete zu fahren und ich ein irrsinniges Aufwand damit betreiben musste, zu sagen, ich möchte da fahren. Und die allgemeine Reaktion war so eine paternalistische: du weißt nicht, was du tust und das ist gefährlich, Kind und pass auf auf dich und ich hab dann immer gesagt, na Moment, ich hab mich da genau informiert und ich weiß, welche Straße sicher ist und welche nicht und ich möchte quasi das Risiko selber einschätzen können und ich bin so quasi alt genug um das das zu wissen, was ich da für ein Risiko eingehe und manchmal sind sie dann bereit, das zu akzeptieren und manchmal halt nicht und ja, es ist nicht so einfach überhaupt in Krisengebiete geschickt zu werden.

SH: Und der Grund, wieso, was ist das Problem?

KN: Naja weil weil sie natürlich, letztlich, ich seh das ein bisschen paternalistisch, na? Dass sie erstens einem bissl die Naivität zusprechen und sagen, na quasi, du weißt nicht was ist, dann natürlich auch die Verantwortung für ein fremdes Leben, also ich glaub das ist auch wohlwollend, quasi ich möchte nicht der Chef sein, der diesen Tod zu verantworten hat und so wichtig ist die Geschichte auch nicht und der ORF wird sich eben abputzen, was ist wenn da quasi jemand als Krüppel zurückkommt und ja das ist einfach so, das eben dieses Gefühl der Verantwortung und ja teilweise vielleicht auch weil ich eine Frau bin, also das glaub ich schon auch, dass sie einen männlichen Kollegen dann einfacher leichter schicken würden als eine Frau und eine Mutter, also da ist auch noch so ein Gefühl von, die müssen wir schützen - na? Und man muss, man muss immer dagegen arbeiten, man muss immer sagen, nein aber ich möchte trotzdem fahren und ich weiß was ich tue.

SH: Und ist es einfach, und ist es einfach, dass man dann?

KN: Nein, es ist jedes mal irgendwie ein Kampf.

SH: Denk ich mir. Okay.

Anhang 9:

Interview mit Walter Erdelitsch
7. September 2009, ORF-Zentrum, Kantine
Dauer: 34:06

SH: Ganz allgemein gefragt: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

WE: Interesse an Menschen, Interesse an Vorgängen, Interesse an der Welt. Eine gewisse Einsatzbereitschaft, die vielleicht über das Normalmaß von jemanden der, der also Arbeitsstunden hinausgeht. Der Beruf hat schon ein bissl was von einer Berufung auch, also es ist, dadurch, dass wir an so viel anderen Leben teilnehmen kann dadurch ist es was, ja, was wirklich faszinierendes. Eine Gefahr bei der Sache oder eine Eigenschaft, die man wirklich haben sollte oder muss, jedenfalls in unserer Situation, und die immer stärker in Bedrängnis gerät ist die Unabhängigkeit - na? Journalistische Con, journalistische Inhalte, die werden heutzutage immer stärker zum Content. Der Content ist die Geschichte dann zwischen den Werbungen, zwischen den Werbeeinschaltungen und das wird immer stärker von partikular Interessen getrieben und von diesen Sachen irgendwie fern zu halten, sich als Journalist nicht einspannen zu lassen, von denen Leuten, die für einen dafür bezahlen. Um einen einzuspannen in ihren Sinn, das wird immer schwieriger, schwieriger und das ist eine ganz zentrale Sache, wo sich dann halt also wirklich die Spreu vom Weizen trennt gewisser Maßen.

SH: Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?

WE: Schlecht, also es gibt keine Infrastruktur, es gibt keine persönliche Sicherheit und es gibt also große atmosphärische Belastungen letzten Endes bei der Arbeit, also große, große psychische Belastung. Auf der anderen Seite ist das ganze natürlich auch ein, ein irrer Adrenalin-Kick gleichzeitig, wo es, die Geschichte dann wieder etwas leichter macht.

SH: Inwiefern beeinträchtigt Ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

WE: Wie haben Sie gefragt? Beeinträchtigt?

SH: Ja.

WE: Beeinträchtigung der journalistischen Arbeit, durch die Erfahrung? Also die, die journalistische Arbeit danach sozusagen, nicht während man jetzt aus dem, aus dem Krisengebiet berichtet.

SH: Sowohl, als auch.

WE: Ja, also während man im Krisengebiet ist, beeinträchtigen die Umstände natürlich sehr schwer die Arbeit, weil man in der Recherche behindert ist, weil man in der Beweglichkeit behindert ist, weil es oft zu gefährlich ist. Die Gefahr dann groß ist, dass man so einfach irgendwelche Tunnel-Ausschnitte irgendwie für, als etwas größeres verkauft, als es in Wirklichkeit ist. Solche Geschichten sind dann, das muss alles sehr deklariert werden und solche Geschichten sind dann, also im Zusammenhang mit der

Redaktion zu bewerten, was das für einen Stellenwert hat oder Gesamtabbildung von irgendeiner Geschichte. Und das geht ein bissl, das geht unter Umständen ein bissl an die Qualität - ja? Wenn man so, wenn man irgendwo sitzt und sich nicht bewegen kann, stark in die Froschperspektive gerät. Und ansonsten nachhaltig, das, hat die Geschichte nicht wirklich beeinflusst, außer vielleicht insofern, als man dann eine, ja, also man hat, man hat vielleicht weniger Sensibilitäten harten Themen gegenüber, unangenehmen Themen gegenüber, die kommen einem viel normaler vor, als anderen Leuten und man gerät dann, so ist es konkret mir passiert, dann sehr oft in Widerspruch, also bei der Arbeit danach, wenn ich irgendwas programmieren wollte und mir dann der Programmdirektor gesagt hat, das sind keine Themen, das wollen die Leuten nicht sehen, das ist zu arg, zu schlecht, zu scheußlich, zu katastrophenartig und das spielt und das spielt der ORF nicht und ich denke mir, was hat er denn? Das ist eine ganz - wie soll man sagen - wahre Wirklichkeit, groß wesentlich betrifft, ich weiß nicht, eine Million Leute oder so. Warum soll man das nicht herzeigen - ja? Auch wenn es schrecklich ist? So gesehen, verschiebt sich, hat man da, hat man eine andere Auffassung von dem, was relevant ist in der Welt, als, als jemand, der irgendwie zwischen Büro und, und - ich weiß nicht - Freizeitgestaltung in der Stadt und Thermen-Urlaub irgendwie zirkuliert.

SH: Was waren das für Themen?

WE: Was waren das für Themen? Einmal konkret ginge es um den Irak, es ging sicher um die, das war damals gerade aktuell, um die, um das Ausmaß in dem man, das war eine Doku damals, in dem aus dem Kosovo berichtet, also Ende der 90iger Jahre, wie das war. Was war noch so ein Thema? Pah, ich erinnere mich jetzt nicht. Da, da war mal so eine Doku über Folter, die, da haben wir lang diskutiert, die dann doch gespielt worden, soweit ich mich erinnere. Vielleicht fällt mir noch was ein, also.

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- und Krisengebiet zu die der Polizisten oder Feuerwehrleute oder Ärzte?

WE: Also ich habe dort keine konkrete Aufgabe, ich stehe denen im Weg rum, wenn es schlecht geht, wobei also Feuerwehrleute oder Polizisten waren in dem Krieg kaum welche zu sehen.

SH: Oder Mitarbeiter des Roten Kreuzes.

WE: Ja, naja, die schon eher. Ärzte eigentlich auch nur dort, wo sie Infrastruktur hatten, also Ärzte vorne ist nichts. Die waren irgendwo, wo es einigermaßen sicher war und haben dort gehandelt. Aber Leute, die, die in irgendeiner Form was zu tun haben oder tun müssen im, im, so wirklichen Auseinandersetzungen, ich mein es funktioniert halt nichts mehr. Es gibt keine Müllabfuhr mehr, es gibt nichts von all dem. Also Ordnungskräfte, also Ordnungskräfte haben zumindest in meiner Anschau aus Bosnien, Kroatien und so dann zuletzt nur die Soldaten fungiert. Auch da hat es mehrere Gruppierungen gegeben, je nach dem, wo man war, auch teilweise auch in einem Gebiet, immer wieder so Bandenchefs und Kleinchefs, die in irgendeiner Form halt mit der sogenannten offiziellen Armee zusammen gearbeitet haben, bis sie irgendwann einmal dann von denen auch geschluckt worden sind, aber da waren viele kleine warlords auch unterwegs zum Teil. Also die Beziehung zu denen bei der Arbeit - wie soll man sagen? - also, wenn, man muss schauen, dass man denen, also man, also dass man diese nicht behindert nach Möglichkeit, auf der anderen Seite schaut man, dass man sich bei denen anhängen kann in irgendeiner Form, weil die unter Umständen gute Informationen haben, wo irgendwas

ist, weil das halt Geschichte ist. Wo man Bilder herkriegen kann und so in der Form halt - na? Würde ich das beschreiben.

SH: Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

WE: Ja.

SH: Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

WE: Naja, total. Insofern, dass es hier friedlich ist, insofern, dass ich hier einigermaßen, also in der Unregelmäßigkeit trotzdem regelmäßige Arbeitszeiten hab. Insofern, also jetzt nicht mehr aktuell arbeite, während also halt Krisenberichterstattung macht, dann geht das irgendwie von sieben Uhr Morgenjournal, für das wir was machen los unter Umständen Schaltgespräche mit der ZIB 24 oder so, also das Rund-um-die-Uhr ziemlich, ziemlich alles geregelt sozusagen. Ja, in der Zwischenzeit also was sich, was sich sicher ändert, wenn man Familie hat, dann fährt eigentlich nicht mehr in Krisengebiete, dann kommt zusätzliche Schwierigkeiten dazu im, im, im, in Hinblick auf die Verantwortung, die man hat. Solange man nur für sich selbst verantwortlich ist, tut man das relativ leicht, weil viel darüber nachzudenken, aber dann hört sich das auf. Was hat sich noch geändert? Naja, dass es hier einfach in einer der friedlichsten, friedlichen und einer der wohlhabenden Länder irgendwie leben und das fühlt sich aber einfach anders an, als wenn so links herum irgendwie, wenn links herum Gewalt herrscht und Metalltrümmer in der Luft herumfliegen und sämtliche Infrastruktur zusammengebrochen ist und nichts funktioniert - na? Das ist der große Unterschied.

SH: Wo waren Sie denn überall? In welchen Kriegsgebieten?

WE: In, also am, am Balkan, also überall, wo es dort halt, in diesen Jahren 1991 bis insgesamt 96 habe ich das gemacht, bis nach, bis 97 fast, also bis nach Dayton schon. Ja, große Doku-Serie mit der BBC zusammen mit dem ORF gemacht zu dieser Zeit, also überall halt in der Gegend.

SH: Was für Gedanken haben Sie kurz vor Ihrem Einsatz?

WE: Wie mache ich das? Wie komme ich dorthin? Was wird dort sein? Kurz vor dem Einsatz, Einsatz kann man nicht irgendwie so, kurz vor dem Einsatz gibt es irgendwie fast nicht, weil kurz vor dem Einsatz heißt, zuerst muss ich einmal irgendwie schauen, dass ich physisch irgendwie hinkomme und das dauert schon ein Tag oder länger, also Gedanken kurz davor, die haben immer was mit einem sicheren, an sich einem sicheren, also sicheren, also einigermaßen sicheren Zone raus begeben und man in die Stadt fährt. Das ist dann, Einsatz? Kurz vor der Recherche oder vor - was weiß ich - bevor die Arbeit beginnt. Das ist verschieden, also am Anfang von so einem Aufenthalt denkt man sich irgendwie was wird die Geschichte sein? Was finde ich? Wie komme ich heran an irgendwelche Sachen? Und gegen Ende von so einem Ding, wenn man weiß in zwei, drei Tagen oder so fährt man weg, am Ende denkt man sich: Scheiße, passiert halt nichts so kurz vorm Schluss oder so. Also, praktisch so eine Abstufung, eine Entwicklung.

SH: Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

WE: Ja am stärksten, war am längsten dort, Sarajevo, weil man dort halt am längsten Zeit verbracht hat, weil man immer wieder dort hin zurück muss, weil man, wenn man fürs Fernsehen arbeitet, braucht man einfach die Technik, also da kann man nicht wirklich lang

durch die Gegend oder durch die Wälder oder sich irgendwohin verfügen und wandern oder tagelang irgendwo anders bleiben, weil da passiert nichts. Zeitungsleute oder Radioleute oder so können dann irgendwas nachhause kurz. Das ist Sarajevo. Es gibt ein paar.

SH: Und welche Situation ist schwer zu verarbeiten?

WE: Am schwersten zu verarbeiten ist sicherlich, ist sicherlich das Leiden der Leute, das man miterlebt und in der konkreten Situation wie Sarajevo, wenn man sieht, wie hilflos die dort sind, weil sie eingesperrt sind, nicht raus können, kein Geld haben um sich Essen zu kaufen, dann fallen die Heizungen aus, dann gibt es kein Wasser mehr, dann, und dann passiert irgendjemanden was aus der Familie oder so, wenn man dieses, dieses, diesen Niedergang, dieses, wenn man Leute kennenlernt und, und, und auf Leute einlasst, und dann selber noch weiß, man ist in der privilegierten Position, irgendwann fahr ich da wieder raus, mit meinem Reisepass darf ich das. Das ist, das ist schon, das geht einem schon nahe.

SH: Wie bereiten Sie sich auf einen Einsatz in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet vor?

WE: Naja, also ich muss schauen, ich muss mit dem Haus hier checken, dass Verbindungen und in irgendeiner Form Nachschub und solche Sachen funktionieren konnten, also da muss irgendeine, da muss Kommunikation gewährleistet sein während der ganzen Zeit. Man muss checken, wie man hinkommt, man muss schauen, dass man, dass man irgendwie, man musste damals - ich glaube heutzutage weiß nicht - wie man sich ein Kamerateam besorgen würde, das weiß natürlich der Fritz Orter besser. Aber damals ist man unter Umständen noch mit einem Kamerateam von hier aus hinuntergefahren, auch wenn es dann passiert ist, je näher wir irgendwie dem Krisengebiet kamen, desto nervöser sind sie geworden. Und haben dann das Handtuch geworfen, und man steht allein da und muss irgendwie selber weiter. Die sind dann mit dem Auto wieder weg und muss schauen, dass man sich was Neues checkt und solche Sachen. Also das wichtigste, das wichtigste war am Anfang, irgendwie, dass man, dass man weiß, wo bin ich heute am Abend sozusagen, wo kann ich irgendwie sicher mein Kopf, mein Haupt betten - ja? Und wie komme ich dort hin. Das sind, das ist einmal für den Anfang das entscheidende. Jetzt abgesehen vom inhaltlichen Sachen, aber die Krisenberichterstattung ist eh nicht groß, so irgendwie eine, also die große inhaltliche Recherche, sondern das ist sehr stark, Reportage, in dem man einfach nachhause bringt, was man, was vor den Augen auftaucht. Natürlich muss man vorher irgendwie sich gut informiert haben, damit man keine falschen Schlüsse zieht und keinen Blödsinn erzählt, so vor allem in Konflikten, die so kompliziert sind, wo es irgendwie vier Parteien gibt, also die drei, die dort sind und die vierten, die irgendwie von außen kommen, um zu versuchen zu checken, was da so sich alles abspielt zwischen diesen, das ist teilweise sehr komplex und, und da muss man sich sehr genau informieren auch, dass man so historische Zusammenhänge auch begreift, dazu keine Fehlschlüssen, zu keinen vorschnellen und da auch nichts passiert sozusagen und man seine eigene Uninformiertheit mehr oder weniger on camera allen Österreichern weitergibt, das ist sehr peinlich.

SH: Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung eines Einsatzes bekannt?

WE: Keine, keine. Das hat es erst nachher gegeben, glaub ich (- Hallo Peter, Servas, Du, ich bin gerade in einer Unterredung, kann ich zurückrufen, nachher? Okay. Gut, gut. Ciao. -) Das hat es nicht gegeben, das hat den Anschluss an diese Geschichten mehr oder

weniger in der Manöverkritik sozusagen ist das aufgetaucht, dass das nicht schlecht wäre. Dann hat Paul Schulmeister sowas machen wollen, wie das bei den anderen Stationen üblich ist, also bei der BBC gibt es ein ganzes Handbuch oder so, was man, was zu machen wäre. Das ist dann wieder ins Lächerliche gezogen worden und dann hat es geheißen, dass der Schuli (?) will, dass wir den Sprung vorwärts decken üben oder was soll der Blödsinn und dann ist es, ich weiß nicht, ob sowas jetzt gibt, also ich weiß nicht, ob, ich glaub in der Zwischenzeit ist es soweit, das der ORF gar niemanden mehr hinschickt, weil sie irgendwie sagen, kostet viel Geld und da, und da, und ist zu gefährlich und Verantwortung und hin und her und, also in der letzten Zeit war außer dem Fritz Orter, der da, der halt wirklich dabei geblieben ist, und dessen Spezialisierung das ist, fährt eigentlich niemand, soweit ich das sehe. Im Gegenteil, also ich glaub, dass manche Leute sind eher, eher abgehalten davon hinzufahren, so gesehen braucht es keine Unterweisungen in diesen...

SH: Wann war Ihre letzte Reise?

WE: Das war wahrscheinlich 96/ 97. 96, 96.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse...

WE: Also die letzte Reise in einem Kriegsgebiet?

SH: Kriegsgebiet, ja.

WE: Ja, also ich war auch letztes Jahr wieder in Bosnien, habe eine Geschichte gemacht, also, dort ist, ja, in manchen Gebieten die Atmosphäre auch so, dass, also es hat sich nicht viel geändert, also die würden sich morgen an die Gurgel gehen, wenn es, wenn es genügend, 14 Tage lang politischen Druck macht in diese Richtung und, und Medien und Trommeln und so weiter und dann sind sie relativ schnell wieder dort, und Minenkugeln auch genug herum in dieser Gegend, also, aber sonst diese Geschichte hat 96 aufgehört, da ist mein Sohn auf die Welt gekommen und danach habe ich irgendwie Dokus gemacht und habe eine Redaktion geleitet für eine Sendung und damit war das vorbei, also einen Strukturen-Job im Haus.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen oder gar zu verdrängen?

WE: Nein, bewusst nicht. Dann man erinnert sich schon immer wieder, aber es ist nicht, aber sicher nicht so, dass irgendwie jeden Tag nach dem Frühstück irgendwie präsent wäre, sicher nicht. Nein, in manchen Zeiten, es ist natürlich so, man kann sich dadurch, durch diese Erfahrung kann man, hat man viel besseres Gefühl, wie es jetzt ist in Somalia oder in Afghanistan oder sonst irgendwo. Also man kann sich das wesentlich besser vorstellen, auch wenn man in diesen anderen Länder in Frieden besucht hat - ja? Man hat, das, das, was sicher bleibt, ist ein wesentlich besseres Gefühl, eine wesentlich bessere Vorstellung dessen, wie es dann wirklich ist dort, wie es sich anfühlt und so. Das dann, also das ist eine gewisse (...) kriegen Bilder, die ich heute sehe, aus irgendwelchen Gegenden schon, durch die Geschichte. Das hat es vorher nicht gehabt, in dem Sinne - ja?

SH: Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse zu verarbeiten?

WE: Da gibt es nichts mehr zu verarbeiten. Das ist sehr lange her.

SH: Was haben Sie vorher gemacht?

WE: Wenn man dort ist, das, was jeder, das, was so gut, wie jeder andere macht, also es ist relativ schwer einzuschlafen, wenn irgendwie draußen die Granaten fliegen. Es hat keinen Rhythmus und keine Regelmäßigkeit, und es ist einmal näher da und einmal weiter weg und, ja, also, also was soll ich sagen? Also ich glaube, also irgendwie, haben die meisten mit einer Flasche Whiskey Entspannung gefunden, sage ich mal. Wobei man da irgendwie aufpassen muss, dass man nicht zu viel erwischt, weil, wenn irgendwie was passiert und einem das im Schlaf überrascht, muss man auch reagieren können, also, ich glaube, das muss sehr dosiert umgehen, also im Großen und Ganzen, glaube ich, kann man sagen, dass, dass, also in solchen Situationen ziemlich viel Alkohol fließt, aber Komasaufen ist es sicher nicht, weil das wäre tödlich unter Umständen.

SH: Wem hatten Sie Ihre Erlebnisse erzählt?

WE: Naja, damals mit meiner Frau, nicht mit meiner jetzigen Frau, wir waren zum Teil gemeinsam unterwegs in einem Gebiet. Sie hat auch berichtet für den ORF, aber da reden wir dann am Abend darüber, über das, was war. Weil sehr oft sind wir gemeinsam gegangen, weil ich habe vielleicht eher das aktuelle gemacht und sie eine Magazingeschichte oder in der Form, also wir haben uns die Arbeit aufgeteilt und ja, da war schon spezielle Situation und da reden wir halt klarerweise, dann nachher als Fernsehjournalist ist man, hat man immer ein Kamerateam, mit denen redet man. Und natürlich ist es so, dass sich die eigenen Eltern Sorgen machen, das heißt wir hatten damals Satelliten-Telefone eigentlich immer dabei, dass meistens nach also, wenn man irgendwo unterwegs war, spätestens in einer Stunde halt irgendwie funktioniert hat und ich hab dann sicher, also sicher zumindest jeden zweiten Tag irgendwie angerufen und hab irgendwie gesagt, passt schon, rennt eh. Mich gibt es noch, sozusagen. Falls sie mich eh im Fernsehen gesehen haben am Abend. Das war immer der Check, also meinen Eltern gewissermaßen, ob ich in der ZIB auftauche oder nicht.

SH: Welche Hilfsmittel haben Sie noch genutzt, um sich abzulenken?

WE: Um sich abzulenken?

SH: Von den ganzen Erlebnissen.

WE: Man arbeitet eh irgendwie die ganze Zeit, irgendwie, man muss schauen, wie man herunterkommt - na? Es gibt immer, es gibt immer, es gibt immer irgendwas zu tun, immer was zu checken, den morgigen Tag vorzubereiten oder irgendein Material anschauen, oder mit irgendwen herum telefonieren, irgendeine Geschichte verkaufen und so. Also Arbeit in solchen Umständen, geht, rennt vom Aufstehen bis zum Schlafengehen genau genommen, ja was macht man? Man kann sich, wenn es irgendwo erwischt, kann man irgendwo mal, ja, weiß ich nicht, in ein Lokal gehen oder in ein Restaurant, so weit das noch funktioniert. Also ein paar Restaurants gibt es noch, da geht dann, da geht dann die Schmuggelmafia hin oder die Leute, die die irgendwie nachher Geld haben und denen es gelingt irgendwie Sachen reinzubringen in die belagerte Stadt. Aber das ist das einzige, also sonst hat es da nicht wirklich was gegeben.

SH: Was sagt Ihnen das Dart Center?

WE: Was für ein Center?

SH: Das Dart-Center.

WE: Dart.

SH: Wie das Spiel.

WE: Gar nichts. Sind das nicht irgendwie, also irgendwie fällt mir das nicht ein.

SH: Das ist eine Organisation...

WE: Ja.

SH: Mit Sitz in London und die ist zuständig für Journalisten bzw. sie hilft den Journalisten und unterstützt sie, die...

WE: Ich glaube, ich habe, von denen habe ich eine Broschüre einmal in der Hand gehabt. Das, der Name ist mir entfallen, aber ich glaube, die habe ich sogar daheim stehen irgendwo. Über das Verhalten in Krisensituationen, mit irgendwie so ein Schwarz-Weiß Einband außen, so eine Hülle irgendwie, also so wie gesagt Struktur, ja.

SH: Stehen Sie in Kontakt zu diesen Leuten?

WE: Nein.

SH: Hatten Sie schon mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

WE: Nein, nein. Meine Frau hat öfters davon geredet, aber nein. Nein, aber so traumatisiert bin ich nicht irgendwie aus dieser Geschichte hervorgegangen. Naja, vielleicht, wenn das Schlimmste mir selber wirklich erspart geblieben ist, im Gegensatz zu manchen anderen Kollegen, die also, die das, so wie Fritz Orter den der eigene Tod ein paar Mal - wie soll man sagen? - viel präsenter war, also präsent war er bei mir auch, aber nicht auf diese grauslige Art, wie dem Fritz in Afghanistan einmal, also ich glaube, dass hat nämlich relativ lang gedauert, während - ich weiß nicht - wenn, wenn mein Auto unter Beschuss war oder so und ich mich irgendwo hineinretten kann, dann weiß ich nicht und es geht es draußen, fliegen halt die Projektile gegen diese Deckung und das hört man und das spritzt und so und gleichzeitig kann man sich irgendwie die Kugeljacken anziehen und dann in irgendeinem Moment irgendwie dann mit 100 mit dem Auto aus der Deckung rausgefahren, irgendwohin rasen, in der Hoffnung, dass er nicht gut genug, Ziel oder so und dann ist man das irgendwie, ja, dann ist das irgendwie so - wie soll man da sagen? - dann ist man immer noch aktiver Teil der Geschichte und handelt in gewisser Weise, während wenn sie einen haben, so wie sie den Fritz gehabt haben, und ihm alles wegnehmen, und ich weiß nicht, gerade noch, ich weiß nicht, nach wie langer Zeit gnadenhalber das Leben lassen und das ist noch mal was anderes, also.

SH: Gut, von meiner Seite war es das jetzt. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?

WE: Naja, ich überlege gerade, was von der Dimension, das irgendwie sozusagen erfasst, welche, welche Teile, also, das Trauma, das Trauma, ich kann das auch in einer anderen Weise ausdrücken, das ist dann natürlich so, dass wenn diese Sachen, wenn man solche Sachen erlebt hat, dann hat man auch eine andere Vorstellung davon, wozu die lieben Mitmenschen im Stande sind und man sieht, wie dünn unter Umständen der Zivilisationsfirnis ist und das gilt dann letztlich auch für Städte wie Wien oder sonst wo,

weil und diese Einsicht ist natürlich, also die bleibt und das ist, ich weiß nicht, ob das eine Reifung, eine Reifung ist oder gar ein Trauma ist, aber man sieht das dann schon irgendwie, was potenziell alles möglich ist, irgendwie mit anderen Augen und beginnt die Dinge, die man vorher vielleicht nicht so geschätzt hat, wie Polizei und Staat und solche Sachen, beginnt man dann irgendwie zu funktionieren und unkorrekt sind einigermaßen bemüht man sie sehr zu schätzen. Das hat nichts mit Trauma zu tun. Ich habe das auch aktiv gesucht bis zum gewissen Grad, also. Ich hab nicht, der ORF dorthin hingeschickt, sondern ich wollte das, weil es mich interessiert hat. Ich bin im, also ich war früher Reserveoffizier auch, und ich wollte einfach wirklich wissen, wie das, ich wollte einfach wissen, wie das wirklich ist. Und da, und war dadurch natürlich, wie soll ich sagen, ja dadurch hat es mich nicht erwischt irgendwie, sondern ich habe versucht das kennenzulernen, das ist nicht über mich gekommen. Und das macht vielleicht noch einen Unterschied, den in der, das mir wirklich nichts schlimmes passiert, also Unterschied in der Offenheit der Traumatisierung und nein, es ist wie ein ganz ein, ganz ein interessanter Versuch irgendwie, sich der Geschichte zu nähern und greift doch, ja, bissl, bissl kurz und ja, ich glaube, der Fritz wäre da noch interessanter Gesprächspartner und vielleicht, vielleicht meine Frau auch, weil sie natürlich zu, die ist natürlich, also die hat Sachen erlebt, die ich nicht erlebt habe. Sie ist gegangen ins Krankenhaus, wo die gestanden sind bis zum Knöcheln. Also, die ist mehr zu den Leuten gegangen und mehr zu den Soldaten gegangen und dann also tendenziell bei dieser, dieser Geschichte.

SH: Wie heißt Ihre Frau?

WE: Neuhauser.

SH: Mit ihr habe ich eh nächste Woche einen Termin.

WE: Aha, ja. Okay.

SH: Gut, dann danke ich Ihnen.

WE: Gerne.

Anhang 10:

Interview mit Helmut Opletal
7. September 2009, ORF-Rundfunk - Büro
Dauer: 24:01

SH: Gut ganz allgemein: Welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

HO: Sie meinen jetzt allgemein?

SH: Ja, ganz allgemein.

HO: Eigenschaften, jetzt als persönliche Eigenschaften oder...

SH: Persönliche Eigenschaften.

HO: Weil sonst muss man halt, weiß nicht, gut schreiben, gut formulieren.

SH: Persönliche Eigenschaften.

HO: Also ich glaub, versuch einmal, ich glaube man braucht ein ganz gutes Allgemeinwissen, einfach um gut einschätzen und einordnen zu können die Informationen, die man sammelt. Ich glaube ein gutes Abstrahiervermögen, es, ja ich mein, ich kann die, die Grundzüge eines journalistischen Selbstverständnisses herunterbeten, sachgerecht formulieren, sachgerecht analysieren, alle Seiten zu Wort kommen lassen.

SH: Was sind Ihre persönlichen Eigenschaften?

HO: Meine persönlichen Eigenschaften? Also ich versuche schon diesen Anforderungen irgendwie nachzukommen, nicht? Also, ob ich jetzt das eine besser oder das andere nicht so gut kann, das weiß ich nicht, also das möchte ich nicht selber beurteilen.

SH: Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Krisengebiet aus?

HO: Also ich versuch ein bisschen zu verallgemeinern, weil so allgemein ist es ja nicht grundsätzlich und das ist, Situationen sind unterschiedlich und wie gesagt, ich bin eigentlich nicht in ganz schlimmen Kriegsgebieten wirklich zu Zeiten des Krieges gewesen, meistens kurz nachher. Die Rahmenbedingungen sind, dass es wenig Infrastruktur oder schlechte Infrastruktur gibt, teils, sowohl für Reisen, für sich bewegen, für, aber auch Nachrichten zu übermitteln, das ist oft sehr schwierig. Auf der anderen Seite, die Leute, gerade in Krisensituationen sind sehr bereit zu reden über ihre persönlichen Erfahrungen, das weiterzugeben und zwar oft in einer Weise, wie man das selbst gar nicht aufnehmen kann, und, und vor allem auch nicht die Erwartungen erfüllen kann, die die Leute haben, also jetzt sozusagen ihr persönliches Anliegen an den nächsten Tagen in der ganzen Welt bekannt ist, das ist meistens eine Illusion, die sich, die die machen und Rahmenbedingungen? Ja, natürlich Sicherheit, ist manchmal schwer einschätzbar, auch für sich selber, auch für die Gesprächspartner, die man hat für die Leute, die einem begleiten, betreuen, das ist oft schwierig.

SH: Inwiefern beeinträchtigt Ihre Erfahrungen im Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit?

HO: Beeinträchtigt? Beeinträchtigt tut es das nicht, nein.

SH: Gar nicht?

HO: Nein, das ist Teil der journalistischen Arbeit. Und keine Beeinträchtigung mehr.

SH: Okay, und wie gehen Sie dann nach einem Einsatz in einem Kriegsgebiet, ich meine Krisengebiet an ein Thema heran?

HO: In welchem Sinne jetzt? Ob ich jetzt dann anders daran angehe?

SH: Genau.

HO: Naja, ich glaub grundsätzlich, aber das gilt jetzt nicht nur für Krisengebiete, dass der eigene persönliche Eindruck, die persönliche Erfahrung immer, ich sag auch die Berichterstattung leichter macht, aber auch einfach realistischer, also das Gefühl jetzt wirklich selber was erlebt, gesehen, gehört zu haben, schafft, erleichtert ist, darüber ist zu berichten, also man fühlt sich nicht so, wenn man irgendwie eine Retouremeldung abschreibt. Die persönliche Betroffenheit, ja, kommt darauf an, dass das, es ist in jedem Fall da, aber es ist nicht immer etwas, es ist auch manchmal etwas was hilft, hilft sich für etwas zu engagieren oder, oder, aber es kann auch etwas sein, wo man manchmal sagt, Vorsicht, ich darf mich da nicht vom, vielleicht von emotionalen Elementen zu sehr mitreißen lassen, das ist vielleicht gar nicht meine Aufgabe, da jetzt für oder gegen irgendeine Sache zu berichten, sondern ich, meine Aufgabe ist es, möglichst sachgerecht darüber zu berichten und den Leuten, Zuhörern, Zusehern, Lesern ein, selber ein Bild zu geben auf, das ihnen die Einschätzung erleichtert.

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Krisengebiet zu die der Polizisten oder Feuerwehrleute oder Ärzte oder Mitarbeiter des Roten Kreuzes?

HO: Naja, ein wesentlicher Punkt, den ich immer wieder erlebt habe und wo ich auch oft das gar nicht so leicht verständlich machen konnte, ist dass ich ja nicht unbedingt Hilfe bringe - ja? Also ich tu eigentlich nicht, ich sage nicht unbedingt etwas, das die betroffenen Menschen für die die Situation irgendwie leichter macht, manchmal schon, manchmal indirekt, in dem ich, wenn ich irgendwelche Nöte oder Leiden beschreibe, das dazu führt, das Hilfe gegeben wird von anderen, aber es ist nicht immer so, und nein, es ist nicht meine Aufgabe. Die Aufgabe ist zu beschreiben, darzustellen, was dort passiert, warum das passiert? Und wie das weitergeht und was die Helfer machen oder nicht machen, aber meine Aufgabe ist es nicht Hilfe zu geben und Hilfe auch nicht zu organisieren. Das ist manchmal sehr schwer für einen selber, diese Situation so zu akzeptieren, aber auch schwer für die Gesprächspartner, das zu verstehen, nicht?

SH: Wollen Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben?

HO: Ja, aber das ist schon bald. Und nein, genau genommen, also Krisenberichterstattung im strengen Sinn, mache ich schon seit einigen Jahren nicht mehr, kaum mehr. Das ist, das hat sich nicht wirklich, bei uns wird das wenig gemacht, als insofern ist das...

SH: Aus welchem Grund?

HO: Naja, weil, also bei uns sage ich mal im Radio, weil wie soll man sagen, im Fernsehen schon mehr, weil einfach die Wirkung des Bildes, und die, das, das ist immer noch sehr stark. Im Radio, wir haben viel kleinere Budgets, Krisenberichterstattung kostet auch sehr viel Geld oft, nicht immer, aber manchmal werden wir von Hilfsorganisationen quasi eingeladen, wohin mitzufahren oder betreut zu werden, aber sonst kostet das viel und das ist sicherlich keine Priorität, das man nämlich selber hinfährt und die Informationen sind auch oft sehr bei den großen Krisen und Kriegen, sind dann oft verfügbar. Man braucht auch viel Zeit für, die man hier in den Redaktionen, nicht mehr so hat, wie früher der Fall war, speziell im Radio. Was mich persönlich betrifft, ist einfach das viele jüngere Kollegen das machen.

SH: Wann war Ihre letzte Reise?

HO: In ein Krisengebiet?

SH: In ein Krisengebiet.

HO: Ja, wahrscheinlich war es Afghanistan 19..., Afghanistan 2001, 2000 oder so. Also richtig ein, ein, da war ich in Afghanistan und in Kaschmir, die beide sehr problematisch waren. Ich denke gerade nach, ob, ich glaube das war, die letzte Reise dieser Art, die ich gemacht habe, also es ist 9 Jahre her.

SH: Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Krisengebiet verändert?

HO: Gar nicht. Aber es liegt auch daran, dass ich vielleicht nicht so viel war, wie der Fritz Orter, der nichts anders macht - na?

SH: Okay. Was für Gedanken haben Sie immer kurz vor Ihrem Einsatz?

HO: Also ich muss jetzt auch wieder sagen, nach dem ich in letzter Zeit das nicht so oft mache. Ich habe eine Zeit gehabt, da war ich in Afrika-Korrespondent, da habe ich 3 Jahre in Afrika gelebt, da war das mehrmals im Jahr, dass ich in Krisengebiete gereist bin, aber eben nie wirklich in Kriegssituationen, die, wo ich mich jetzt in großer Gefahr begeben hätte, das heißt diese Ängste oder Sorgen habe ich eigentlich nie gehabt, auch wenn ich es vielleicht manchmal hätte haben müssen, also, aber ganz ungefährlich war es nicht immer - ja? Aber da habe ich mir nicht wirklich Gedanken gemacht und sonst habe ich mich vorbereitet, gelebt, also nicht jetzt, dass ich unter speziellen emotionalen Belastungen vorher war, das war dann eher nachher stärker, sondern man bereitet sich vor, man ruft Journalisten, Kollegen an, die schon vielleicht diese Erfahrung haben, und fragt sie, auf was muss ich aufpassen, was muss ich beachten und so. Also das eher sachlicher Zugang in der Vorbereitung in meiner, in meinen Situationen gewesen.

SH: Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

HO: In Erinnerung geblieben? Nein, aber so die, die stärksten Eindrücke, die ich hatte, wenn ich es jetzt so formuliere, war sicher Somalia, das ich - glaub ich - 8 Mal erlebt habe, zu einmal kurz vor, wo der Bürgerkrieg begonnen hat und dann 7 Mal während des Bürgerkriegs.

SH: Und welche Situation ist schwer zu verarbeiten?

HO: Also ich sage jetzt zwei Dinge, das eine waren die wenigen Male, wo ich bemerkt habe, dass ich selber in Gefahr bin, weil ich bei einer Schießerei gekommen bin, das ist mir in Somalia einmal passiert und sonst halt, wenn man mit besonders dramatischen Schicksalen konfrontiert ist. Menschen, die - ich weiß nicht - alles verloren haben, Angehörige verloren haben, verletzt sind und oder es gab immer wieder Hunger, stark Hungersituationen - nicht? Also das ist, wo man nicht viel machen kann, außer sagen, ja, das Rote Kreuz kommt eh oder das, das.

SH: Welche Erfahrung in einem Kriegsgebiet belastet Sie heute noch?

HO: Also wirklich belasten, nichts.

SH: Nichts.

HO: Also nicht das mir das bewusst wäre. Belasten im Sinne jetzt, das ich davon träume oder das ist zum Teil zu lange her und wie gesagt, so die ganz ganz schlimmen Sachen habe ich wirklich nicht erlebt.

SH: Wie haben Sie sich auf einen Einsatz vorbereitet?

HO: Ja, wie ich schon gesagt habe ich mich bei Kollegen, die schon dort gewesen sind, erkundigt, Informationen zu sammeln, gesucht, viel mehr eigentlich nicht.

SH: Welche Angebote bzw. Seminare sind Ihnen von Ihrer Redaktion zur Vorbereitung...?

HO: Keine.

SH: Keines.

HO: Keine.

SH: Keine einzige.

HO: Weiß ich nicht, weiß ich nicht, ob es das im ORF jemals gegeben hat. Ich glaube nicht. Aber die meiste Zeit, wo ich in Krisengebiete war, war ich eh selber als Korrespondent irgendwo stationiert und daher stellt sich diese Frage sowieso nicht.

(...)

SH: Denken Sie über die Erlebnisse nach oder versuchen Sie zu, diese zu vergessen oder gar zu verdrängen?

HO: Ich glaube das ist beides ein bisschen - nicht? Also ich habe natürlich, denke ich darüber nach und versuche, das ist ja, auch wenn ich nachher darüber schreiben muss oder Radio- oder Fernsehberichte verfassen musste, muss man natürlich darüber nachdenken, wie man das einordnen, wie man das erklärt, wie man, was da wirklich passiert. Das Verdrängen ist eher die, das findet eher dort statt, wo ich irgendwie, so irgendwie das Gefühl habe als Journalist bin ich eigentlich oft Fehl am Platz, weil ich nicht, wie schon gesagt, der bin, der jetzt wirklich die Hilfe bringt - ja? Also, das ist das, was man manchmal ein bisschen verdrängen muss, wenn man diese Arbeit machen will - ja? Wo man jetzt sagen muss, eigentlich wäre es nicht gescheiter, ich geh zu einer Hilfsorganisation und tu jetzt Lebensmittel bringen oder, oder für Ärzte ohne Grenzen, gut

ich bin nicht Arzt, aber irgendwie versuchen den Menschen unmittelbar zu helfen, anstatt nur mitzuschreiben oder auf, zu fotografieren oder das Mikrofon hinzuhalten.

SH: Wodurch versuchen Sie Ihre Erlebnisse zu verarbeiten?

HO: Durch meine journalistische Arbeit.

SH: Durch Schreiben?

HO: Bitte?

SH: Durch Schreiben?

HO: Durch Berichten, ja ja. Das ist auch die Form, mit der ich immer aufgearbeitet habe und damit auch die Distanz gefunden habe.

SH: Welche Hilfsmittel benutzen Sie, um sich abzulenken? Außer Schreiben?

HO: Jetzt nachher, oder?

SH: Nachher dann, ja.

HO: Keine, also ich weiß nicht. Nicht, also nicht, das ich mich gezielt jetzt davon abgelenkt hätte - nicht? Außer, aber es war sowieso immer für mich etwas, was was relativ kurze Unterbrechungen des Alltags war, paar Tage - nicht? Wie das ich wochen- oder monatelang in Krisengebieten gewesen wäre.

SH: Wem erzählen Sie Ihre Erlebnisse in einem Krisengebiet?

HO: Ein bisschen Freunden, Kollegen.

SH: Familie auch?

HO: Wenig, ja? Außer die Berichte selber, die ich halt mache. Aber so persönliche Gespräche eher wenig - ja?

SH: Also eher mit Kollegen.

HO: Jaja, weil auch, weil es oft schwierig ist, das zu vermitteln - na? Für Leute, die es selber nicht dort waren oder wie es, welche Rahmenbedingungen (...) Aber hier mit Kollegen und interessierten Freunde, das ist.

SH: Was sagt Ihnen das Dart Center?

HO: Nichts. Das Dart?

SH: Ja, wie das Spiel.

HO: Wie der, wie der, der, der.

SH: Pfeil, genau.

HO: Nein, nein.

SH: Und zwar ist das eine Organisation mit Sitz in London und die ist zuständig für Journalisten, die traumatisiert sind,

HO: Ja, ja.

SH: Sie unterstützen sie dabei und helfen denen.

HO: Ja, ja.

SH: Sagt Ihnen gar nichts?

HO: Wenn Sie es sagen, glaube ich, ist das mir schon untergekommen, aber ich kann jetzt nichts.

SH: Also Sie stehen nicht...

HO: Nachdem ich nicht traumatisiert oder nicht traumatisiert gefühlt habe oder zu der Zeit, wo ich berichtet habe, hat es wahrscheinlich nicht gegeben oder nicht in dem Ausmaß.

SH: Es ist erst seit kurzem.

HO: Naja, also.

SH: Also Sie stehen nicht in Kontakt zu den Leuten.

HO: Nein.

SH: Nicht. Okay. Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

HO: Nein.

SH: Nicht. Gut, das war es jetzt von meiner Seite.

HO: Das war alles?

SH: Das war alles. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?

HO: Nein, ich wüsste nicht, was ich jetzt noch, ja.

SH: Ja.

Anhang 11:

Interview mit Claudia Neuhauser
29. September 2009, ORF-Zentrum - Büro Weltjournal
Dauer: 48:47

SH: Ganz allgemein: welche Eigenschaften sind für Ihre Arbeit als Journalist für besonders wichtig?

CN: Eigenschaften für meine Arbeit als Journalistin? Ich würde mal sagen Neugier, beim Fernsehen speziell würde ich sagen Neugier am Menschen, weil Fernsehen ein sehr emotionales Medium ist, und daher den Menschen braucht. Hartnäckigkeit, Check, Re-Check. Immer sozusagen auch nicht nur die eigene These verfolgen, sondern auch immer überprüfen, ob sie haltbar ist. Die Suche nach der Objektivität, wenn man im Öffentlich-rechtlichen ist, ist auch wichtig.

SH: Wie sehen die Rahmenbedingungen in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet aus?

CN: Können Sie die Frage etwas enger definieren? Was heißt Rahmenbedingungen? Was verstehen Sie darunter?

SH: Wenn Sie kurz vor, kurz vor einem Kriegs- bzw. Krisengebiet eingesetzt werden - was sind die Rahmenbedingungen? Was machen Sie davor?

CN: Also, ich kann jetzt nicht sozusagen prinzipiell über das Thema sprechen, weil ich in Kriegs- bzw. Krisengebieten eingesetzt wurde, im Jugoslawien-Krieg 1991/92 und ich danach mich nicht auf Kriegsberichterstattung spezialisiert habe, weil das im ORF auch fast nicht möglich ist. Wir haben einen einzigen Berichterstatter, den Fritz Orter, der das wirklich seit vielen Jahren macht. Ansonsten waren das immer wechselnde Redakteure und Redakteurinnen - je nachdem, wer sich überhaupt interessiert und sich gemeldet hat. Es war eine freiwillige Leistung. Und wir auch als Fernsehanstalt nicht wirklich, so wie zum Beispiel die BBC, uns wirklich auch bei jedem Krisenherd dorthin bewegen und berichten - ja? Das heißt, Rahmenbedingungen per se kann ich jetzt nur erzählen, wie sie damals waren. Nämlich, damals war Generaldirektor, Generalintendant Gerd Bachre. Es war ein Krieg in unmittelbarer Nachbarschaft von Österreich und es gab in dieser Intensität, sage ich einmal, aus meiner Erfahrung - ich habe selbst 86 beim ORF - gab es keinen Präzedenzfall für ORF, das heißt es gab keine definierten Rahmenbedingungen, sondern es war ein Learning-by-Doing. Und es hat damit begonnen, dass ich mit einem Kollegen, also wir waren schon im Kroatien-Krieg und Bosnien. Sind wir einfach, als der Krieg dort sozusagen ausgebrochen ist. So wie an jedem anderen Ort auch, haben uns dort hindurchgeschlagen, hatten keine Ausrüstung, hatten gar nichts - ja? Und haben von Null auf begonnen, ein Büro aufzubauen, haben gleichzeitig, was ganz wichtig war, aufgebaut hier eine Back-up-Mannschaft, weil das wichtig ist. Du bist ja dort sozusagen im Krisengebiet und du brauchst hier Leute, die dich betreuen. Das gab es alles am Anfang nicht. Also wenn man - ich weiß nicht - um acht Uhr am Abend irgendjemanden erreichen will, für Sondersituationen, dafür war diese Struktur hier nicht eingerichtet. Das heißt, wir mussten uns das alles selber bauen. Wir hatten keine gepanzerten Fahrzeuge, wir hatten keine Schutzwesten, wir hatten keine Helme, wir hatten nichts am Anfang. Und haben uns erst in der Erfahrung mit Kollegen mit den Kollegen von der BBC, die uns geholfen haben einmal erarbeiten, was brauchen wir

überhaupt in einer Kriegssituation dieser Größenordnung um als Journalisten, Reporter und Reporterinnen arbeiten zu können. Das heißt die Rahmenbedingungen haben wir uns Schritt für Schritt, von jedem Einsatz selbst geschaffen - ja? Weil der ORF eben kein Unternehmen ist, das jetzt Kriegsberichterstattung als sein Kerngeschäft, als seine Kernaufgabe definiert und daher jetzt auch nicht irgendwelche Procedure hat. Ich denke, was heute mittlerweile, also es sind ja einige Jahre vergangen, was heute selbstverständlich ist, dass die Journalisten auch besser versichert werden, auf Risiko und so weiter. Das sie auch, normalerweise auch besser bezahlt werden, also wir waren damals als Freie, ich zum Beispiel als Freie. Wir sind darauf gekommen, dass die Kameraleute und die Tonassistenten für jeden Tag, den sie im Krisengebiet waren, haben sie irgendwie Extraprämien kassiert. Nur wir haben überhaupt nichts bekommen - ja? Das heißt, all diese Dinge mussten wir und langsam Schritt für Schritt erarbeiten. Was davon heute im ORF noch praktiziert wird, muss ich ehrlich gesagt passen. Ich bin jetzt nicht mehr im Aktuellen Dienst. Im Aktuellen Dienst treten ja gelegentlich diese Krisen auf, da müssen Sie mit dem Fritz Orter reden, der derjenige ist, der sich wirklich im ORF seit vielen vielen Jahren auf das Thema Krisenberichterstattung spezialisiert hat. Der Fritz Orter ist auch ein Einzelkämpfer, so erlebe ich ihn. Ob der jetzt sozusagen mittlerweile ein Back-up hat oder ein gewissen Procedere, das vom ORF ihn zur Verfügung gestellt wird, das kann nur er sagen. Ich weiß, er kriegt natürlich technische Geräte, mittlerweile ja auch viel leichter geworden ist, wie Satellitentelefon und so weiter. Wir hatten ja damals am Anfang gar nichts und dann ein riesiges Satellitentelefon, das noch ein Vermögen gekostet hat, das sehr kompliziert war aufzubauen - ja? Ja, und wir haben, wie gesagt Rahmenbedingungen waren von uns selber zu schaffen, wir haben im Fernsehgebäude von Sarajevo am Boden geschlafen, haben dort campiert. Wir haben sozusagen Räumlichkeiten, die man uns zur Verfügung gestellt hat, das waren Büroräumlichkeiten, die haben wir umfunktioniert zu Schlafräumlichkeiten und Arbeitsräumen, alles in Einem. Haben uns alles, Kriegsmaschinen irgendwie eingeflogen. Dafür musste auch, selbst die Lebensmittel mussten eingeflogen werden. Also, hier Leute organisieren, das wir - ich weiß nicht - damals schon gelegentlich Red Bull bekamen, Spaghetti, irgendwelche Tomatendosen, damit wir, Gaskocher, damit wir uns verköstlichen konnten. Diese Dinge wurden dann Schritt für Schritt in unserer Richtung organisiert, am Anfang haben wir gar nichts gehabt, außer uns selbst und unsere journalistische Erfahrung.

SH: Waren Sie auch in anderen Gebieten, außer im Jugoslawien-Krieg?

CN: In anderen Kriegsgebieten war ich nicht. Ich war schon auch auf Reisen, wo ich sag einmal: verminte Gebiete waren, also ich bin zum Beispiel in den Nordirak gefahren, damals bei den ersten kurdischen Wahlen, von Iran aus eingereist. Wir mussten zu Fuss über einen Pass drüber, wo wir wussten, da war vermintes Gebiet ist. Solche Dinge habe ich schon gemacht, aber sozusagen wirklich Kriegsberichterstattung im eigentlichen Sinne habe ich nach Bosnien und Kroatien nicht mehr gemacht. Das war eine ganz bewusste Entscheidung, weil Kriegsberichterstattung nicht unproblematisch ist. Sie verändert einen, sie ist extrem belastend und ich hab dann auch, einige Jahre später auch ein Kind bekommen. Und dann war klar, mit einem Kind setze ich mich nicht solcher extremer Gefahr aus.

SH: Inwiefern beeinträchtigen Ihre Erfahrungen im Kriegs- bzw. Krisengebiet Ihre journalistische Arbeit damals?

CN: Die Frage habe ich nicht verstanden. Was heißt beeinträchtigt?

SH: Hat sich irgendetwas bei Ihnen getan, in der Arbeit an sich? Wie gehen Sie mit diesem Thema um, das sie vor Ort recherchiert haben? Hat sich irgendetwas verändert?

CN: In Relation, was ich zu heute mache?

SH: Nein, damals schon.

CN: Ich verstehe die Frage nicht. Es tut mir Leid. Sie müssen Sie umformulieren. Ich weiß nicht genau, was Sie meinen.

SH: Sie waren ja im Jugoslawien-Krieg damals, hat sich das irgendwie ausgewirkt auf Ihre Arbeit, auf Ihre journalistische Arbeit?

CN: Später dann?

SH: Ja, später dann.

CN: Da müsste ich jetzt nachdenken. Es ist eine schwierige Frage. Die Grundsätze meiner journalistischen Arbeit haben sich - glaub ich - nicht verändert. Ich glaube, dass ist sicher eine ganz tiefe Grenzerfahrung, die man macht in einem Kriegsgebiet und dass diese Form von Grenzerfahrung, die kann man ja sozusagen auch auf andere Krisenherde umlegen. Das heißt, wenn du - das ist, wenn du einen Krieg erlebt hast und einen Konflikt von dieser Größenordnung erlebt hast und berichtest, dann weißt du im Wesentlichen auch, dass gewisse Eckpfeiler auch in anderen Krisengebieten gleich bleiben. Dazu gehört zum Beispiel die Propagandafrage im Krieg - ja? Das ist eine ganz wichtige Begleitung oder Begleitmusik eines jeden Krieges, eines jeden Konfliktes ist, dass die einzelnen Parteien versuchen einen zu missbrauchen, und sehr stark auch Propagandainstrumente einzusetzen, sei es jetzt was, irgendwie die Behauptung der (...) anderen Seite angeht, sei es was die Behauptung der getöteten Soldaten angeht, das Einsetzen der jeweiligen lokalen Fernsehstationen und und und - ja? Das heißt in einer Konfliktsituation kommt man, läuft man immer Gefahr Partei zu werden und dessen wird man sich, wenn man das erlebt hat sehr bewusst. Und daher schärft das auch die Sinne für andere Konflikte, selbst wenn man sozusagen jetzt dort nicht physisch dagegen ist. Und man weiß einfach, das ist so. Man weiß, das ist in Nordirland so gewesen - ja? Sozusagen immer die Frage, was stimmt jetzt eigentlich, ja von all den verschiedenen Propagandameldungen. Das ist bei jedem anderen Konflikt so, sicher ein ganz wesentliches Element und ich denke, was mich persönlich auch geprägt hat, dass meine Wahrnehmung von Kriegsberichterstattung, ja sehr oft von männlichen Kollegen bestimmt war, weil Kriegsberichterstattung seltener von weiblichen Journalistinnen gemacht wird und das bedeutet auch, dass der Blick auf den Krieg sehr oft ein sehr männlicher ist, das bedeutet, dass männliche Kriegsjournalisten sehr gern die Aktion der kämpfenden Teile der Bevölkerung berichten und seltener anzutreffen sind bei der Zivilbevölkerung, bei jenen, die sozusagen, jetzt nicht aktiv kämpfen, die sozusagen auf der Opferseite sind. Und für mich war das damals schon ein ganz wichtiges Anliegen, dass ich sozusagen jetzt nicht mehr verfolge, was irgendwelche kämpfenden Soldaten in ihren Bunkern und auf ihren Plänen irgendwie für Attacken über diese und jene Frontlinie vorhaben, sondern, dass sie sehr stark zu gehen waren mit meiner Berichterstattung, in den Kellern, wo sich die Leute versteckt haben, in den Spitälern, wo die Verletzte gelegen sind. In den Alltagssituationen, weil das - meiner Meinung nach - ein anderes Bild des Krieges abgibt, also das ist sicher etwas, das mich auch geprägt hat, sozusagen, die Sinne zu schärfen für die Bevölkerung, die diesen Krieg leiden muss und weniger jetzt sozusagen auf die kriegsführenden Parteien so stark zu schauen in der Berichterstattung.

SH: Wodurch unterscheidet sich Ihre Arbeit im Kriegs- und Krisengebiet zu die der Polizisten oder der Feuerwehrleute, Ärzte bzw. Mitarbeiter des Roten Kreuzes?

CN: Naja, in erster Linie würde ich sagen, dass der Journalist ja ein Beobachter ist, der über das, was er sieht berichtet. Währenddessen die anderen...

SH: Polizisten, Feuerwehrleute.

CN: Polizisten, Feuerwehrleute, und so weiter - die Sie aufgezählt haben, sind aktiv Handelnde, die Hilfeleistung geben. Im dem Sinn ist es natürlich so, wenn neben dir wer zusammenbricht, wirst du nicht wegschauen, aber die eigentliche Aufgabe des Journalisten ist zu berichten, in die Welt hinaus zu berichten, eine Stimme der Schwachen zu sein, würde ich sagen - ja? Und daher legen wir in dem Sinne nicht aktiv Hand an bei den Leidenden, sondern wir berichten über die Leidenden.

SH: Wieso haben Sie eigentlich damals, also zu Zeiten des Jugoslawien-Krieges - haben Sie schon...Wollten Sie diesen Beruf bis zur Rente ausüben damals, oder nicht?

CN: Den journalistischen?

SH: Die Kriegsberichterstattung.

CN: Ich hatte keine Pläne bis zur Pension, dieser Terminus in dem damaligen Alter, in dem ich war, um die 30 war das, der Ruhestand oder was mache ich bis zum Ruhestand, war kein Thema, sondern ich bin eigentlich in die Kriegsberichterstattung in dem Sinn hineingeraten, weil ich Auslandsberichterstatterin war und der Krieg einfach an unserer Grenze ausgebrochen ist und daher war es naheliegend, dass ich als Auslandsberichterstatterin dorthin gehe, das hat mich interessiert. Ich hab das spannend gefunden, ich wollte da einfach wissen was ist dort, und bin dann sozusagen über einen längeren Zeitraum vom ORF immer wieder eingesetzt worden. Und die Frage, ob ich das jetzt sozusagen bis zu meiner Rente mache, stellt sich im ORF eigentlich nicht, weil wie gesagt noch einmal, der ORF kein Unternehmen ist, das in jedem Krisenherd dieser Welt aktiv anwesend ist - ja? Wir übernehmen ja auch sehr viele Berichte. Für mich ganz persönlich, war allerdings die Erfahrung im Jugoslawien-Krieg so tief, dass ich für mich beschlossen habe, dass das sicher nur ein Teil meiner journalistischen Arbeit ist, aber nicht der Einzige sein kann. Also selbst, wenn der ORF jetzt gesagt hätte, es gibt den Spezialberuf des Kriegsberichterstatters, wir brauchen dort drei Leute, die das die nächsten zehn, zwanzig Jahre machen, hätte ich mir das gut überlegt, weil ich eben das Gefühl gehabt hätte, das Grauen und das Elend, das man in dieser Berichterstattersituationen erlebt einfach so tief geht, dass es die Persönlichkeit verändert und dass es auch so ist, dass der Adrenalin-Spiegel in dieser Form der Berichterstattung so hoch ist, dass man früh oder später davon abhängig wird und gar keine anderen Geschichten machen kann, weil alles andere im Vergleich zum Agieren in einem Kriegsgebiet eigentlich fast banal und langweilig erscheint - ja? Das heißt, man bekommt ein verzerrtes Bild vom Leben, weil eben die Situation in einem Kriegsgebiet extrem spannend ist und eben eine Grenzerfahrung, wie man sie sonst nicht machen kann oder ganz selten im Leben machen kann. Ich würde mal sagen, alles, was in der Nähe von Todeserfahrungen sich abspielt, ist sehr intensiv - ja?

SH: Kennen Sie Leute, die sich so stark verändert haben?

CN: Also ich hatte damals schon das Gefühl, dass ich auch mit Kollegen von internationalen Fernsehsendern, die eben schon über Jahre in dem Bereich tätig waren, dass das Adrenalin-Junkies waren, die zum Teil auch ihre eigenen Grenzen nicht mehr gespürt haben, die sehr gefährliche Dinge getan haben und die immer sehr auf - ich möchte fast sagen - Speed unterwegs waren, sehr rücksichtslos geworden sind, sehr kalt und Teil Alkoholmissbrauch betrieben haben, um sich zu beruhigen. Und sich selber, selbst auch zum Teil gespürt haben und gesagt haben, ich muss da jetzt wieder raus, weil das ist nicht gut, aber trotzdem diesen Weg nicht mehr rausgefunden haben - ja? Also das, es verändert die Persönlichkeit, wenn man das zu lange macht und nicht aufpasst, weil man einfach in den Abgrund schaut permanent und das ist für einen Menschen eigentlich zu viel, permanent in den Abgrund zu schauen - ja? Das kann man - glaub ich - eine Zeitlang machen und sollte es nicht zu lange machen, weil der Krieg die schlechtesten Seiten des Menschen zum Vorschein bringt und die Brutalitäten, die man da miterlebt, auf die ist man nicht vorbereitet, die kann man auch nicht, also wenn das in einer gewissen Häufung ist, da kann man nur abstumpfen und sehr kalt werden, was aber in Wahrheit ja auch innerlich, aber trotzdem weiterarbeitet. Also ich würde mal sagen, Kriegsreporter, das ist eine wirkliche Spezialisierung und wenn das jemand ein ganzen Leben lang macht, kann ich mir nicht vorstellen, dass es ihn nicht nachhaltig verändert in seiner Persönlichkeit.

SH: Inwiefern hat sich Ihr Alltagsleben in Österreich zu dem im Kriegs- bzw. Krisengebiet verändert?

CN: Also damals? Also damals an einer Situation, kann ich mich erinnern, wenn ich nach Wien gekommen bin, müssen sich vorstellen, ich bin da mit, man konnte ja nur rein und raus mit Kriegsmaschinen, die dann auch irgendwie im Steilanflug irgendwie in Sarajevo gelandet sind und am Boden gesessen ist, mit den Soldaten oder was auch immer. Wenn man dann nach Wien, wie ich nach Wien gekommen bin, war das jedes Mal für mich so, wenn man von einem anderen Planeten kommt. Also, das war diese Erfahrung, dass man sich dann - ich weiß nicht - in einem Beisl im ersten Bezirk sitzen kann und ein Glas Wein trinken und den Leuten beim Shopping zuschauen, war am Anfang immer die ersten zwei, drei Tagen, hat man das Gefühl, man ist irgendwie verrückt - im wahrsten Sinne des Wortes. Also man ist in einer anderen Realität und ist aber dort noch nicht angekommen, weil man sich, dieser Wechsel zwischen Tod und Sterben, und Schießen und Granaten, und dann fliegt man zwei Stunden und dann ist man plötzlich sozusagen wieder in der heilen Welt, sehr schwer zu bewältigen - ja? Das hat immer gebraucht, eine gewisse Zeit und auch, was ich mich sehr stark erinnere, weil eben diese Granaten auch ja immer detoniert sind in dieser Stadt, die ja belagert war von den serbischen Besatzern und und und. Das dieses Krachen, also dieses Explosionsgeräusch einen extrem nervös gemacht hat und wenn ich dann hier war, in Wien war, habe ich bei jeder Autotür, bin ich sozusagen in die Luft gesprungen und habe geglaubt, dass ist ein Angriff. Und in den ersten Jahren, was ich gar nicht vertragen hab, war Silvester, also die Raketen, das hab ich absolut nicht ausgehalten, da bin ich richtig panisch geworden. Das geht heute wieder. Aber, ich bin mir eben nicht sicher, ob eine gewisse Schreckhaftigkeit, ob mir die nicht geblieben ist. Es ist schwer zu sagen, man kann auch sagen, man wird älter, das Nervenkostüm wird dünner, aber also, diese gewissen Knallgeräusche, das war am Anfang extrem. Mittlerweile ist es besser, aber es ist immer noch, ja, immer noch möglicherweise subkutan, im Unbewussten ist es da. Und, was ich auch, was mein Leben - glaub ich - nicht verändert hat, aber gewisse Bilder kommen wieder. Also ich habe immer noch - ich will nicht sagen „Flashbacks“ - aber es gibt gewisse Bilder, die sich eingepägt haben, von extrem schmerzhaften Situationen, von einem Kind, von einem Buben, der irgendwie beim Tod seiner Mutter zugeschaut hat. Also den haben sie dann ins Fernsehgebäude gebracht, im

Keller unten war eine kleine Erste-Hilfe-Station und ich habe im Fernsehgebäude gelebt und gewohnt dort. Und dann bin ich runter, und das werde ich nie vergessen. Da war ein Bub, der war sieben, sechs, sieben, dem hat der ganze Teil der Schulter gefehlt und die Mutter ist gelegen auf einer Barre, und ist irgendwie langsam verblutet und das Blut ist da so irgendwie in einem Rinnsal langsam runter, und er hat extrem geschrien: Mama, Mama. Und dieses Bild hat sich mir so eingepägt, und das werde ich einfach nie vergessen. Es gibt immer wieder Situationen, was kommt, das kommt. Und wo ich mich jetzt wieder vor Kurzem gefragt habe, was ist bloß aus diesem Buben geworden. Also der ist heute erwachsen und ist sozusagen in seinem Wohnzimmer, in seinem unmittelbaren Wohnbereich ist eine Granate durchs Fenster, sozusagen in der Wohnung im Hochhaus explodiert. Wie geht man mit sowas um? Ich ertappe mich immer noch dabei darüber nachzudenken, wie es dem heute wohl geht. Also diese Dinge haben sich eingepägt, auch die Toten und die Verletzten im Krankenhaus. Also gewisse Situationen werde ich nicht vergessen und die kommen immer wieder, die können immer noch schmerzhaft sein oder schockierend sein, aber mein Leben verändert jetzt in dem Sinn, ich glaub, ich bin da ehrlich, ganz sozusagen wieder ganz heil geworden, wenn man das so will. Ich habe selber ein Kind gekriegt in der Zwischenzeit, ja? Aber ich unterschätze das Trauma, auch für den Kriegsberichterstatte oder der Kriegsberichterstatteerin nicht.

SH: Welche Erfahrungen in Kriegs- bzw. Krisengebiete belastet Sie heute noch?

CN: Ja, das habe ich gerade...

SH: außer...

CN: Das war gerade die Beantwortung, ja, dass ich einfach weiß, wie, was für grauenhafte Dinge passieren, was ich zum Beispiel auch nicht mehr gut kann, das hat aber auch nicht, das ist eine Kombination aus dieser Brutalitätserfahrung und auch der Geburt meines Kindes. Weil da ist sozusagen die Sensibilität eigentlich gestiegen seit der Geburt meines Sohnes, in dem Sinne, dass ich Misshandlungen und Brutalitäten an Menschen, und speziell an Kindern im Fernsehbild nur mehr schwer aushalte. Da war ich, wie ich jünger war unbelasteter, da hab ich noch besser vertragen und heute vertrage ich das eigentlich nicht mehr, das heißt es gibt viele Geschichten, die ich mir nicht ansehe, wenn ich nicht muss. Jetzt bin ich aber gleichzeitig in einem Geschäft, wo ich mir viele internationale Geschichten anschauen muss, aber zum Beispiel, es gibt Sierra Leone, Ruanda. Da waren extrem brutale Situationen. Und da gibt es Beiträge, die man international kaufen kann und wenn es jetzt keinen Grund gibt, das ich sage: ich muss mir die Geschichte jetzt anschauen, weil sie eventuell in Frage kommt für eine Sendung, für die ich arbeite, dann schau ich mir das bewusst nicht an und auch im Kino gehe ich ganz bewusst nicht oder versuche zu vermeiden Filme, von denen ich einfach weiß, dass sie extrem brutal sind, weil ich das nicht gut vertrage. Und das ist irgendeine Kombination aus dem, was ich real erlebt habe, sicher und eben aus dem, der Erfahrung Mutter zu sein und diese beiden Dinge gehen irgendwie nicht zusammen, also das wirkliche Abschalten-Können und sich irgendwie dem emotional nicht auszuliefern, wenn Menschen extrem misshandelt werden und verletzt werden. Das kann ich nicht mehr gut. Das konnte ich, als ich jung war, und beim Fernsehen angefangen habe wesentlich besser - ja?

SH: Welcher Einsatzort ist Ihnen in Erinnerung geblieben?

CN: Ja sicher Sarajevo, Zagreb Luftangriffe. Noch ein paar andere Orte in Bosnien, auch in Ostslawonien. Der eine fällt mir nicht ein, da bin ich auch verhaftet worden, in einem

serbisch-besetzten Ort von Bosnien, wo eine extrem brutale Atmosphäre war, fällt mir der Name grad nicht ein, kommt vielleicht später. Dann noch...

SH: Wieso wurden Sie verhaftet?

CN: Weil wir, weil ich mit serbischen Soldaten Interviews gemacht habe auf der Straße und keine Genehmigung dafür hatte. Die Genehmigung musste man sich bei der jugoslawischen Armee holen, die bekam man aber nie. Also du bekamst keine Genehmigung in Belgrad dafür, dass du in Bosnien in einem serbischen Ort mit Soldaten, auch mit den Milizen sprechen konntest. Ich war damals sehr - wie soll ich sagen - unbedarft mutig und ich wollte halt eine gute Reporterarbeit machen und ich fahr dort einfach hin und mache das, was wir hier auch machen und red einfach mit den Leuten auf der Straße und mit den Soldaten und was sich dann als extrem gefährlich herausgestellt hat, weil sie das zum Teil auf mich angelegt haben, vor lauter Aggression. Weil das österreichische Fernsehen bei den Serben, bei vielen Serben sehr verhasst war, weil Österreich damals politisch auf der Seite Kroatiens war und sozusagen der ORF war damit de facto von den Serben, als kroatisch, kroaten-freundlich, serben-feindlich gebrandmarkt und die wollten mich dort nicht. Und die wollten schon gar nicht, dass ich mit den Soldaten rede. Und die haben mich dann verhaftet, und haben versucht die Bände wegzunehmen, wollten meine bosnische Übersetzerin, das war das gefährlichste daran, nicht mehr freigeben, was absolut, also das wäre für sie extrem gefährlich gewesen, wenn ich sie dort gelassen hätte, weil Misshandlungen waren da in der Tagesordnung, das heißt das war eine brenzliche Situation und es sind dann effektiv aus diesem Ort, als wir es gewusst haben, nach vielen Stunden freigelassen hat, sind wir geflüchtet. Also wirklich rein ins Auto und nichts wie weg, weil man nicht ausschließen konnte, dass uns nicht irgendjemand abknallt, weil die Atmosphäre war damals einfach so. Und es waren vor allem betrunkene Milizen unterwegs, und das war eben immer auch meine größte Sorge, das wir in irgendeiner Straßensperre gelangen von betrunkenen Milizsoldaten, die absolut nicht zu kontrollieren waren. Und auch einfach, ja, die Verrohung in so einem Krieg. Das hat ja damals schon begonnen, in Bosnien, die haben ja Journalisten abgeknallt. Das ist ja jetzt noch viel stärker geworden. Mittlerweile werden ja - ich weiß nicht - es werden ja auch auf Ambulanzen geschossen, es werden Journalisten abgeknallt. Das hat damals in Bosnien begonnen, dass eben, es gab keinen Respekt mehr, also wenn du „TV“ auf deinem Auto hattest, hat das absolut nicht bedeutet, dass sie deswegen nicht auf dich schießen. Oder es konnte auch bedeuten, dass sie gerade deswegen auf dich schießen. Daher haben wir dann auch gepanzerte Fahrzeuge gebraucht, weil es einfach zu gefährlich war sich so in der Stadt zu bewegen. Mit normalen Autos, was wir am Anfang auch noch gemacht haben. Und dann jedes Mal - ich weiß nicht - mit Höchstgeschwindigkeit über die Hauptstraße von Sarajevo gedüst sind, damit eben die Heckenschützen, die überall auf den Hochhäusern saßen uns nicht so gut erwischen. Also das war wirklich heftig - ja? Banja Luka, hieß der Ort genau, Banja Luka. Damals von den serbischen Milizen, das was heute Republik Srpska heißt, also sozusagen von Serben mehrheitlich eingenommene, damals gemischte bosnische Ortschaften und da war eine Stimmung, das war unglaublich. Also das werde ich auch nicht vergessen, das war richtig zum Angsthaben, eine solche offene Aggression, die man damals begegnet ist, habe ich auch selten erlebt. Habe ich auch einmal erlebt, in Zypern, an der Grenze zu Nordzypern, da war auch so eine Situation, auch so wirklich eine offene Aggression, war allerdings eine Grenzsituation, die haben mich aus Nordzypern dann ausgewiesen, nicht mehr einreisen lassen, aber sie haben, zumindest hat es so, nicht, Angst musstest du nicht, Angst haben abgeknallt zu werden, weil in diesen Ortschaften dort, du musstest Angst haben, abgeknallt zu werden. Auch, wenn du in einer Straßensperre irgendwie hängen geblieben bist, wusstest du nicht. Und das waren die wirklich gefährlichen Situationen, heute, viele Kriege sind noch viel

gefährlicher, weil wie gesagt, das wird nicht mehr unterschieden - ja? Und vor allem ist es dann oft so, dass die Lage so kompliziert ist, dass man nicht mehr weiß, wer ist Freund, wer ist Feind. Weil selbst die, die an sich Freund wären, könnten aus irgendwelche anderen Überlegungen heraus, finden, gut finden, einen Reporter abzuknallen, damit man die Gegenseite beschuldigen kann. Das waren die und nicht wir, daher sage ich, Kriegsberichterstattung heute ist wirklich extrem gefährlich, weil sich die Fronten, in dem Sinne aufgelöst haben. Es ist nicht mehr so wie früher, wo du weißt, da ist die Front X und Y, da ist der Gegner, da ist der Freund. Das hat sich heute alles verschoben, dass man eigentlich nicht mehr weiß, ja wer ist Freund und wer ist Feind. Wen kann man sich anvertrauen und vor Reporter und Reporterinnen und auch vor Leuten, die irgendwie für NGOs oder Rotes Kreuz arbeiten, hat man eigentlich keinen Respekt mehr bzw. die Kriegsparteien selbst missbrauchen die Symbole - ja? Das heißt, kannst es auch durchaus haben, dass Soldaten in Zivil sich irgendwie ein Rotes Kreuz aufs Auto kleben oder ein „TV“ aufs Auto kleben, weil sie glauben, dass sie sich besser bewegen können unter dem Schutz dieser Symbole und daher sind auch diese Symbole per se heute Ziele geworden. Das muss man einfach wissen, wenn man in dem Bereich arbeitet und ich hab immer wieder international Kollegen verloren, mit denen ich zusammen gearbeitet hab, die auch für unsere Sendung, für das Auslandsjournal sehr gute Beiträge gemacht haben, die in Krisengebiete gefahren sind, der Letzte war ein hervorragender Journalist, ein Schwede, der zum Teil auch in London gelebt hat, Martin Adler, der ist in Somalia abgeknallt worden, in Ausübung seiner Tätigkeit in einer Situation auf einem Platz, wo Menschen demonstrieren haben und eine Menschenansammlung war. Und ist dort kalt, ist mit einem Fotoapparat. Der hat alles mögliche gemacht: Fotos, Kamera. Und ist dort einfach erschossen worden. Aus dem, hinterrücks, von einem Heckenschützen. Und viele, viele - ja? Also, immer wieder, auch nicht nur in Kriegssituationen, sondern einfach in Krisengebieten (...) sowieso Somalia, zuletzt der brillierte Filmemacher von „La vida loca“, der gearbeitet hat mit diesem Maras, mit diesen südamerikanischen Banden, haben sie jetzt vor ein paar Wochen erschossen - ja? Also das wird einfach immer stärker, dass du als Berichtersteller zum Ziel wirst, und das es überhaupt keinen Respekt mehr gibt oder irgendeine Tabu-Zone, nicht Journalisten sind Ziele geworden - ja? Daher erinnere ich mich natürlich, weil ja die Frage war: an welche Orte erinnern Sie sich, natürlich an, auch an Orte, wo ich selber zum Ziel geworden bin. Nur Gott sei Dank ist es bei mir gut ausgegangen. Für eine Kollegin von CNN in Sarajevo, ist es schlecht ausgegangen, weil bei der haben sie das halbe Gesicht weggeschossen, damals. Sie war eine Kamerafrau, die hatte eine Eisenplatte, hat Gott sei Dank überlebt, hat eine Eisenplatte im Gesicht, also an dem Teil, den sie weggeschossen hatten. Ich hatte Glück, sage ich einmal - ja? Aber diese Erinnerungen haben sich natürlich eingepreßt.

SH: Welche Situation war schwer zu verarbeiten?

CN: Ja, das habe ich eh beantwortet, also das ist in den vorigen Antworten schon drinnen. Was wir damals auch nicht hatten, das muss ich noch dazu sagen, weil es um die Verarbeitung geht, ich weiß nicht, ob das helfen könnte, aber es gab damals keine, kein Coaching, keine Betreuung und Nachbetreuung. Also es ist so, dass ich weiß, es gibt, das gibt es auch bei uns mittlerweile, aber bei der BBC war das Standard, dass du, wenn du sozusagen aus Krisengebieten zurückgekommen bist, du konntest ein Gesprächscoaching haben - ja? Das gab's bei uns damals nicht, also wir haben uns, ich habe damals mit meinem heutigen Mann, aber damals war er noch nicht mein Mann, wir haben uns eigentlich gegenseitig diese Dinge erzählt. Mit anderen darüber zu reden, wie ich das jetzt Ihnen heute erzähle, habe ich eigentlich nicht, man kommt nämlich so in dieser Situation, dass man ein bisschen so Angst hat, dass man vielleicht prahlt mit diesen Dingen. Oder das die anderen glauben, man schneidet auf, wenn man so etwas erzählt

oder wenn man einfach - ich weiß nicht - irgendwelche Leichen in Wäschereien eine Geschichte macht und dann dort halt die ganzen Toten und diesen Geruch schildert und so, das heißt, man redet eigentlich nicht darüber, man kann nur mit denen darüber reden, die auch dort waren. Also ein bisschen dieses Phänomen, warum die alten Kameraden aus dem Zweiten Weltkrieg auch auf so wenig Verständnis stoßen, weil man hat, man kann mit Menschen, die das nicht erlebt haben, nicht darüber reden ohne, dass es immer so ein bisschen wirkt, als würde man so die alten Geschichten auspacken. Man kann eigentlich nur mit jenen darüber reden, die das auch erlebt haben und die da einen verstehen. Und sehr oft redet man gar nicht - ja? Das heißt, man behält das alles für sich und das erarbeitet weiter. Ein so ein Coaching-Angebot, eine Supervision, kann durchaus hilfreich sein, aber es muss jeder für sich den Weg finden. Für manche ist es auch das Nicht-Reden das bessere - ja?

SH: Sie antworten schon auf all meine Fragen.

CN: Hahaha.

SH: Hahaha.

CN: Gut, wenn Sie das transkribieren, müssen Sie das halt Ihren Fragen dann zuordnen - ja?

SH: Wissen Sie, ob es jetzt Angebote oder Seminare gibt, zur Vorbereitung?

CN: Ich weiß, dass - ich glaub, es gibt Erste-Hilfe-Kurs oder irgendsowas. Not, so in Krisensituationen, und ich glaube, es gibt auch die, es gibt von unserer Human Resources-Abteilung, gab es zumindest bis kurzen, gab es irgendwie Supervision für Krisenberichterstatter. Wobei Krisenberichterstatter kann auch jemand von „Thema“ sein, der mit Eltern von ermordeten Kindern Geschichten macht regelmäßig oder so diese Themen. Also es ist nicht so nur das Kriegsgebiet, sondern wenn du regelmäßigen chronikale Fällen, zum Beispiel berichtest. Und da ist sehr viel mit Todesfall, mit Abgängigkeiten usw. mit traumatisierten Angehörigen zu tun hast, dann ist es für den Berichterstatter oder die Berichterstatterin genau so traumatisierend - ja? Also das ist auch eine Form von großer Belastung und da gibt's schon eine Möglichkeit heutzutage, wenn man das will, kann man das haben, aber es zwingt einem niemand auf.

SH: Denken Sie über die Erlebnisse in einem Kriegs- bzw. Krisengebiet nach oder versuchen Sie diese zu vergessen oder gar zu verdrängen, Sie persönlich jetzt?

CN: Nein, ich würde sagen, nein, ich glaub, verdrängen würde ich nicht sagen, aber es spielt, also es ist interessant. Es ist diese Erfahrung bei mir abgespeichert, als wäre ich in einem Film gewesen. Also es ist so, es ist so ein bisschen - wie soll ich sagen - mir kommt es heute, wenn ich mich daran zurückerinnere, hat es so bisschen was Surreales, also es ist so, als wenn es nicht real gewesen wäre, weil es so - in meinem sonstigen Leben - nicht in Deckung zu bringen ist, das heißt, es ist so, wie wenn es eine abgekoppelte Erfahrung gewesen wäre, deren Emotion mich oder deren Schmerz mich gelegentlich noch erreicht. Auch diese Spannung, die ich damals hatte, das war ja nicht nur negativ, das war ja sicher die intensivste Erfahrung meines Lebens, das hat auch positive Konnotationen. Also ich möchte es nicht missen, das war sicher für mich einer der intensivsten Erfahrungen oder die intensivste journalistische Erfahrung, die ich machen konnte. Und ich bin sehr froh, dass ich sie machen konnte, weil wer hätte gedacht, dass ich als Österreicherin jemals mitten in Europa, aus eigener Anschauung einen Krieg

miterlebe, also gesehen war das für mich sehr bereichernd und sehr wichtig. Ich verdränge es nicht, aber es ist ein bisschen abgekoppelt, also es ist, wenn ich mich daran zurückerinnere, wundere ich immer über mich selber, das ich das wirklich erlebt habe.

SH: Wodurch versuchen Sie ihre Erlebnisse zu verarbeiten? Also was unternehmen Sie? Oder was für...

CN: Also, wie gesagt damals, habe ich mit jenen darüber, vor allem zuhause, mit meinem Partner, der auch Kriegsberichterstatte war, daher konnten wir uns darüber unterhalten, das heißt, wir haben uns damals sicher sehr intensiv ausgetauscht, auch über die unterschiedliche Wahrnehmung und Empfindung von Mann und Frau. Weil er hat das zum Teil - glaub ich - bewusst weniger belastend empfunden, als ich und Gefahren auch weniger gesehen, auch weniger an sich herangelassen, weil die Angst, die ganz starke Angsterfahrung damals, weil Angst war ein unglaublicher Faktor, also die war ja sozusagen beim ersten Mal, sie würde von Einsatz zu Einsatz größer zum Beispiel. Ganz am Anfang war ich eigentlich fast angstfrei, weil ich eigentlich gar nicht wusste, was da auf mich zukommt. Und ich war immer eine relativ sozusagen eine neugierige, mutige Person. So nach dem Motto: Ich fürchte mich vor gar nichts. Probieren wäre alles. Und die Angst ist da gewachsen, von Einsatz zu Einsatz. Und die Angst, diese Angst umgehen, das war nicht einfach, weil die ist ja oft erst rausgekommen, wenn man aus der Gefahr heraußen war oder am Abend dann, die Geschichte im Kasten hatte und gesegnet hatte und wo dann irgendwie die Spannung nachgelassen hat, die Anspannung so groß war - ja? Dass man irgendwie, ich kann mich noch erinnern, ich bin gesessen und habe gezittert - ja? Am ganzen Körper, wenn die Arbeit getan war, und währenddessen viele männliche Kollegen haben sich mit Alkohol sozusagen diesen Spannungsabbau gegeben hat und ich musste aber, und mir war völlig klar, ich war als Frau, eher ein Seltenheitsfaktor und ich stand männlichen Kamerateams vor, das war da auch ziemlich unüblich, das heißt, ich musste für diese männlichen Kamerateams eine ziemliche Autoritätsperson sein, das sie mir auch vertrauen - ja? Das war für männliche Kamerateams sehr ungewöhnlich, dass sie nicht mit einem Mann in einer Kriegssituation angeführt werden. Daher konnte ich mir da überhaupt keine Blöße geben, das war ausgeschlossen, dass ich jetzt mit den männlichen Kollegen mich da irgendwie niedersaue, zum Angst abbauen, wobei es sozusagen nichts ist, das mir gutgetan hat, das heißt, ich war da ganz strikt, ich musste das mit mir komplett alleine ausmachen. Also ich habe mich zum Beispiel sehr stark, ich habe mich versucht, sozusagen genug, rechtzeitig zu schlafen, mich immer hinzulegen, mir immer diese Pausen zu gönnen, nicht zu viel mit anderen im Fernsehgebäude abzuhängen und zu reden, sondern eher mich zurückzuziehen, mich selber, in Wien habe ich dann schon, also wie gesagt darüber geredet, aber wenig, irgendwie wenig mit den ORFlern, sondern mit den Leuten, die wussten um was es ging. Habe versucht zu meiden, Situationen, wo diese, diese, dieser Lärm oder so dann mich wieder in Angst vor Schrecken versetzt hat. Und mit der Zeit ist es besser geworden, sage ich einmal, die Zeit, die Zeit heilt - ja? Bewusst verdrängt würde ich nicht sagen, aber einfach durch das Leben in anderen Situationen beginnt dann auch sich selbst wieder irgendwie zu normalisieren, was man ja auch von vielen traumatisierten - Hallo, Servus! - das man von vielen Traumatisierenden ja kennt. Es kriegt ja nicht jeder eine Supervision und eine Therapie, in den meisten Länder dieser Welt gibt's das ja überhaupt nicht, und man weiß, dass die Selbstheilungskräfte, auf die kann man sich schon verlassen - ja? Also der Mensch hält viel aus und, wie gesagt, das hat ja beide Seiten gehabt, beide Konnotationen, sehr starke Angst, sehr starke schreckliche Erlebnisse, aber gleichzeitig auch sehr starke gute Erlebnisse, weil sie ja interessant und weil ja extrem unabhängig agieren konnte - ja? Also du kannst nie so frei arbeiten, wie als Reporter im Kriegsgebiet, im Sinne von die Firma überlässt dir jede Entscheidung, du bist vor Ort sozusagen, derjenige, der entscheidet,

und kriegt jede Unterstützung, wenn man irgendetwas braucht - ja? Unter diesem Aspekt ist es außergewöhnlich und daher gab's diese beiden Seiten, also positiv, negativ. Und wenn man sozusagen etwas jetzt nicht nur als ganz Schreckliches, vieles, waren auch andere Seiten, da waren sie und hat das ganze Spektrum der menschlichen Empfindungen, und daher kann man sich damit auch in diesem Sinn damit auseinandersetzen, man muss es nicht nur total verdrängen - ja ? Kann aber sein, dass es gewisse Dinge, die ich sehr stark weggeschoben habe, wo ich wahrscheinlich, erst, wenn ich jetzt öfters darüber wieder reden würde, dass es langsam wieder aufsteigt oder so - ja?

SH: War für Sie das Schreiben auch eine Art Verarbeitung?

CN: Schreiben, ich bin ja im Fernsehmedium, da ist ja der Text nur die Begleitung zum Bild, ich würde so sagen: Das Im-Dienst-Sein und sozusagen mit einer Fernsehkamera Berichtersteller zu sein, ermöglicht in der Situation eine extreme Distanz. Das heißt, ich habe mich selber, mich selber überrascht, wie cool ich sein konnte in sehr gefährlichen Situationen, also oft habe ich mich dabei ertappt, je gefährlicher die Situation wurde, desto ruhiger wurde ich, immer mit dem Selbstbild ich bin jetzt hier im Job. Ich bin, ich habe hier eine Aufgabe zu richten, so ähnlich, wie der Arzt - ja? Der Arzt, der Chirurg, der operiert - ja? Hat einen Job zu tun und erlebt das sicher ganz anders, als ich nur als Beobachter in einer Operation stehe, wo dort vielleicht Leute umkippen, weil sie das nicht aushalten - ja? Genau so war's. In der Situation, extrem sachlicher kühler Umgang, nachher dann kam die Angst - ja?

SH: Wem erzählen Sie Ihre Erlebnisse noch, außer Ihrem Mann? Freunde, mit denen Sie reden oder Freunde? Kollegen?

CN: Ich rede halt eigentlich, ich rede kaum darüber, also ich habe meinem Sohn das erzählt, der Familie schon, ja, zum Teil, aber auch nicht alles. Und jetzt vor kurzem ein, wieder ein damaliger Kollege, der damals noch Assi war, also Assistent, der heute Kameramann ist, da redet man darüber und erinnert sich, aber das ist kein Thema. Wie gesagt: Weil man eben das Gefühl hat, wenn man da irgendwie darüber redet, dann bekommen die anderen das Gefühl, man ist so ein Weltkriegsveteran, der über die großen Abenteuer berichtet und es kann sich jemand, der nicht in solchen Situationen war, für den klingt das eben so filmmäßig und, ja, also das Letzte, was ich wollen würde, ist dann irgendwie das Gefühl vermittelt, also wollte ich mit etwas prahlen, was ich erlebt habe - ja? Also ich würde schon darüber reden, wenn es einen guten Grund gibt, in einer, situativ etwas erzählen, aber eher selten.

SH: Was sagt Ihnen das Dart Center?

CN: Das was?

SH: Das Dart Center, wie das Spiel.

CN: Dart Center?

SH: Dart Center.

CN: No idea.

SH: Gar nichts? Und zwar ist es eine Organisation, mit dem Sitz in London, die Journalisten helfen, betreuen und unterstützen, die eben so in Kriegsgebieten waren und die relativ traumatisiert sind. Gar nicht?

CN: Nein.

SH: Haben Sie mal überlegt, die Hilfe eines Therapeuten in Anspruch zu nehmen?

CN: Wegen der Kriegs...

SH: Kriegsberichterstattung, ja.

CN: Nein.

SH: Gar nicht?

CN: Nein, also, naja, es ist eigentlich, es ist interessanterweise, es musste eigentlich relativ viel Zeit. Ich hatte schon. Ich hab das eigentlich vergessen, aber ich glaube, ich war damals extrem belastet, also in, sozusagen, wenn ich zurückgekommen bin, dann auch, wenn das rausgekommen ist. Ich glaub, dass das etwas ist, was ich heute, oder erst mit der vergangenen Zeit, klarer sehe, als ich es in der Situation gesehen habe. Ich glaube, ich war extrem belastet, ich glaube mein Nervenkostüm war ziemlich überreizt und nachdem ich keine Supervision oder nichts in die Richtung hatte und keine Rückmeldung kam, nach dem Motto: Ich glaub, Sie haben bissl ein Trauma oder Sie sind traumatisiert, bin ich irgendwie damit umgegangen - ja? Und hab einfach weitergemacht und hab dann irgendwann mal aufgehört, nach dem Motto: Das tut mir nicht gut. Aber damals habe ich, nein, das habe, das habe ich nicht so gesehen, nein. War mir eigentlich eher, das ist eine journalistische Grenzerfahrung, mit der hat man irgendwie umzugehen - ja? Das war wie gesagt 92, da hat man noch nicht so viel über diese Dinge nachgedacht, nicht bei uns. Wie gesagt, die Fernsehanstalten, die das schon professionell lange Zeit gemacht haben, wie die BBC, die haben das alles natürlich eingezogen - ja? Aber wir hatten. Das war bei uns einfach nicht...

SH: Gut - Das war es jetzt von meiner Seite aus.

CN: Echt?

SH: Haben Sie noch etwas zum Hinzufügen?

CN: Nein, ich glaub alles, was mir so spontan jetzt eingefallen ist - das ist das, was mir so einfach alles einfällt, über mich oder das Thema und ich hoffe, Sie können damit irgendwie was anfangen.

SH: Einiges, einiges.

Abstract

In der österreichischen Journalistenausbildung kommt das Wort „Trauma“ nicht vor. In der Forschung taucht die Verbindung von Journalismus und Trauma erst in jüngster Zeit, vor allem im Internet, auf. Die meisten Einträge stammen aus dem Jahr 2006. Eine Vorreiterrolle spielt dabei das „Dart Center for Journalism and Trauma“.

Journalisten sind in erster Linie wie alle Menschen - sie spüren Schmerz, Verzweiflung, Hilflosigkeit. Erst in zweiter Linie sind sie Reporter. Daher können auch Journalisten von traumatischen Erlebnissen erfasst werden. Wenn ein Unglück, eine Katastrophe oder ein Krieg ausbricht, gehören Reporter, Fotografen, Kameraleute und Assistenten zu den „first responders“ - sie sind die Ersten am Unglücksort, ebenso wie Mitarbeiter der Rettung, der Feuerwehr und andere Einsatzkräfte. Doch im Unterschied zu diesen haben Journalisten in der Regel keine Ausbildung dafür, wie sie mit solchen Situationen und wie sie mit den Menschen, auf die sie in diesen Umständen treffen, umgehen sollen.

Erst langsam ändert sich die Einstellung, Trauma und Verletzlichkeit werden ein Thema im Journalismus. Dass der Journalismus dabei weit hinter anderen Berufsgruppen zurückliegt, hängt möglicherweise damit zusammen, dass gerade Journalisten, die zu Auslandseinsätzen in Kriegs- und Krisengebieten fahren, „harte Jungs“ sind. „Inherited Macho-culture“ nennt es das Dart-Center. Ziel ist es, dieses Bild zu dekonstruieren und auf Probleme mit denen Reporter zu kämpfen haben, hinzuweisen.

Curriculum Vitae

Geburtsdatum 12. April 1985

Geburtsort Wien

Staatsbürgerschaft Österreich

Ausbildung

SS 2007 Magisterstudium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien
(Thema: Journalismus und Trauma)

September 2012 Studium der Arabistik in Wien
Abschluss mit Mag. phil.
(Thema: Homosexualität in Ägypten)

April 2007 Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien
Abschluss mit Bakk. phil.
(Thema: Al-Jazeera)

Juni 2003 AHS - 1210 Wien, Abschluss mit Matura

Sprachkenntnisse

Arabisch (Muttersprache)

Englisch (in Wort und Schrift sehr gut)

Französisch (in Wort und Schrift gut)

Latein (4 Jahre)

Italienisch, Spanisch, Persisch, Hebräisch (Anfänger - 2 Semester)